

THEODOR HEINRICH MAYER

13 773

IM EWIGEN EIS



THEODOR HEINRICH MAYER

IM EWIGEN EIS

Aus der
Geschichte der Polarforschung

300 Seiten mit 4 Kunstdrucktafeln,
2 Karten und 2 Zeittafeln

Die Erforschung der Pole gehört seit den Fahrten des Pytheas von Massilia bis zu den kühnen Vorstößen im 19. Jahrhundert und zu den jüngsten Fahrten amerikanischer und russischer Forscher zu den erregendsten Themen der Reisebeschreibungen. Wenn auch neben dem Drang zur reinen Erforschung der Pole als neue Triebkräfte solche der Politik und Wirtschaft auftauchen und die Arktis und Antarktis in ihre Interessen einbeziehen, so muß

Das Umschlagbild zeigt das Schiff der unglücklichen Scott-Expedition bei Kap Evans (1913)

13.443

THEODOR HEINRICH MAYER

IM EWIGEN EIS

AUS DER
GESCHICHTE DER POLARFORSCHUNG

Mit 4 Kunstdrucktafeln und 2 Kartenbeilagen



UNIVERSUM
VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H.
WIEN

*hist. geogr. et.
archlyh.*

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168045

THEODOR HEINRICH MAYER
IM EWIGEN EIS

IM EWIGEN EIS

AUS DER
GESCHICHTE DER POLARFORSCHUNG

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1947 by Universum Verlagsges. m. b. H., Wien

Printed in Austria



13.773

Verlags-Nr. 208

Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

W.
195/54.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

| | Seite |
|--|----------|
| Zeittafel der Nordpolarexpeditionen | 4 |
| Zeittafel der Südpolarexpeditionen | 6 |
| Ultima Thule | 7 |
| Landnahme im Norden | 24 |
| Winter auf Nowaja Semlja | 52 |
| Meuterei in der Hudsonbai | 68 |
| Robinson in der Arktis | 84 |
| Geheimnis um einen Kontinent | 112 |
| Das Opfer einer Frau | 123 |
| Wo ist die Heimat | 141 |
| Trösterin Musik | 160 |
| Tagebuchblätter | 179 |
| Festliche Heimkehr | 182 |
| Das Tor aus Eis | 204 |
| Stärker als der Tod | 219 |
| Der Dämon | 239 |
| Kameradschaft | 283 |
| Expeditionskarte des Nordpolargebietes | nach 288 |
| Expeditionskarte des Südpolargebietes | nach 304 |

N O R D P O L A R E X P E D I T I O N E N

- ca. 345 v. Chr. Pytheas von Massilia fährt nach Thule, das wahrscheinlich Norwegen sein dürfte.
- ca. 795 Entdeckung Islands.
- 1194 Entdeckung Spitzbergens.
- 1497 John Cabot erreicht Labrador.
- 1517 Sebastian Cabot sieht die Hudsonstraße.
- 1580 Das Karische Meer wird erreicht.
- 1576 Frobisher versucht als erster die Nordwestpassage.
- 1585 Davis befährt die Davisstraße.
- 1594 Barents betritt Spitzbergen und Nowaja Semlja.
- 1610 Hudson entdeckt die Hudsonbai.
- 1615 Baffin befährt die Baffinbai und den Smith-Sund.
- 1725—1742 Erforschung Sibiriens.
- 1728 Bering befährt die Beringstraße.
- 1750 Tscheljuskin entdeckt die Nordspitze Asiens.
- 1770 Neusibirische Inseln entdeckt.
- 1806 Scoresby erreicht im Osten Grönlands $81^{\circ} 30'$.
- 1819 Neue Entdeckungen im nordamerikanischen Archipel durch Parry. Schlittenfahrt im Norden Spitzbergens bis $82^{\circ} 45'$.
- 1829/33 John und James Roß entdecken Boothia Felix und King-William-Land sowie den magnetischen Nordpol.
- 1789-1839 Erforschung der Nordküste Amerikas durch Mackenzie, Franklin, Richardson, Bach und Hood, Dease und Simpson.
- 1845/47 Die unglückliche Franklin-Expedition.
- 1848/76 Suche nach Franklin. Mac Clure entdeckt dabei 1850 die nordwestliche Durchfahrt von der Beringstraße aus.
- 1853/55 Kane erforscht den Smith-Sund und das Kane-Becken im Nordwesten Grönlands.

N O R D P O L A R E X P E D I T I O N E N

- 1860/61 Hayes erforscht Ellesmereland und Grinnell-Land.
- 1871 Hall dringt zum Robeson-Kanal vor.
- 1875/76 Nares erforscht die Nordküste Grönlands, erreicht $83^{\circ} 20'$.
- 1870/71 Koldewey und Hegemann erforschen die Ostküste von Grönland.
- 1872/74 Payer und Weyprecht entdecken Franz-Josef-Land.
- 1878/79 Nordenskiöld erzwingt die nordöstliche Durchfahrt, umfährt die ganze Alte Welt.
- 1882/83 Erstes internationales Polarjahr, Katastrophe der amerikanischen Station Fort Conger unter Greely.
- 1888 Nansen durchquert als erster Südgrönland.
- 1893/96 Trift Nansens durch das nördliche Eismeer. Er erreicht $86^{\circ} 17'$.
- 1897 Ballonfahrt Andrées.
- 1898-1902 Sverdrup entdeckt neues Land im Norden Amerikas.
- 1899/1900 Cagni erreicht nördlich von Franz-Josef-Land $86^{\circ} 34'$.
- 1903/6 Amundsen befährt die nordwestliche Durchfahrt.
- 1908 Cook erreicht den Nordpol.
- 1909 Peary erreicht den Nordpol.
- 1910 Wilkitzky entdeckt Nikolaus II.-Land.
- 1913/17 Expedition Mac-Millan im Nordwesten Nordgrönlands.
- 1915-18 Stefansson erforscht die Reste des nordamerikan. Archipels.
- 1926 Byrd überfliegt den Nordpol.
- 1926 Flug der „Norge“ von Spitzbergen bis Alaska.
- ab 1912 bis heute. Systematische Detailforschungen größten Stils im Norden Asiens durch die Russen.
- ab 1912 Zahlreiche kleinere Expeditionen mit lokalen Forschungszielen.

S Ü D P O L A R E X P E D I T I O N E N

- 1772/75 Cook umfährt als erster die Antarktis.
- 1819/21 Zweite Umfahrung der Antarktis durch Bellinghausen.
- 1823 Weddell entdeckt das Weddell-Meer.
- 1830 Biscoe und Kempen sichten Land.
- 1840 Dumont d'Urville entdeckt die Westantarktis und das Adélieland in der Ostantarktis.
- 1842 James Clark Roß entdeckt das Roß-Meer, dringt zu Schiff bis 78° vor.
- 1895 Erste Landung auf der Antarktis durch Borchgrevink.
- 1898 Erste Überwinterung durch Borchgrevink.
- 1898/99 Expedition de Gerlache. Überwinterung auf dem Schiff.
- 1901/03 Drygalski entdeckt Wilhelm II.-Land.
- 1901/04 Scott erforscht die Randgebiete des Roß-Meeress.
- 1902/03 Nordenskiöld erforscht die Westantarktis.
- 1903/04 Bruce entdeckt Coats-Land.
- 1903/05 und 1909/10 Charcot erforscht die Westantarktis.
- 1907/09 Shackleton dringt mit Schlitten bis $88^{\circ} 23'$ vor, entdeckt den magnetischen Südpol.
- 1912 Amundsen und einen Monat später Scott erreichen den Südpol, Scott kommt auf dem Rückmarsch um.
- 1911/12 Filchner entdeckt Luitpold-Land.
- 1911/14 Forschungen Mawsons im australischen Quadranten.
- 1914/17 Zweite Expedition Shackletons in die Westantarktis.
- 1926/28 Große Flüge von Wilkins.
- 1928/30 Erste Expedition Byrd. Überfliegung des Südpols.
- 1927/31 Riiser-Larsen umschiffte die Antarktis, führt große Flüge durch.
- 1933/35 Zweite Expedition Byrd.
- 1938/39 Flugzeugexpedition der „Schwabenland“ unter Ritscher.
- 1946/47 Dritte Expedition Byrd. Größte Forschungsexpedition aller Zeiten und Zonen. 18 Schiffe, 4000 Mann daran beteiligt.

U L T I M A T H U L E

Pytheas von Massilia und Gollinor, der Kapitän des kleinen Segelschiffes, mit dem sie vor vier Tagen von Britannien abgesegelt waren, saßen am Heck des Schiffes, tranken von dem Wein, den Pytheas aus seiner Heimat mitgebracht hatte.

Gollinor schmatzte nach jedem Zug. „Wahrlich ein Göttergetränk, Pytheas — wenn man damit den Met vergleicht, den die Germanen nach Britannien bringen . . ., puh!“ Er schüttelte sich.

„Du mußt den Wein so trinken, Gollinor, wie es bei uns Sitte ist: ohne Schlürfen, ohne Schmatzen, als ob du flüssige Luft in dich atmen würdest — so ehrst du dieses köstliche Getränk!“

Der Britannier bemühte sich, es dem Griechen gleichzutun, hatte einige Mühe, bis es ihm einigermaßen gelang.

„Gesegnet sei deine Heimat, weil sie solchen Trank hervorbringt, aber ebenso auch die unsere, daß sie ihn nicht reifen läßt, denn so bleibt er immer nur den Erlesenen unter uns vorbehalten!“

„Bei uns ist Wein ein Getränk für arm und reich.“

„Ihr räumt überhaupt den minderen Leuten zu viele Rechte ein. Ihr seid ein Volk — doch eine Nation werdet ihr nie werden.“ Er trank nun schon mit vollendetem Feingefühl. „Schon vor zwei Jahren brachten karthagische Kaufleute dieses Getränk, das wir bis dahin nicht kannten, und wollten dafür das weiße Metall haben, das man im Süden unseres Landes gewinnt, Zinn nennen sie es. Aber wir konnten uns leider lange nicht über die Art der Verrechnung einigen.“

„Ich habe nur gehört, daß man daraufhin in Karthago jeden Handel mit Britannien verbat.“

„Ja, diese Karthager sind rechte Krämerseelen. Aber wir mußten den Wein beschlagnahmen, um Trunkenheit durch unmäßigen Gebrauch zu verhindern. Die Kaufleute hatten zu viele Kostproben ausgeteilt. Wird bei euch eine Ware bezahlt, die der Staat beschlagnahmt? Du bist viel bescheidener in deinen Forderungen gewesen, darum haben wir auch das Zinngeschäft mit dir gemacht. Aber du bist der erste Grieche, der an unsere Küste gekommen ist.“

„Im Westen wird das große Meer, an dem wir wohnen, so enge, daß man bei klarem Wetter von einem Ufer zum andern sehen kann. Steile, himmelhohe Felsen stehen zu beiden Seiten, die Säulen des Herakles nennen wir sie, den die Karthager Melkart nennen. Immer fahren dort karthagische Schnellruderer auf und ab, es ist jedem Fremden bei Todesstrafe verboten, durch die Meerenge zu fahren, nur Karthager dürfen hindurch, aller Handel jenseits der Säulen des Herakles ist ihnen vorbehalten, sie sind ja die Mächtigsten im ganzen Mittelmeer.“

„Und Mächtige haben eben ihre Grundsätze.“

„Doch wir näherten uns bei Sturm und Ungewitter der Meerenge, kein Schiff der Karthager wagte sich aus Gades heraus, ungesehen kamen wir hindurch, wurden wie ein Wunder bestaunt, als wir dann in Tartessos landeten. Noch nie hatte man dort ein Schiff unter anderer als karthagischer Flagge gesehen.“

„Du hast viel Mut bewiesen, Pytheas. Auch dann, als du von Tartessos ohne einen wegekundigen Seemann längs der Küsten Spaniens und Galliens bis Britannien segeltest, mitten durch das stürmischeste Meer der ganzen Welt. Was trieb dich an, so weit in die Ferne zu ziehen?“

Pytheas stützte den Kopf in die Hand. „Eben die Ferne, Gollinor. Das Unbekannte, das Geheimnis. Wisse, daß es bei uns weise große Männer gibt, wir nennen sie Philosophen, die allem Sinn unseres Lebens und Sterbens, des Handelns und Erduldens nachforschen.“

„Haben sie nichts Besseres zu tun?“

„Sie tun das größte, Gollinor, das Menschen vergönnt ist: sie lösen das Geheime, das hinter uns Menschen steht, aus seiner Haft. Wie ein kühner Schiffer in neues Land vorstößt, dringen sie in die dunkle Weite der Gedanken, in die rätselhaften Fernen des Lebens, und wie der Bergmann in die Erde steigen sie in die Tiefen des Seins, holen das Gold der Erkenntnis herauf. Andere, so wie ich, suchen das Geheime im Raum, in den unbekanntem, unbetretenen Gefilden. Darum schloß ich mich auch, kaum nach Britannien gelangt, gleich dir an, als ich hörte, du würdest schon in der nächsten Stunde nach Thule segeln.“

„Es gab kein Zögern. Ein so gutes Wetter wie jetzt haben wir hier selten. Wenn der Wind so anhält, können wir die Bestleistung von fünf Tagen für eine Fahrt nach Thule unterbieten. Und so etwas läßt sich kein rechter Brite entgehen.“

„Was holt ihr aus Thule?“

„Es ist ein unwirtliches, kaltes, düsteres Land, fast lotrecht fallen die Berge zur Küste ab. Nur eine Handelsware haben die Leute dort: Pelze, herrliche Pelze, wie man sie auf der ganzen Welt nicht findet. Weiße Bären . . .“

„Nie hörte ich bisher, daß es Bären dieser Art gibt. Gestatte, daß ich das gleich aufzeichne.“

Er nahm ein Schreibetäfelchen zur Hand, ritzte eilig Buchstaben hinein.

„Du mußt mir alle diese Pelze geben, die du in Thule einhandelst!“

„Gegen die weichen Stoffe, die du aus Massilia brachtest, und gegen das Kupfer aus Tartessos. Dann gibt es die edlen winzigen Hermeline, mit denen sich vornehme Leute bei uns die Kleider verbrämen, die herrlichen braunen Zobel mit ihrem goldigen Schimmer, die Bälge seltener Vögel, die weichen Daunen für Decken, die so warm halten, als lägen vier übereinander, und doch nicht mehr beschweren wie ein Gewebe aus feinstem Linnen —

das holen wir aus Thule. Dafür bringen wir Waffen und Korn, das mangelt ihnen wieder.“

„Gibt es Menschen, Gollinor, die noch ferner wohnen?“

„Wo denkst du hin, Pytheas? Dort kann es doch auch nur Pelze geben! Und die holen wir aus Thule! Pelzjäger, die sich zu Fuß noch weiter gegen Norden gewagt haben, erzählen von einem Land in Eis und Schnee, wo die Sonne im Sommer nicht ins Meer sinkt, es bloß streift und sich dann wieder erhebt. Wir halten das für ein Märchen, aber sie schwuren, daß es Wahrheit sei.“

„Gollinor, wenn ich das sehen könnte . . ., ich, kein Barbar, der Märchen erzählt, sondern ein Grieche, ein Mann des Wissens und Verstehens, der die Dinge nicht bloß sieht, sie auch erfaßt und beschreibt und durch das geschriebene Wort Hunderten und Tausenden davon Kunde gibt . . ., Gollinor, führe mich in jenes Land!“

„Das hieße die Götter versuchen, Pytheas! Und außerdem bin ich Kaufmann, kein Abenteurer.“

„Die Götter versuchen uns, Gollinor, indem sie jede neue Erkenntnis mit Gefahren umgeben, wie man eine Stadt durch Mauern schützt. Aber wer es wagt, sie zu übersteigen, den segnen sie dann!“

„Wir fahren um des Handels willen, Pytheas. Außer wir rudern oder segeln um die Wette. Das muß aber sechs Wochen vorher durch Aufruf bekanntgegeben werden, sonst gilt das Ergebnis nicht.“ Er beschattete die Augen mit der Hand, spähte angestrengt nach Nordost aus. „Es kann nicht sein . . ., und es ist doch so . . ., die Götter waren uns gnädig wie nie zuvor, wir erreichen Thule in knapp vierundeinhalb Tagen! Eine neue Bestleistung!“

„Wir hatten eben einen gesegneten Wind, Gollinor.“

„Wir haben ihn noch, wir müssen jetzt sogar abdrehen, sonst führt er uns ins unbekannte Nordmeer!“

„Geradenwegs — und das hältst du nicht für einen Wink der Götter? Dir ist es verstattet, in ein Reich der Geheimnisse einzudringen!“

„In ein Reich ohne richtige Handelswaren, Pytheas.“

„Ins Unbekannte vorzustoßen, ist eine Sache des Mutes, und von dort zurückfinden eine Sache des Geschicks. Als den geschicktesten Kapitän Britanniens kenne ich dich schon — willst du nicht auch der mutigste sein?“

„Ich bin für Schmeicheleien nicht empfänglich, Pytheas, namentlich wenn sie nur eine schmeichelhaft gebrachte Wahrheit sind.“

„Du weißt, Gollinor, ich habe noch allerkostbarste Waren in meinem Schiff, das in Britannien zurückblieb, du magst dir daraus wählen, was dir gefällt, wenn du mich ins Nordmeer, zum Nordland bringst!“

Gollinor zögerte ein wenig mit der Antwort. „Ich handle mit allem, nur nicht mit meinem Willen. Und ich will nach Thule.“ Er spähte wieder zur Küste hinüber. „Eine Stunde müssen wir übrigens noch nordwärts halten, um die Einfahrt zu der langen schmalen Bucht zu finden, an deren Grund Scandia liegt, der wichtigste Handelsplatz von Thule.“

Pytheas deutete erregt auf ein weißes flaches Gebilde, das langsam auf das Schiff zu trieb. „Was ist das, Gollinor? So etwas sah ich noch nie!“

„Das bekommt jeder zu sehen, Pytheas, der einmal nach Thule fährt. Geronnenes Wasser ist es, wir nennen es Eis.“

„Wie es in der Sonne glänzt — auf den höchsten Bergen bei uns, die nie der Fuß eines Menschen betreten wird, sah ich ein solches weißes Leuchten!“

„Hier bildet das geronnene Wasser manchmal sogar ganze Berge, schwimmende Berge.“

„Berge aus geronnenem Wasser — das muß ich sehen, Gollinor!“

„Auch das Meer kann gerinnen, Pytheas — aber wehe dem Schiff, das es dann umfängt!“

„Ich nähme es gern auf mich, wenn ich es als erster schauen

könnte . . . , als erster, der darin nicht ein rätselhaftes Unheil sieht, sondern das Walten von Gesetzen der Natur!“

„Wir müssen nun bald nach Scandia einbiegen. Es wird einige Mühe kosten, denn der Wind weht noch immer in der gleichen Richtung, gegen Norden.“

Pytheas versuchte noch einmal alle seine Beredsamkeit aufzubieten, als stünde er auf der Agora von Massilia und hätte seinen Mitbürgern einen neuen Gesetzesvorschlag mundgerecht zu machen.

„Gollinor, du weißt nicht, was Großes jetzt in deine Hand gelegt ist! Ganz sichtbarlich weisen heute die Götter darauf hin, daß sie uns den Weg ins Nordland freigeben, einmal vielleicht und dann nie wieder. Du sagtest ja selbst, du hättest auf der Fahrt nach Thule noch nie einen so günstigen Wind gehabt wie diesmal. Heute kannst du etwas gewinnen, das mit keinem Geld, keinem Schatz aufzuwiegen ist: das Wissen! Noch kein Mensch ist nach eigenem Willen ins Nordmeer vorgedrungen, wir kämen als Eroberer dahin, und was wir als Beute heimtragen würden, ist das Wissen! Unser Geist eilt unseren Augen voraus, gleitet über die Wellen, schwebt mit den Wolken, blickt zu den Göttern auf, ist ihnen verwandt, ein winzigster Teil ihres ewigen Erkennens — und will ihnen nun ähnlich werden im Wissen! Folge deinem Geist, Gollinor, hole dir und mir das Höchste, das Wissen! Das Wissen um alle Geheimnisse des Nordmeers!“

Der Brite wurde ein wenig schwankend. „Du verstehst deine Worte gut zu setzen, Pytheas, hier würde man dich in unsere Volksversammlung wählen.“

„Nicht ich spreche, Gollinor, wenn auch meine Rede aus meinem Mund zu kommen scheint. Hinter mir stehen Tausende, stehen Unzählige, sie sind noch nicht ins Leben aufgerufen, aber sie werden einmal kommen, und das Göttliche in ihnen ruft nach dem Wissen, dem Erkennen! Wo ein Geheimnis ist, wollen sie es deuten, wo ein unbekanntes Land liegt, wollen sie es betreten, Hunderte

folgen, wenn einer, der erste, den ersten Schritt getan hat! Der erste zu sein, das ist das Einmalige, das Gewaltige, das Erlesene — der erste ist die Spitze des Schwerts, das in das Geheimnis eindringt! Sei ein solcher erster, Gollinor, der erste im unbekanntem Land!“

Der Kapitän sah nach Norden. „Der erste . . . , ganz schön . . . , aber werden wir im Norden auch Land finden? Leute, mit denen man Handel treiben kann? Ein recht sinnloses Unternehmen, Pytheas!“

„Die Fahrt teile ich mit dir, Gollinor, den Ruhm und das Wissen! Wir werden die Rätsel des Nordlands erkunden, ich werde deine und meine Worte zu einem Bericht fügen, der unsere Namen niemals mehr vergessen werden läßt! Viele werden nach uns das Land im Norden erkunden, aber wir sind auf ewig voran, bleiben die ersten, immer die ersten!“

„Die ersten . . . , ja wenn es um ein Rennen mit Pferden ginge oder wenigstens um ein Wettrudern in schmalen Booten . . . , doch wen lassen wir hier hinter uns? Wo sind die Geschlagenen, denen wir nach dem Sieg die Hand schütteln können?“

Pytheas war nun schon zornig über das Zögern des Briten. „Und dann kannst du ja auch eine Bestleistung aufstellen: drei, vier, fünf Fahrttage über Thule hinaus — das erreicht keiner, solange du lebst!“

Über das Gesicht Gollinors ging ein Zucken. „Eine Bestleistung, die man nicht jedes Jahr verteidigen muß . . . , eine Bestleistung, frei von der glorreichen Ungewißheit aller Wettkämpfe . . . , eine Bestleistung auf einem ganz neuen Gebiet, mit Geltung für ganz Britannien, ja für die ganze Welt — du hast recht, Pytheas, das muß ein echter Brite wagen! Weltbestleistung auf der Fahrt ins Nordmeer, aufgestellt von Gollinor aus Sunnerham auf dem Zweimaster ‚Flinkes Wiesel‘ — das wird ganz oben in unsere steinernen Listen kommen! Steuermann, das Steuer bleibt wie es ist — Richtung Nord!“

Über die Berge von Thule legte sich wieder leichter Nebel, und sie entschwanden der Sicht.

Die Mannschaft, stumpfe Leute, die ihrem Kapitän blind ergeben waren, achteten nicht viel darauf, taten weiter den gewohnten Dienst.

Pytheas saß vorn beim Bug, hatte seine Schreibtafel auf den Knien, schrieb und schrieb.

„Was ritzst du eigentlich auf diese Wachstäfelchen ein?“

„Das sind meine Berichte, Gollinor. Diese Tafeln sammle ich, und in Massilia halte ich mir ein paar Dutzend Sklaven, einer von ihnen läßt seine Augen über die Schrift gleiten und liest sie, die anderen haben einen Stoff vor sich, der aus dem fernen Land Ägypten kommt und Papyros genannt wird, und darauf schreiben sie alle mit Griffeln nach, was ihnen der eine vorsagt. Diese Rollen werden überall mit hohen Summen verkauft, und wenn sie ein des Lesens kundiger Mann in seine Hände bekommt, klingen in seinem Geist die Worte auf, die ich hier in die Wachstäfelchen geritzt habe.“

„Da seid ihr uns ja auf diesem Gebiet weit vor! Aber sprich nicht darüber, wenn wir nach Britannien zurückkehren, du würdest dich damit unbeliebt machen.“

„Bei uns ist das Schreiben schon so etwas Gewohntes, daß wir uns gar nicht wundern, wenn einer in dieser Fertigkeit erfahren ist. Wissen ist ja ein Unterpfund der Ewigkeit . . ., ich muß viel, sehr viel schreiben und trachten, daß es nie vergessen wird, dann lebe ich in meinen Worten für alle Zeit.“

Mit beiden Händen strich er wie in Ehrfurcht über das Täfelchen, schrieb dann wieder eilig weiter, als dürfte er nichts in seinem Bericht versäumen.

„Der Wind bleibt günstig, das Schiff segelt weiter gegen Norden ins Unbekannte, Nie-Gesehene, Nie-Betretene. Es wird immer kälter. Aber die Kleider aus den dichten Pelzen der Nordtiere halten

so warm, daß meine Rechte noch ganz leicht den Schreibgriffel halten kann. Was Gollinor Eisschollen genannt hat, das flache geronnene Wasser, wird jetzt häufiger. Manchmal kann ich schon ein Dutzend solcher Gebilde auf einmal sehen. Wenn sie an die Wand des Schiffes schlagen, gibt es ein ganz sonderbares krachendes Rauschen. Es muß schon später Abend sein, und trotzdem will es nicht dämmern, als wollte Helios seine Sonnenrosse nicht mehr im Meer tränken. Da die Tage immer länger werden, je weiter man nach Norden fährt, halte ich das Märchen, von dem Gollinor berichtet hat, für reine Wahrheit: Wir können gar nicht mehr weit von einem Bereich entfernt sein, wo es überhaupt keine Nacht mehr gibt — hoffentlich ist es uns beschieden, dahin zu gelangen! Ganz in der Ferne zieht etwas Hohes, Glänzendes vorbei, wohl einer der schwimmenden Berge aus geronnenem Wasser, doch die Schifflerleute wundern sich nicht darüber, offenbar haben sie derlei schon öfters gesehen. Noch immer weht der Wind aus Süden, die Götter sind uns gnädig.“

„Dank dir, Helios, nun läßt du doch dein Strahlengestirn ins Meer tauchen, schenkst uns die Nacht! Wie ersehnen wir sie nach überlangem Tag, denn sie bringt uns die größte aller Gnaden, den Schlaf! Dank, — das soll das letzte Wort sein, das ich heute in meine Schreibtafel ritze . . ., Dank!“

„Gollinor hat mich nicht wecken lassen, es war darum schon eine späte Stunde des überlangen Tages, als ich erwachte. Das Schiff segelt weiter nach Norden. Das Meer scheint zu dampfen, ich tauche meine Hand ein und finde es gar nicht kalt. Gollinor belehrt mich, daß es hier manchmal so ist, als flösse ein warmer Strom mitten durch das kalte Meer. Darum stoßen wir jetzt auch auf keine Eisschollen. Aber dafür sah ich nun endlich aus ziemlicher Nähe einen der Berge aus Eis. Er war etwa so hoch wie eines der Häuser mit fünf Stockwerken, die unsere reichen Kaufleute rings um den Hafen von Massilia gebaut haben. Er ist gespitzt und ge-

zackt wie ein Fels, und seine Ränder brechen fast lotrecht ins Meer ab. Ich bat Gollinor, ganz nahe hinzusteuern, damit ich das sonderbare Gebilde noch genauer erkunden könnte. Er tat nach meinem Wunsch, doch etwas zögernd, wie mir schien.

Die Sonne ist gerade zwischen Wolken durchgebrochen, läßt den Berg in einem unbeschreiblichen Glanz erstrahlen, als wäre er durchsichtig und würde von innen heraus erleuchtet. Doch keine Wärme kommt von dort, ein kalter Hauch weht mich an, läßt mich erschauern, ganz anders, als wenn mich kühle Luft trifft. Könnte ich doch in dem kleinen Beiboot unseres Schiffes bis zum Fuß dieses rätselhaften Kolosses fahren, ihn berühren, sein Wesen erforschen! Es ist eine Qual, Fremdes zu sehen und nichts darüber zu wissen!“

„Es hat vielleicht eine Stunde gedauert, ehe ich wieder den Schreibgriffel zur Hand nahm. Furchtbares ist geschehen. Der Fels aus Eis schien plötzlich zu schwanken, Gollinor riß mit einem Schrei des Entsetzens das Steuer herum. Im nächsten Augenblick kippte der Fels aus Eis um, zum Glück nach der von uns abgewandten Seite, und erzeugte eine ungeheure Welle. Unser Schiff wurde so hoch emporgerissen, daß es zu kentern drohte. Doch der Fels war nicht versunken, in ganz anderer Gestalt trieb er auf dem Wasser weiter — wer wird das glauben, wenn er die Beschreibung meiner Reise ins Nordmeer liest?“

„Ich fürchtete, Gollinor würde sich der weiteren Fahrt weigern. Aber er sieht nur mit verbissener Miene nach Norden. ‚Zwei Tage-reisen ins Nordmeer — so weit soll auch schon Attar aus Grunby vorgedrungen sein . . ., noch nicht die Bestleistung!‘ flüstert er vor sich hin, Daß die Briten gerade darauf versessen sind und nicht auf das Wissen!“

„Am Nachmittag ist die Fahrt ziemlich eintönig verlaufen. Das Meer ist wieder kälter, die Schollen aus geronnenem Wasser tauchen von neuem auf und werden bald zahlreicher denn je. Auf

einer lag ein träges Tier, das einer von den Schiffersleuten mit einer Wurflanze erlegte. Um es zu holen, betrat er die Scholle, und sie trug ihn wie festes Land. Das Tier aber, das sie einen Seehund nannten, war kein Fisch, hatte aber statt der Beine Flossen und auch einen breiten Schwanz — können nicht daher unsere Märchen kommen, die von Seejungfrauen berichten? Bis zur Mitte des Leibes gleichen sie einem Menschen und von da ab einem Fisch? Daß es Tiere solcher Art gibt, kann ich nun bezeugen, ich habe eines mit eigenen Augen gesehen, mit meinen Händen ausgeweidet. Doch als das Fleisch gebraten war, wurde mir schon von dem ersten Bissen übel, so sehr sich auch die Mannschaft daran ergötzte — es riecht und schmeckt widerlich nach ranzigem Öl.“

„Nun ist es der dritte Tag, daß wir an Thule vorbei nach Norden gesegelt sind, und Gollinor ist stolz wie noch nie: Jetzt beginnt endlich seine Weltbestleistung. Die Schollen werden immer zahlreicher, in der Ferne scheint das Meer schon ganz von ihnen bedeckt. Ohne Unterlaß stößt der Kiel des Schiffes an sie an, das mindert die Fahrt, obwohl die gnädigen Götter uns noch immer günstigen Wind geben. Es ist schon so kalt geworden, daß sich auch die Schiffersleute in ihre Pelze hüllen, und Gollinor setzt sich eine Haube auf, unter der sein Gesicht fast verschwindet. Auch ich muß mir Handschuhe aus weichem Leder über die Hände streifen, sonst würden meine Finger starr werden. Und ich will doch alles beschreiben, was ich sehe!“

„Es gibt Wundertiere! Was wir so oft als Ammenmärchen abgetan haben, die Berichte von Riesenfischen, länger als ein Schiff — es ist wahr! Ich habe einen solchen Fisch gesehen! Und aus der Nase blies er eine Rauchsäule, dicker denn eines Mannes Schenkel! Ein einziger Schlag mit seinem Schwanz hätte unser Schiff zum Kentern bringen können, und doch erzählt mir Gollinor, daß kühne Männer aus Thule diese Riesentiere in kleinen Booten jagen, Wurflangen auf sie schleudern und dann warten, bis das Tier verblutet ist.

Selten kommt mehr als die Hälfte der Männer heil davon, aber der Gewinn an Speck ist so ungeheuer, daß sich immer wieder Leute finden, die eine solche Jagd wagen. Wie gern würde ich sie beschreiben! Aber unser Schiff ist nicht darauf eingerichtet. Nur, daß es solche Meeresungeheuer gibt, dafür kann ich mich nun verbürgen. Poseidon sei bedankt, daß er mir dieses Tier wies!“

„Athene sei bedankt, daß sie in meinem Sinn ein solches Verlangen nach Wissen und Erkenntnis erwachen ließ — ich habe gestern das Wunder gesehen! Das Wunder aller Wunder, das Wunder des Lichts! Ich und meine Gefährten, wir sind begnadet worden, es zu erschauen! Und die ihr irgendwo auf der Welt in Jahrzehnten oder Jahrhunderten diese meine Worte lest, lächelt nicht, zweifelt nicht: Was ich hier aufgezeichnet habe, ist lauterste Wahrheit!

Also hört: Es war gegen Mitternacht, die Sonne war seit einer Stunde ins Meer getaucht. Da zeigte sich im Norden ein sonderbarer, zitternder Lichtschimmer von rötlicher Farbe. Zuerst schien er gleichmäßig verteilt, aber dann strichen hellere Strahlen hindurch, immer höher, wohl bis zum Polarstern hinauf. Wie ein Vorhang sich im Winde bauscht, so wogte der Schein hin und her. Und nun — glaubt mir, es war so! — strömte strahlendes buntes Licht wie etwas Fließendes hinein. Am Horizont stieg es auf wie das Grün eines hellen Smaragds, glitt über ein blendendes Weiß in ein helles Gelbrod und endete zu unseren Häupten mit einem rötlichen Glanz.

Das Herrliche, Unbegreifliche daran war, daß diese Gebilde nicht stillestanden, sich bald langsam, bald schnell hin und her bewegten, als spielte ein Gott mit der Welt und aus seinen Händen quoll das Licht. Wie ein Strahlengespinst ließ er es durch drei Finger gleiten, zerstreute und ordnete es, streifte es auseinander und verwob es dann von neuem, bis es wie ein zauberhafter, aus Farbe und Licht gewobener Vorhang den ganzen Himmel im Norden bedeckte.

Und der kindliche Gott, das göttliche Kind spielte weiter mit seinen göttlichen Händen, hob leuchtende Falten aus dem göttlichen Gewebe, verflocht die Strahlen wieder zu einer göttlich schönen Einheit, gab so dem Licht ein göttliches Leben.

Nun schien der unbekannte Gott, der Herr dieses Lichts, ein wenig müde. Die Farben lösten sich auseinander, verblaßten. Bloß ein heller Schein blieb, zu einzelnen Wolken geballt. Nur tief am Horizont schien das Spiel noch weiter zu gehen, kleine Bogen bildeten sich dort, deren Form und Farbe stetig wechselte. Manchmal glichen sie winzigen Regenbogen.

Und nun beginnt das Wunderbarste, das wohl noch keines Menschen Auge sah — nur uns wurde die Gnade zuteil, es zu schauen, und mir das Glück, es in Worte zu fassen, soweit eben Worte genügen können, ein Wunder zu schildern, das nie seinesgleichen hatte.

Im Osten schob sich ein greller weißer Streifen herauf, ein gleicher hob sich vom Westen, sie drängten zueinander, vereinigten sich. Im Norden, zwischen diesem Bogen, stiegen ganze Bündel von roten und weißen Strahlen auf, mitten darin entstanden weiße Bänder, verschlangen sich, rückten langsam und dann immer schneller gegen Süden. Auch dort gebar sich aus dem dunklen Himmel neues Licht, und bald waren alle Strahlen zu einer ungeheuren Wölbung vereint.

Doch auch das bedeutete noch nicht die Vollendung. Ganz plötzlich wandelte sich das weiße Licht zu überwältigender Buntheit. Strahlen in allen Farben des Regenbogens erfüllten den Himmel. Gelöste Smaragde, fließende Rubine, strömende Saphire, wogende Topase, ineinandergleitende Opale entstanden, verschwanden, bildeten sich wieder. Bald waren es gewaltige Säulen, dann wieder funkelnde Kapitäle, strahlende Architrave, funkelnde Dächer, glitzernde Firste; alles trägt jetzt die Wölbung, doch nun scheinen die Stützen zusammenzufallen, alles kommt ins Wanken — und

gleich darauf halten neue Lichtgebilde den Himmelsbogen; jetzt wird aus ihm ein flatternder roter Vorhang, hinter dem weiße Strahlen aufschießen, sich oben am Himmel wie zu einer Krone vereinen.

Göttliches Bewegen, Abglanz ewiger Herrlichkeit in den Augen eines Sterblichen, dem hier eine Ahnung aller Glorie der Unsterblichen geschenkt wird: Im Blick erschaut er den Olymp, und seine Augen erblinden nicht davon, erkennen das Unvorstellbare, schwelgen in den Wundern des Lichts . . ., Götter, warum vergönnt ihr das nur den Erlesenen, die sich vorwagen bis zu den Grenzen der Welt? Oder wollt ihr so einen Hauch des Grenzenlosen in ihn senken?“

„Nördliches Land, du schienst uns sterblichen Menschen unnahbar,
Nie über Thule hinaus wagte sich einer von uns.

Pytheas aus Massilia schaute als erster das Wunder
Fernsten Landes der Welt, denn ihn führte ein Gott.

Und in des wissenden Menschen erhabener stolzer Demut
Schenkt er ihm gleiches an Wert: Wort im göttlichen Vers!“

„Langsam verblaßte nun das so unsäglich schöne Spiel des Lichts, die Strahlen sanken wieder gegen den Horizont, versuchten noch einmal ihre Kraft, schossen mit der Geschwindigkeit eines Blitzes empor, verloschen wie ein Blitz in der Höhe. Die aufgehende Sonne brachte den Tag — was bedeutete er gegen dieses Wunderspiel des Lichts?“

„Gollinor versicherte mir, daß solche Lichterscheinungen zur Winterzeit in Thule des öfteren zu sehen wären, da ja dann die Tageshelle nur ein paar Stunden dauert. Im Sommer und in solcher Pracht hätte er freilich das ‚Licht des Nordens‘, wie er es nannte, noch nie gesehen. Die Leute in Thule machen sich über dieses Licht keine Gedanken, da sie es eben gewohnt sind.

Ich weiß es besser: Im Norden liegen die Gefilde der Seligen, und das Spiel des Lichts ist ein Gruß der Menschen, die dort zu Göttern geworden sind. Wäre es mir doch vergönnt, ihnen zu begegnen, ohne durch das dunkle Tor des Todes zu schreiten!“

„Auch diesen Tag sind wir weiter gegen Norden gesegelt. Es ist bitter kalt geworden. Nur ganz langsam geht die Fahrt. Die Eisschollen geben bloß schmale Kanäle frei, in die wir einbiegen müssen, mögen sie auch nicht nach Norden weisen. Meist ist der Nebel so dicht, daß wir den Weg nur auf ein paar hundert Schritte übersehen können. Gollinor schüttelt immer häufiger den Kopf, aber noch hält ihn der Ehrgeiz aufrecht, seine Weltbestleistung in nördlicher Fahrt zum Gipfel zu treiben. Mit zusammengebissenen Lippen führt er selber das Steuer.“

„Meine Hoffnungen sind zunichte geworden. Die Götter wehren mir den Eintritt in das Wunderland des Nordens. Wir sind an diesem letzten Tag nur noch schrittweise vorwärtsgekommen. Manchmal setzte der Südwind ganz aus. Die Schollen gaben keine Durchfahrt mehr frei, schlossen sich lückenlos aneinander. Das Schiff mußte sich im Anlauf den Weg durch sie erzwingen. Das Meer schien zu dampfen, und der Dampf wandelte sich zum Meer. Und zuletzt verfloß alles in allem. Es gab kein Land mehr, kein Meer, keine Luft. Durch ein träges Gemisch davon glitten wir in langsamster Fahrt. Mit einer Meeresschlange möchte ich es vergleichen, Land und Meer und das Ganze aus beiden schweben, das Gemisch schlingt sich wie ein Band um das Ganze und ist weder gangbar noch schiffbar, eine trübe geronnene Masse, in der es kein Weiterkommen mehr gibt. Manchmal preßten sich die Schollen so gegen das Schiff, daß es zu zerbersten drohte.“

Ich weiß es jetzt: Wir Sterblichen dürfen nicht über die Grenzen der Dinge schauen, die Götter selber mahnen uns, rufen uns zurück. Wie ein Wall liegt das geronnene Meer zwischen uns und den Inseln der Seligen.

Bis um die Mittagszeit sind wir gefahren, dann gab es kein Weiterkommen mehr. Vor uns lag ein Nichts, das alles Seiende in sich zu enthalten schien. Kein Sterblicher dringt da hindurch. Gollinor selbst drehte den Bug des Schiffes gegen Süden. Und jetzt waren uns die Götter wieder gnädig. Ein Wind erhob sich in Nordwest, steigerte sich zu einem leichten Sturm, der uns gerade in der Richtung auf Scandia trieb.“

„Nach drei Tagen haben wir wohlbehalten Scandia erreicht, die Hauptstadt von Thule, nicht viel mehr als ein Fischerdorf. Wir hatten dort sehr guten Handel, auch für die wenigen Waren, die ich mitgenommen hatte, erhielt ich prächtige Felle. Bringe ich sie und die vielen Waren, die ich in Britannien eingehandelt habe und noch einzuhandeln gedenke, bis Tartessos und dann durch die karthagischen Wachtschiffe nach Massilia, bin ich dort einer der reichsten Männer.

Im Hafen meiner Vaterstadt werde ich den unbekanntenen Göttern des Nordens einen kleinen Tempel bauen. Darin wird auch eine Abschrift meiner Berichte hinterlegt sein.

Ich bin sterblich. Mein Wort aber möge dauern neben den Göttern.“

1300 Jahre bleibt das Nordland nun in Schweigen getaucht, als läge es auch symbolisch in tiefster Nacht. Wann die heutigen Herren des Landes, die Eskimos kamen — niemand weiß es und auch sie selber nicht. Sie haben ja kein Buch, sie kennen nicht die Schrift, und ihr Erinnern gedenkt nur mancher besonders guter Fangjahre — einmal waren sie, irgendeinmal.

Aber bevor andere Menschen kamen, waren die Eskimos schon da, und sie werden bleiben für immer, sie leben ja das Leben des Landes, sind ein Teil von ihm, der sanfte, schlichte Geist über dem Eis.

Auch wenn einmal der Himmel über dem Polarland Flugstraße sein wird für Hunderte von riesigen, donnernden Maschinen — die Erde hier bleibt den Eskimos zu eigen. Und darum auch das Land.

Nur auf der Erde gibt es Besitz, nicht über der Erde.

LANDNAHME IM NORDEN

Dies ist die Geschichte von Ingolf Arneson, dem Sohn des Arne, von seinem Schwager Eirik Raudi, Eirik dem Roten, dessen Sohn Leif Eiriksson und den vielen Nachkommen Leifs in dreihundert Jahren. Aufgezeichnet hat sie Knud Sigurdsson, ein Mönch aus Oesterbygd, den die Skrälinger als einzigen am Leben ließen, weil er des Heilens von Krankheiten kundig war. Die seltsame Pest, der die Normannen beim großen Fest erlagen, hat er freilich nicht heilen können, aber nur weil die Normannen längst an sich selber krank waren, am Lande vorbei lebten und zugrunde gehen mußten wie Gras, das die Heide gewöhnt ist und das man auf einen dünnen Felsen verpflanzt hat.

Gefunden hat man die Schrift des Knud, als man weitere hundert Jahre später in seinem verfallenen Haus nach verlassener Habe gesucht hat.

In den ersten Jahren des Königs Harald Harfagar, der bereits mit siebzehn Jahren zur Herrschaft kam und sich schon damals durch seine rohe Gewalt allen freien Männern verhaßt machte, hörte Ingolf Arneson, daß ein Mann namens Gardar ein großes Land im Nordwesten betreten haben wollte, in dem es ungeheure Berge gab, die Flammen spießen und feurige Ströme aus ihren Flanken entsandten. Aber sonst lobte er das Land, es hätte reiche Weiden, und Fische gäbe es an den Küsten wie sonst nirgends auf der Welt.

Ingolf rief seine Verwandten und Freunde zusammen. „König Harald bedrückt uns immer mehr, er duldet nicht, daß unsere Stammesfürsten, die Jarle, Macht über uns haben, sendet Vögte an ihre Stelle, die Zins von uns erpressen wollen. Wer weiß,

was uns noch von ihm droht — wir wollen versuchen, ob wir in dem neuen Land Gardars besser hausen!“

Ingolfs Schwager Hjörleif war der erste, und etliche dreißig schlossen sich an. Sie rüsteten ein Schiff aus und dann noch zwei für die Weiber und Kinder und für das Vieh. Es fuhr auch einer mit, der des Schreibens kundig war, und der schrieb die Geschichte dieser ersten Fahrt.

„Als die Faröer, die Schafinseln, hinter uns im Nebel verschwanden, ließen wir einen Raben fliegen. Hjörleif sprach eine Beschwörung, ich aber machte das Zeichen des Kreuzes über das Tier. Der Rabe witterte kein anderes Land als die Faröer, flog dahin zurück. Nach vier Tagen haben wir einem zweiten Raben den Käfig geöffnet, er ist ein paarmal um das Schiff gekreist und hat sich dann wieder auf dem Mast niedergelassen. Nach wieder vier Tagen haben wir einem dritten Raben die Freiheit gegeben, und der setzte sich auf den Vordersteven, als wollte er das Schiff mit sich ziehen, flog dann in der Richtung weiter, in die wir gerade steuerten. Da wußten wir, daß wir auf dem richtigen Weg waren.

Einen Tag später sahen wir ein großes Feuer am Himmel, erschrecklich für die Augen, frohgemut für unseren Sinn, denn wo ein Feuer ist, muß auch Land sein! Wir fuhren auf das Feuer zu, doch das Land darunter war wüst, überall lag noch Schnee, und wir nannten es darum Island, das Eisland. Auch als wir vom Osten des Landes zum Süden kamen, schien es unwirtlich, und erst im Südwesten wiesen sich grüne Weiden.

Da steuerten wir ganz nahe zur Küste, Ingolf ließ eine Tonne hinab, hieß Floki, seinen kleinen Sohn, ein Kind von sechs Jahren, hineinsteigen und mit den bloßen Händen an das Land rudern, und als er an den Strand stieg, schriean alle: „Island, auf ewig unserer Kinder Land!“

Wohl hatte schon Gardar dieses Land betreten, doch nur für

wenige Tage, uns aber sollte es eine neue Heimat sein. Auch ich kniete nieder, küßte den Boden, breitete meine Arme darauf aus, nahm ihn so in Besitz.

Schön war das Land, endlose Weiden, daß wir oft Mühe hatten, das Vieh beisammenzuhalten.

„Mäht Heu für den Winter!“ mahnte ich.

Doch keiner hörte auf mich. Den ganzen Tag saßen die Männer in ihren Booten und fischten, und Sankt Petri Fischzug, wie wir ihn aus der Bibel kennen, schien gering gegen die Beute, die man hier einbrachte. Zu Bergen häuften sich die getrockneten Fische.

Aber im Winter verdarb uns das ganze Vieh. Wir mußten an die Rückkehr im Frühling denken, um neues Vieh zu holen.

Immer wieder stiegen wir auf einen hohen Berg, um zu sehen, ob das Meer schon eisfrei wäre, aber noch im Mai, wo schon in der alten Heimat die vielen Blumen blühen, stand das Eis um die Insel wie im Winter.

Und Ingolf verwünschte das Land. „Eisland nannten wir dich, aber du bist nur Eis, kein Land!“

Erst im Juni ist uns die Heimkehr gelungen. König Harald Harfargar hatte inzwischen eine neue Ordnung eingeführt, niemandem sollte mehr Grund und Boden zu eigen sein, alles Land galt nun als Königsgut, hohe Abgaben lagen darauf, und jeder Mann mußte im Heer des Königs Dienst leisten. Da haben sich alle freien Männer zusammengetan und zehn Jahre gegen den König gekämpft, doch in der Schlacht von Hafesfjord sind sie endgültig geschlagen worden.

Aber lieber wollten sie im Eisland freie Männer sein als in Norwegen König Haralds Knechte, und so sind dann nach zehn Jahren etliche dreißig Schiffe nach Island gefahren, ich war auch dabei.

Ein wilder Kerl ist mitgefahren, Eirik Raudi, Eirik der Rote

geheißten, seinen besten Freund hat er im Zorn erschlagen, hat auch auf Island gleich Händel gesucht und Ingolf, unseren Führer, schwer verwundet.

Da ist er verbannt worden, hat ein paar Dutzend Gleichgesinnte um sich geschart, ist gen Westen ins Unbekannte gefahren. Im nächsten Jahr ist Kunde gekommen, auch sie hätten neues Land entdeckt, viel größer als Island, im Osten stünde das Eis wie ein Wall davor, im Westen aber wären die Weiden noch viel besser als in Island, und darum hätte man dieses grüne Land Grönland genannt.

Sind in den folgenden Jahren manche dem Eirik nachgefolgt, haben dort ganze Dörfer gebaut, auch Kirchen haben sie errichtet und zuletzt sogar einen Bischof verlangt. Ein Sohn des Raudi, Leif Eiriksson, soll viele Wochen gen Süden gefahren und ein Land betreten haben, wo die Trauben wild sprießen wie im Paradies, ist darum Vinland geheißten worden.

Ich aber bin auf Island geblieben, und Gott der Herr hat die Gnade gehabt, mich das neunzigste Jahr erleben zu lassen. Ist da ein Allthing abgehalten worden, eine große Versammlung aller freien Männer, an die fünfundreißigtausend sind da gezählt worden, ohne die fünftausend Knechte, die Weiber und die Kinder.“

Diese alte Schrift nahm einer mit nach Grönland, und dort schrieb sie vierhundert Jahre später Knud Sigurdsson ab, der die Geschichte der letzten Normannen in Grönland aufzeichnete.

Immer wieder gab es dort Hader zwischen den einzelnen Siedlungen, und das hatte um das Jahr 1260 dahin geführt, daß die Norweger mit einer kleinen Flotte kamen und sich das Land unterwarfen. Vereint hätten ihnen die Grönländer trotzen können, aber keine Siedlung gönnte der anderen die Führung im Kampf, und so wurden sie einzeln besiegt. Jeder fremde Handel wurde verboten; nur norwegische Schiffe durften noch in Grönland anlegen.

Noch ein anderer Feind erwuchs mitten im Land. Das waren die Skrälinger, die Zwerge, kleine schlitzäugige Menschen, die schon in Grönland saßen, als Eirik dahingekommen war. Sie waren zu schwach, um Widerstand zu leisten, zogen sich zurück, vermehrten sich auch durch Zuzug aus dem fernen Südwesten her.

Man kümmerte sich nicht um sie, verachtete sie, bekam sie auch recht selten zu Gesicht, denn das Land war ja ungeheuer groß, hätte auch für die hundertfache Menge von Menschen gute Fangplätze geboten.

Eines verstanden aber die Skrälinger: dem Land gemäß zu leben. Sie wohnten nicht in Häusern, sondern in Steinhütten, bei Jagdzügen sogar in Schneehütten, die sie kunstvoll aus Schneeblocken zu bauen verstanden, sie trugen nichts auf dem Leib, als was ihnen die gejagten Tiere boten. Niemals tauschten sie von den Normannen etwas anderes als einfache Geräte und Waffen ein.

Die Normannen achteten bald nicht mehr der verlorenen Freiheit, denn nun blühte eine Zeitlang der Handelsverkehr auf wie noch nie. Sie handelten ein, was immer nur ihrer lächerlichen Großmannssucht zu entsprechen schien, die Frauen jeder Siedlung suchten die der nächsten an Putz zu übertreffen, und es kam so weit, daß sie sich Kleider aus Paris schicken ließen. Aber auch die Männer begehrten nach allerlei unnützem Zeug, um damit in ihren Häusern und bei den Things prahlen zu können, selbst für das tägliche Mahl suchten sie nach Leckerbissen aller Art — die norwegischen Schiffe brachten zwar nur, was in Europa niemand mehr mochte, doch in Grönland war es neu und hatte darum höchsten Anwert.

Da trat nun Halfdan Erlingsson auf. Er war eines sehr reichen Mannes Sohn, sollte einmal ein großes Erbe übernehmen, doch schon in früher Jugend lockte ihn mehr die Einsamkeit der Jagd als das frohe Leben in den Siedlungen.

Seinen Leuten war das Land, in dem sie lebten, langsam von einer Heimat zu einem bloßen Wohnsitz geworden, an dem sie immer mehr Mängel fanden. Halfdan aber sah in der Kälte, in den eisstarrenden Gebirgen, in dem überlangen Tag und der endlosen Nacht nur die Größe, die Gewalt der Natur, der man sich unterordnen mußte, um sie zu verstehen. Er wehrte sich nicht gegen das Land, und er bemühte sich auch nicht, es bloß zu ertragen, wie die Leute in den Siedlungen, er schenkte ihm seine Seele, er begann es zu erleben, zu erleben.

Und das Land schenkte sich ihm, schien ihm allein zuzugehören, wie eine Frau einem geliebten Mann.

„Oh Wildnis im Eis, kein Paradies gebe ich für dich! Ihr Sommerächte, die helle Tage sind, bedeutet ihr uns nicht ein Sinnbild des Lebens, das nie verlischt? Und ihr Nächte im Winter, zeigt ihr uns nicht den Mond und die Sterne schwebend im tiefen Meer des Himmels, schenkt ihr nicht unseren Augen ein buntes Zauberlicht, wie man Kindern ein Spielzeug schenkt? Und die Kälte, ist sie etwas anderes als ein langer stiller Schlaf? Ruhen nicht die vielen Blumen, die im Sommer blühen, und das Gras und die Sträucher sonnenträumend unter dem tiefen Schnee? Sterben sie deswegen, werden sie je müde? Nein, die Kälte ist nur ihre große Schlafenszeit!“

So sprach Halfdan, die Arme ausbreitend, und in sanftem Neigen schien sich das Land darein zu senken.

In den Siedlungen aber stieg die Unzufriedenheit immer mehr an. Es gab übrigens auch drüben in Norwegen endlosen Zwist, man verlor die Lust, sich um das ferne Grönland zu kümmern, und zuletzt sandte man fünf Jahre lang kein Schiff mehr herüber.

„Das ist ein Zeichen für euch?“ mahnte Halfdan. „Liebt Grönland, laßt es ganz eure Heimat sein, lebt nicht mehr bloß im Land, lebt in das Land hinein!“

„Wir wollen nicht leben wie das schmutzige Gesindel, die

Skrälinger!“ hielt man ihm entgegen. Und da man von der anderen Welt nichts mehr wußte, nahm man Grönland als die große Welt. Die Männer besprachen in endlosen Things die unwichtigsten Dinge, als wären sie wichtigste Staatssachen. Als in der Siedlung, die später Godthaab genannt wurde, ein kleiner Landungssteg gebaut werden sollte, dauerte das Beraten darüber drei Wochen. Der Steg selber wurde von zwei Männern in zwei Tagen gezimmert. Dann konnte man sich wieder monatelang nicht einigen, wo der nächste Thing abgehalten werden sollte. Den Fang vernachlässigte man immer mehr, und da man nicht genug Tauschwaren besaß, von den Skrälingern Fleisch, Fett und Fische einzuhandeln, zwang man sie mit Waffengewalt, für die Normannen zu arbeiten, und zuletzt nahm man ihnen sogar den eigenen Fang weg.

Wen es nicht gelüstete, die Zeit mit endlosem Politisieren zu verträdeln, der verlegte sich auf spitzfindige Auslegung der Bibel. Es gehörte bald zum Wesen jeder größeren Siedlung, eine eigene Sekte zu haben, manchmal bestanden in einem Ort sogar ein paar Sekten nebeneinander, die sich auf das heftigste befehdeten.

Wieder erhob Halfdan seine Stimme.

„Rafft euch auf, handelt, schafft — sonst erschlafft ihr und kommt ins Faulen! Bringt alles Treibholz im Land an einen Ort, baut daraus ein großes Schiff, sucht damit neues Land im Westen oder Norden, fahrt hinüber nach Island oder südwärts nach Markland oder gar nach Vinland, von dem die Sagen erzählen, dehnt und reckt euch, dann erstarbt ihr wieder!“

„Wir sind stark genug, den feigen Skrälingern zu gebieten!“ erwiderte man ihm. „Und wozu brauchen wir neues Land?“

„Es gefällt euch doch hier nicht mehr, sagt ihr immer!“

Sie murrten. „Wir werden doch nicht unser schönes Eigentum hier verlassen!“

Nicht viel anders waren die Frauen. Seit sie keine Putzsachen mehr über See bekamen, ging ihr ganzes Trachten, sie aus den

eigenen Vorräten herzustellen. Mit Linnen und Wolle kamen sie da nicht mehr weit, und es war auch nicht verlockend, aus abgetragenen Kleidern neue zurechtzuschneiden. Aber sie verstanden sich gut auf das Gerben feinsten Felle, und die benutzten sie nun, um daraus oft ganz lächerliche, aber neue Kleider und Mäntel herzustellen. Ob sie kleidsam waren, ob sie hielten, darauf kam es nicht mehr an — wenn man nur die Nachbarin damit in den Schatten stellte!

Ein uralter Fischer namens Hjövr, der in jungen Jahren ein paarmal auf Island und einmal in Norwegen gewesen war, sprach mit Halfdan über alle diese Dinge.

„Das ist das Unglück unserer Leute, daß sie hier wieder die Herren sind, seit sich der König von Norwegen nicht mehr um sie kümmert. Jetzt zielt ihre letzte Kraft ins Leere, so wenig sie sich auch gegen die fremde Herrschaft auflehnten. Sie brauchen fremdes Blut. Es ist bei den Menschen ähnlich wie bei den Rentierherden, die Tiere werden schwächlich und kränklich, wenn sie sich immer nur untereinander vermehren und nicht Böcke aus fremden Herden zu ihnen stoßen. Raubzüge müßten unsere Männer unternehmen, so wie ihre Vorfahren, fremde Weiber aus fernen Ländern holen, und unsere Frauen sollten von fremden Seeräubern Gewalt erdulden, dann käme unser Volk wieder in Kraft!“

„Nicht einmal ein Schiff wollen sie mehr zimmern! Die Frauen nehmen sie aus der Nachbarschaft, weil das keine Mühe macht, alles ist schon versippt und verschwägert. Dafür haben sie ein Weib, das sich einem Skrälinger gesellte, zu Tode gepeitscht, einen Mann, der sich eine von den Skrälingsweibern in sein Haus holte, ausgestoßen und geächtet.“

„Vor dreißig Jahren verachtete man die Skrälinger so wie heute, aber man war doch nicht so streng gegen sie. Karin Heimarsdotter ließ sich von einem Häuptling der Skrälinger

entführen, und man tötete sie nicht, strich bloß ihren Namen aus dem Taufbuch. Der älteste Sohn, Sringar geheißten, soll bei den Skrälängern viel gelten.“

Halfdan nickte. „Ja, dieser Sringar hetzt die Skrälänger auf, nichts mehr an uns zu tauschen, außer wir geben ihnen Waffen dafür! Und das dürfen wir gerade jetzt nicht tun!“

Aber es geschah doch.

In Halfdans Heimat hatten die Skrälänger die Arbeit verweigert und auch nichts mehr zum Tausch gebracht. Man versuchte es, von den Vorräten zu leben. Sie gingen rasch zu Ende, denn man war es gewohnt, üppig zu essen.

Da feuerte Halfdan die jungen Männer, die müßig am Strand herumlungerten, zu kühner Fangfahrt nach dem Norden an. Sie wollten zuerst nicht, doch die Gewalt seiner Worte riß sie mit. Auf zehn Fangschiffen fuhren sie gegen Norden.

Wo sie bei größeren Siedlungen anlegten, bespöttelte man sie. Aber aus kleinen Weilern schlossen sich ihnen immer öfter junge Leute an. Zuletzt gebot Halfdan über eine Flotte von vierzig Schiffen. Und seit Jahrzehnten brachte man nicht so reiche Beute heim.

Die jungen Männer erwarteten einen begeisterten Empfang. Aber man kümmerte sich nur um den Fang und nicht um sie, salzte Fisch und Fleisch ein oder dörnte sie, für die Jäger selbst hatte man kein Wort des Dankes.

Man war für den ganzen Winter mit Nahrung versorgt, und nun galt es Wichtigeres zu erörtern.

Einmal in einer klaren Vollmondnacht wollte Halfdan ein Loch ins Eis hacken, um Fische zu angeln. An seiner gewohnten Fangstelle hockte aber schön ein anderer Mann.

Halfdan wollte sich mit einem Scherzwort auf die eigenen Rechte berufen, da erkannte er an der kleinen Gestalt des andern, daß es ein Skrälänger war.

„Troll dich, du Troll!“ schrie er ihm zu.

Der Skrälíng hob das Haupt, es war Sringar.

„Der Angelplatz ist groß genug für uns beide. Wollen wir nicht teilen, Halfdan Erlingsson?“

„Skrälíngern antwortet man nur mit der Peitsche!“ erwiderte Halfdan, ohne sich seines Hochmuts bewußt zu sein, ließ die Peitsche, mit der er die Hunde seines Schlittens lenkte, durch die Luft sausen.

Sringar blieb ruhig, ging langsam an ihm vorbei, wandte sich so, daß ein kurzes Schwert, das er an seiner Seite trug, im Mondschein glitzerte.

„Die Skrälínger warten noch mit der Antwort, Halfdan Erlingsson.“

Und er verschwand hinter einem Eisblock, als hätte ihn das Land verschlungen.

Da wußte Halfdan, daß die Skrälínger nicht immer das dienende Volk im Land bleiben würden. Und er fürchtete mehr denn je für sein eigenes Volk.

Doch seine Stimme verhallte ins Leere, wie früher. Selbst die jungen Leute, die im Sommer mit ihm auf den großen Fischzug ausgezogen waren, hatten den Undank nicht vergessen, mit dem man sie damals empfing, und auch das Wohlleben eines sorgenfreien Winters stak ihnen noch in den Gliedern.

Im späten Frühjahr trat in einigen kleinen Siedlungen des Südens eine sonderbare Krankheit auf, die hier niemand gekannt hatte. Die Erkrankten bekamen Fieber und schweren Atem, begannen bald Blut auszuhusten, starben oft noch am gleichen Tag. In dem Weiler Jennikövr erlagen fast alle Einwohner der Seuche, die wenigen Überlebenden flüchteten, weil sie die Häuser für verflucht hielten.

Bald darauf ließen sich Skrälínger darin nieder, blieben hier wie überall von der Krankheit verschont, die übrigens bald erlosch.

Es wurde des langen und breiten darüber gestritten, ob man Jennikövr den Skrälängern überlassen sollte. Einige wollten sie mit Gewalt daraus verjagen, aber Sringar bot reichliche Zahlung in Fischen und Tran dafür an, und das schien willkommener als ein blutiger Streit.

Sringar selbst zog in das größte Haus des Ortes, richtete es aber nach Art der Skrälinger ein. Eine ähnliche Vereinbarung erreichte er auch im Norden, wo einige kleine Siedlungen durch Aussterben der alten und Abwandern der jungen Leute fast menschenleer geworden waren. Die letzten Einwohner hingen nicht an diesen Orten, und es war leicht, auch sie zum Übersiedeln nach dem Süden des Landes zu bewegen. Auch hier zogen Skrälinger in die Häuser.

Nur als Sringar auch noch verlangte, daß sich seine Leute von den beiden riesigen schwarzen Steinen bei Uetterhivnik, die vom Himmel gefallen sein sollten, Stücke abschlagen dürften, um daraus im Feuer Geräte zu schmieden, gab es unter den Normannen nach zehn Jahren wieder eine Einmütigkeit. Es wurde den Skrälängern bei härtester Strafe verboten, sich den Steinen auch nur zu nähern, und immer standen Wachen dort.

„Hämmert für uns Waffen daraus!“ rief Halfdan über das Land. „Die Skrälinger werden immer mehr, die unseren weniger, und es wird für die Zwerge bald keine Gefahr mehr bedeuten, über uns herzufallen. Rüstet euch beizeiten?“

Man lachte ihn bloß aus. „Sie gehen uns unter der Achsel durch! Ein Schlag mit der Faust, und sie verrecken!“

Einmal lief eine große frohe Aufregung durch das Land. Einer der Pfarrer, der, von dem diese Chronik geschrieben wurde, hatte aus alten Schriften errechnet, daß es im nächsten Sommer gerade vierhundert Jahre waren, seit Eirik Raudi und die Seinen den Fuß an Grönlands Küste gesetzt hatten.

Das sollte in einem großen Fest gefeiert werden, und nach

vielen größeren und kleineren Things kam man überein, es zur Zeit der Sommersonnenwende bei Oesterbygd abzuhalten, wo es die schönsten Wiesen und Matten von ganz Grönland gab. Den Festplatz wollte man mit Kränzen und grünen Weidenzweigen schmücken, und was es an gutem Essen gab, das sollte sich jeder in diesen frohen Tagen im reichlichsten Maß zugute kommen lassen. Wer der Musik oder des Gesanges kundig war, bekam alles frei, und sogar eine Art von Komödienspiel war vorgesehen.

Die jungen Leute berieten hin und her, und schließlich wollten sie dreierlei darstellen: die Landnahme durch Eirik den Roten, den Bau einer der großen Siedlungen und zuletzt das gute Leben, dessen man sich jetzt erfreuen konnte. Dieser dritte Teil des Schauspiels sollte natürlich am ausgiebigsten ausfallen.

Der Mönch, der diese Chronik schrieb, sollte auch die Worte zu dem Schauspiel setzen. Für die Rolle des Eirik Raudi hatte man Halfdan Erlingsson ausersehen, und wider Erwarten weigerte er sich dessen nicht.

„Ich muß nur manchmal auch das reden dürfen, was ich will!“

Das billigten ihm der Mönch und die Mitspieler gern zu.

Monatelang sprach man von nichts anderem als von dem Fest. Der Fang wurde darob so vernachlässigt, daß man zuletzt den Skrälingern sogar Stücke von gutem Hausrat vertauschte, deren man gerade nicht zu bedürfen schien.

Der Sommerbeginn ließ sich so warm an wie seit Menschengedenken nicht, die Matten hatten schon zwei Wochen nach der Schneeschmelze eine Üppigkeit wie sonst erst mitten im Sommer, und die Blumen blühten wie in einem Paradies.

Sonderbarerweise gab es aber mehr Kranke als sonst um diese Zeit, der Übergang von der gesunden trockenen Kälte des Winters zu der sanften Milde des frühen Sommers schwächte die Kräfte wie noch nie, fast ein jeder hustete oder fieberte

oder fand in den kurzen lauen Nächten keinen Schlaf. Ganz im Süden gab es wieder ein paar, die an der gleichen sonderbaren Seuche verstarben wie im Vorjahr.

Man hatte aber wahrlich nicht Zeit, dieser Sache zu achten.

Bei den gewaltigen Entfernungen, die von den einzelnen Teilen des Landes nach Oesterbygd zurückzulegen waren, mußten viele schon einen Monat vor dem großen Fest aufbrechen, jeder wollte dabei sein, nur die ganz alten Leute blieben überall zurück und hüteten die Häuser.

Man winkte ihnen lachend zurück: „Vor zwei Monaten sehen wir uns nicht wieder!“

Noch nie hatte das Land solch fröhliche Fahrt gesehen. Das Meer längs der Küste wimmelte von Fahrzeugen, uralte Ruderboote hielten sich neben schlanken neuen Fangseglern, so ruhig war die Flut, daß man auch zur Nachtzeit nicht an Land ging, man dachte auch gar nicht viel an Schlaf, plauderte und sang die halbe Nacht hindurch.

Das änderte sich auch nicht, als es in einigen Booten aus dem Süden Kranke gab, die jäh verstarben, man versenkte sie ins Meer, trauerte eine Stunde lang um sie, und dann fuhr man eilig den anderen Booten nach.

Eine Welle der Freude ging durch das Land. Ganz Grönland war ein Lachen, ein Singen, ein Tanzen. Wo Bootsleute an Land gingen, um Wasser zu fassen oder sonst etwas einzuholen, wurden sie umarmt und geküßt, die jungen Burschen begannen mit den Mädchen zu tanzen, die älteren sangen dazu oder schlugen die Trommel, und die Kinder schlossen darum ihren Reigen.

„Es ist heuer zu viel Sommer . . .“, klagte der alte Fischer Hjövr zu Halfdan. „Zu viel Sonne . . . über dem Land . . . und in den Menschen . . ., die Sonne dörrt aus!“

„Ich werde schon ein Gewitter auf sie loslassen!“

Der Tag des großen Festes nahte. In fast unübersehbaren Reihen dehnten sich auf der Heide von Oesterbygd die Zelte. Überall brannten die Herdfeuer aus Treibholz, überall roch es nach Tran und nach Speck, überall wurde gelacht und gescherzt.

Abseits von den andern bemühten sich heilkundige Mönche — auch der, der dies schrieb, war dabei — um einige und bald schon um einige Dutzend von Kranken. Sie sahen immer übler aus, die Toten waren schon nach einer Stunde schwarz und faulten, man mußte sie sofort begraben.

Was kümmerte das bei dem größten Fest, das es je in Grönland gab? Überall Lachen und Singen, überall Tanzen und Jubeln, überall hellauf gesteigertes Leben — wer hatte da Zeit, an den Tod zu denken?

Und gar jetzt, wo das große Schauspiel beginnen sollte! Auf dem Grund einer rückwärts felsigen, vorn aber nur flach ansteigenden Mulde hatte man aus Steinen und darübergerlegten Brettern eine Art von Bühne errichtet, der man einen Hintergrund aus grünen Weidenzweigen gegeben hatte.

Tausende füllten schon das weite Rund, und neue Tausende strömten hinzu. Bei den Things hatten sich nur Männer versammelt, diesmal kamen auch die Frauen und Kinder dazu, was es an Menschen in Grönland gab, schien hier vereint, die Skrälinger rechnete man ja schon mehr zu den Tieren.

Alle Menschen — hier auf der Heide von Oesterbygd.

Oesterbygd, Mitte Grönlands, Herz des Landes und dessen Haupt! Grüne, frohe Heide von Oesterbygd! Sonne über den Matten, Lächeln auf jedem Mund, Glanz auf jedem Auge! Und die Luft voll von Musik, als hätte alles Atmen zu tönen begonnen.

Irgendwo am Rand Mönche, über zuckende Körper gebeugt.

Blasen von Trompeten, von Hörnern, wildes, lustiges Trommeln. Das Schauspiel begann. War es wirklich Halfdan Erlingsson oder nicht der von den Toten auferstandene Eirik

Raudi, der auf die Bühne trat, alle seine Gefährten fast um Haupteslänge überragend? So altertümlich klangen die Worte, die der Mönch für die Schauspieler erdacht hatte, so wild war sein Gehaben, so dröhnend sein Schritt. Man bekam beinahe Furcht vor ihm.

Aber es war schön zu sehen, wie er mit den Seinen das Land in Besitz nahm, in dem man sich nun, vierhundert Jahre später, so stolz als Herr fühlen konnte.

Der Mönch saß hinter den Zweigen versteckt, sagte aus seiner Schriftrolle den Schauspielern leise vor, was sie zu sprechen hatten, doch auf einmal schien dieses Zusammenspiel gestört zu sein.

Stampfenden Schrittes, daß die Bretter zu splittern drohten, trat Eirik Raudi aus der Schar der Schauspieler heraus, stand nun ganz vorn auf der Bühne. Wie ein Donnern ging seine Stimme über die Tausende hin.

„In Mühen ohnegleichen haben wir uns dieses Land zu eigen erworben, konnten noch nicht viel bauen und gestalten, nur ein Erbe hinterließen wir euch: die Gefahr, den Kampf! Solange diese beiden um uns sind, dauert auch die Stärke, dauert das wahre Leben! Doch was ist aus euch geworden, unseren spätesten Nachfahren? Allen Kampf habt ihr von euch abgetan, alle Mühe überwältzt ihr auf die Zwerge, eure Arme sind dünn geworden und eure Bäuche dick, nur an das Vergnügliche denkt ihr und nicht an das Schwere, von weichen Gedanken laßt ihr euch einlullen, statt mit hartem Willen aufzutrotzen, ihr habt vergessen, daß ihr im Nordland lebt, wo von den Menschen alles, alles gefordert wird! Darum wehe euch, wenn ein starker Sturm kommt!“

Anfangs glaubte man, das gehöre alles zum Schauspiel, doch aus dem verlegenen Gehaben der Mitspieler erkannte man bald, daß Halfdan seine eigenen Worte sprach, seine eigene Empörung über die Tausende ausgoß.

Wie kam er dazu, die allgemeine Freude zu stören? Unmut wurde zu dumpfem Grollen und dann zu einem einzigen zornigen Schrei: „Wir wollen ein kurzweiliges Spiel haben und keine langatmige Predigt!“

Halfdan stand hoch aufgereckt auf der Bühne. Die Tausende auf der Heide von Oesterbygd wogten wie Gesträuch im Wind, doch wenn Halfdan wieder auf sie einschrie, standen sie alle wie gelähmt, das Wort des einen zwang sie nieder. Und verstoßen, wider Willen fühlten sie: Das gab harte Kraft. Da und dort ballten sich schon Fäuste, strafften sich erschlaffte Glieder.

Bis es in einem Winkel der Mulde ein sonderbares Geschehen gab: Ein paar Dutzend von denen, die sich am trotzigsten aufgeregt hatten, sanken plötzlich um, als hätte sie eine unsichtbare Hand umgemäht.

Vor diesem Bild schrak selbst Halfdan zurück. Dort schien etwas gegen ihn aufzustehen, das stärker als er war, etwas Ungreifbares, Unsichtbares. Noch einmal hob er drohend die Hand, dann zog er sich durch die Wand aus grünen Zweigen hinter die Bühne zurück.

Das Spiel ging ohne ihn weiter. Die Gefährten brachten die Landnahme zu Ende, und nach einer Pause zeigten sie den Bau der ersten Siedlung, schleppten Holz und Steine auf die Bühne, bauten dort ein Haus, schmückten es mit Zweigen und bunten Bändern, schritten tanzend hinein, sangen dann bei den Fenstern heraus.

„Ich muß zuviel gefressen haben, mein Bauch ist so voll, daß ich gar nicht mehr atmen kann!“ klagte einer von den Burschen stöhnend.

Seine Gefährten warfen ihn lachend auf ein Bärenfell in der Mitte.

„Da, kotz dich aus, wenn du zu viel im Magen hast! Oder laß deine Hose herunter!“

Er konnte nicht antworten, das Fieber schüttelte ihn oder eine Angst.

Halfdan war die Felswand über der Bühne hinaufgeklettert, spähte hinab. Ausgelassener noch als früher feierten seine Gefährten den Bau des ersten Hauses auf Grönland.

Er überzählte die Schar. Nicht mehr einer, schon zwei fehlten.

Auch unter den Zuschauern gab es schon Lücken. Aber jeder von denen, die noch geblieben waren, schrie und jauchzte für zwei. Schloß man die Augen, so konnte man glauben, es wären ihrer mehr als früher.

Wieder eine Pause, in der gesungen und getanzt wurde. Lustiger denn je spielten die Musiker, wie in einem Rausch tanzten schon die Paare. Und dann ließ sich keiner mehr nieder, alle reckten sie die Köpfe zu der Bühne hin. Nun sollte ihnen ja ihr eigenes Leben gezeigt werden: Wie gut es einem jeden ging, das konnte man jetzt im Spiegelbild sehen.

Und die Schauspieler hatten gesorgt, daß es ein richtiges Abbild wurde. Ganze Speckseiten von Bären und Walrossen, Tranfässer, Körbe mit getrockneten Fischen wurden auf die Bühne gebracht, und die sie trugen, machten sich ganz klein, als wären sie Skrälinger, und sie hatten auch ihren watschelnden Gang. Das Lachen wurde zu einem Gebrüll, als sich die Schauspieler hinräkelten und die angeblichen Zwerge, als sie sich mühten, höhnisch stießen und pufften. Zuletzt geriet einer der Skrälinger ins Wanken und wurde von einem der jungen Burschen mit einem Fußtritt über die Bühne hinabbefördert, was ein neues stürmisches Gröhlen hervorrief.

Halfdan hörte ein stürmisches Geräusch hinter sich, sah sich um. Der Skräling Sringar stand da.

„Ich will auch lachen, Halfdan!“

„Wenn du willst, auch für mich, denn ich lache schon längst nicht mehr!“

Unten ging das Spiel weiter. Von den Schauspielern fehlte schon fast ein Drittel, doch das merkte man nur, wenn man sie zählte. Jeder der andern schien sich vervielfacht zu haben. Nur bei der großen Trommel stand keiner mehr.

Die Schauspieler begannen zu fressen. Zuerst jeder für sich allein rissen sie große Stücke Fleisch und Speck herab, und als ihnen das zu langsam ging, stopften sie einander die Brocken ins Maul, hatten sie noch nicht verschlungen und schnappten schon wieder nach einem neuen.

Am lautesten tobte das Freudengeschrei der Zuschauer, wenn einer zu ersticken drohte. Manche suchten das nachzuahmen, so schien es wenigstens. Sie wurden blau im Gesicht, sanken um. Man hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern, denn auf der Bühne ging es immer toller zu.

Ja, so hatte man hier gelebt, so wollte man weiter leben! Halfdan war wieder allein. Sringar stieg langsam zu der Mulde hinab, und etwas Dunkles, wie eine kleine Nebelwolke, ging mit ihm.

Die Berührung zwischen der Bühne und den Zuschauern wurde immer enger.

„Ja, das Leben ist schön!“ schriegen die einen.

„Und erst das Fressen!“ erwiderten die andern.

Von den Schauspielern mußten sich wieder zwei den Magen überladen haben, denn sie brachen wie im Ersticken zusammen. Man schleppte sie hinter den Laubvorhang, wo schon ein Dutzend ihresgleichen lag.

Ihresgleichen — nein, die meisten bewegten sich schon nicht mehr. Auch bei den Zuschauern sanken nun schon ganze Gruppen hin.

Wie man sich darüber ärgerte! Man wollte doch jetzt zu tanzen beginnen, wie es die Schauspieler taten, und da lagen die zuckenden Menschen mit den blauroten Gesichtern gerade

im Weg. Viele hielten ja schon hübsch still, aber andere stöhnten, daß man davon verdrießlich werden konnte — da mußte man eben noch lauter schreien, noch fröhlicher jauchzen!

Einer steigerte sich am Ruf des andern, und zuletzt hörte Halfdan einen Schrei gegen den Himmel gellen, als wollten nicht nur die Menschen hier, auch schon das ganze Land seine Lust bekennen. Aus den Matten stieg dieser Lustschrei auf, vom Meer rauschte er herüber, von den Felsen widerhallte er, aus den Schneefeldern und Gletschern dröhnte er wie zerbrechendes Eis, und vom Himmel stieß er nieder wie der Ruf unzähliger unsichtbarer Vögel. Die Menschen brüllten wieder hinein, ein Schrei suchte den andern zu übertönen, manchmal ging dieses Spiel so schnell hin und her wie das Atmen von Kranken, die erstickend nach Luft rangen.

Aber es war doch ein Jubeln, ein Jauchzen! Das Land feierte den herrlichsten Sommertag, die Menschen die vierhundert Jahre, die sie schon in diesem Land wohnten.

Die Schauspieler schienen mit dem Fressen fertig zu sein, denn jetzt begannen auch sie Musik zu machen. Doch es kam kein Schwung hinein, der Trommler fehlte, lag schon längst tot hinter der Bühne.

Da schob sich etwas vor, ein kleiner Mensch, um den eine leichte dunkle Wolke hing, als hätte sich die ferne Nacht in ihm verborgen. Er griff nach den Schlägeln, hämmerte auf die Trommel, und eine solche Urgewalt lag darin, als schlänge der alte Heidengott Thor mit seinem Hammer gegen Felsen.

Jetzt hatte endlich die Musik das richtige Leben. Als ob man ein paar tausend Alken plötzlich von einem Vogelfelsen aufscheuchte, so schwang sich der Klang auf, ging wie ein wildes Flügelschlagen über die Menschen hin, klatschte auf sie nieder und ging wieder hoch, immer rascher kam das, und ganz von selbst geriet alles wieder ins Tanzen.

Halfdan spähte von seinem Felsen herab, und eine Zeitlang schien ihm das Schreien, Brüllen, Stampfen, Dröhnen wirklich der Ausdruck einer ungeheuren, überwältigenden Lust zu sein. Nicht nur die Menschen schwangen sich im Tanz, die ganze Heide von Oesterbygd hob und senkte sich, als gehorchte auch sie dem Geböt des Trommlers, die Felsen erzitterten in seinem Schlag, die Berge hielten sich mit steinernen Händen, als wären auch sie zu einem Reigentanz angetreten, und zuckten leise, und die Wolken schlossen sich über sie wie verschränkte Arme — Frauen tun so, wenn sie lachend umeinander tanzen.

Und mitten darin die tollen, tobenden, besessenen Menschen. Ein fast unvorstellbares Übermaß von Freude und Lust wollte sich ihnen noch einmal entringen, darum wurden ihre Schreie zu einem einzigen ungeheuerlichen Ruf des Lebens an sich selbst, darum sammelte sich in ihrem Tanz alles lebendige Bewegen vom Pulsen der feinsten Adern bis zum wildesten Krampf der Glieder, und darum war auch jeder ihrer Gedanken ein wilder Hohn auf den Tod.

Ja, der Tod trommelte mit, der Tod tanzte mit, der Tod jauchzte mit, Hunderterreihen von Menschen sanken schon um, hatten Schaum vor dem Mund, sanken auf andere, die schon mit blauschwarzem Gesicht still auf der Heide von Oesterbygd ruhten, stießen mit den Armen unter die ihren, als gehörten sie zu ihnen, wollten nie wieder von ihnen lassen.

Der Tod trommelte zum Tanz, und wer sich noch regen konnte, tanzte sein Leben, verströmte all seine Kraft darein. Sringar aber, der Skräling, war des Todes Bote, des Todes Musikant, des Todes Tanzmeister. Mit der Kraft von hundert schlug er das Fell, und mit jedem Schlag sprangen hundert Menschen so hoch, als wollten sie zum Himmel hinauf — aber im nächsten Augenblick riß sie die Erde nieder, die alles, was zu viel gelebt hat, sinken und sterben und faulen läßt

damit es selber wieder Erde wird, Stoff und Wiege für neues Leben.

Zum frohesten Fest seiner Geschichte glaubte sich das Volk von Grönland versammelt, aber der Tod hatte es geladen, und die Pest bewillkommte die Gäste. Neben dem Trommler hockte sie, ein häßliches altes Zwergenweib, spie Geifer aus zahnlosem Mund und er wurde zum Gifthauch, ging so über die große weite grüne Heide von Oesterbygd.

Nur noch ein paar hundert waren es, die schrieten und tanzten. Manchmal schienen sie schon ein wenig zu erlahmen. Doch nun rollten der Tod und die Pest oder ihre menschlichen Abbilder die große Trommel von der Bühne herab, mitten unter die letzten noch aufrechten Menschen, rollten sie über die grüne Heide von Oesterbygd, schlugen das Fell wie toll, tanzten um die Trommel herum, ihr grausiges Schreien ging ebenso im Takt wie das Trommeln, und wollte einer noch immer nicht mittun, so faßten ihn die beiden an den Händen, zwangen ihn in einen Reigen ein, der immer größer wurde, bis er alle umfaßte, die noch lebten.

In grausigem Jubel hopsten sie über Sterbende, rannten Leichenhaufen hinauf und hinab, stolperten über Hinsinkende, die sich an ihnen aufrichten wollten und nach ihren Beinen griffen, stießen sie mit einem Fußtritt von sich oder fielen auf sie, und standen selber nicht mehr auf.

Zuletzt waren es nur mehr drei, dann zwei, ein junger Mann und ein junges Weib. Brunst kam in ihre Augen, sie rissen sich von den Zwergen los, preßten sich aneinander, glitten in keuchender Umarmung zu Boden, auf die weite grüne Heide von Oesterbygd, alle Kraft der Erde fühlten sie in sich gesammelt und wollten schon die Lust ihres Vereinens in die Welt hinausschreien — da trat auch der jungen Frau der Geifer der Pest vor den Mund, geekelt sprang der Mann auf, griff wie

verwundert an die eigenen Lippen, sank um, wie vom Blitz gefällt.

Nur ein Kind, ein kleiner Knabe lebte noch und der Mönch, der dies alles aufgezeichnet hat. Der Knabe konnte nicht erfassen, was geschehen war, pflückte die Blumen auf der weiten grünen Heide, band sich davon einen Strauß.

Der Zwerg und das alte Zwergenweib trommelten wie noch nie, doch der Knabe hörte es nicht, schritt über die blühende Heide von Oesterbygd, schien ein Lächeln neuen frohen Lebens. Da schlich sich die häßliche Zwergin von hinten an ihn heran und ließ den Schlägel der Trommel auf sein Haupt sausen.

Sringar lachte laut auf, schwang nun auch seinen Schlägel so gegen die Trommel, daß sie zerbarst.

Hundert Donner zur gleichen Zeit, so hörte sich der Schlag an. Die Erde bebte, als wäre sie bis ins Innerste getroffen.

Halfdan stand eine kleine Weile wie starr. Aber dann stürmte er wie ein Rasender die Felswand hinab, rannte auf die Zwergin zu, schwang sein Schwert mit solcher Kraft gegen sie, daß es ihren ausgemergelten Leib in zwei Stücke zerhieb.

Dann wollte er auch Sringar zum Kampf stellen. Doch ein unsagbares Grausen von den tausenden, schon verwesenden Leichen ringsum befiel ihn, wie von Gespenstern gehetzt floh er zurück auf den hohen Felsen.

Als er wieder Kraft genug besaß, ruhig hinabzuspähen, bot sich ihm ein anderes, ebenso seltsames Bild.

Von allen Seiten kamen Skrälinger heran, einzeln, in kleinen Gruppen, in großen Scharen. Lautlos wie Züge von Lemmingen und ebenso unaufhaltsam wie diese näherten sie sich, stiegen über die Toten, wichen Leichenhaufen nicht aus, glichen einem stummen Strom, der langsam ein Land überschwemmt. Ohne jedes Geräusch, ohne ein leisestes Wort glitten sie über die weite grüne Heide von Oesterbygd, nahmen an sich, was immer sie nur tragen

konnten, bis die Last größer war als sie selber. Andere traten, nein, flossen in die Häuser, räumten heraus, was ihnen für den eigenen Gebrauch dienlich schien, trugen es zu den Schiffen, auf denen die Festgäste gekommen waren.

Eine Flotte war es von ein paar hundert Schiffen, bunte Wimpel hingen an den Masten, die Ruder waren mit grünen Kränzen umwunden. Langsam und lautlos, als wäre alles ein Traum, nahmen die Skrälinger diesen Schmuck ab, luden ihren Raub ein.

Einen ganzen Tag dauerte das, bis die Sonne wieder am höchsten stand. Dann stachen sie in See, entschwanden bald hinter einer Biegung der Küste.

Nach keinem einzigen von ihnen hatte die Pest ihren Arm ausgestreckt. Sie waren gekommen wie Gegenwart nach der Vergangenheit oder wie Zukunft nach der Gegenwart. Ein Tag oder eine Zeit ging zu Ende, ein neuer Tag, eine andere Zeit hob an, wie es immer die Ordnung war auf der Welt.

Der Mönch, der dies alles aufgezeichnet hat, auch das Schicksal Halfdan Erlingssons, lag unter Leichen hinter der Bühne, auf der das lustige Spiel von Grönland gespielt worden war. Er trug für alle die Strafe, indem er den Untergang seines Volkes ansehen mußte, aber Gott gab ihm auch die Gnade, das ungeheure Leid in Worte zu fassen, auf daß es dem Erinnern der Menschen blieb im Wandel der Zeiten.

Im Anfang war das Wort, und das Wort kommt von Gott, und Gott ist das Wort.

Halfdan erkannte, warum den Skrälingern die Pest nichts anhaben konnte. Sie waren ein Teil des Landes hier, ein Teil seines Lebens, Erde, zu Menschen gewandelt. Und für die Erde gibt es nicht Krankheit noch Tod.

Das gleiche hatte auch er seinem Volk verkündet. Aber niemand hatte auf ihn hören wollen. Sie glaubten, Herren

bleiben zu können, wo sie Diener hätten werden sollen. Und Halfdan selber hatte geirrt, als er ihnen auch noch den Kampf gegen die Skrälinger auferlegen wollte. Nicht Heldentum des Blutes tat hier not, bloß Heldentum entsagender Einordnung in etwas Größeres, in das tiefste Wesen des Landes hier. Die Skrälinger taten das wie Tiere, ohne es zu denken. Den Normannen wäre es vergönnt gewesen, das mit eigenem Wissen und Willen zu tun.

Sie erkannten das nicht, darum blieben jetzt nur noch die Skrälinger.

Nur einer stand noch gegen sie, einer gegen viele Tausende. Kampf hatte jeden Sinn verloren. Es gab nur noch die Flucht.

Halfdan besaß kein Boot mehr, zu Fuß zog er nordwärts, weg von den grünen Matten von Oesterbygd.

Einmal hörte er sich vom Meer her anrufen. In einem winzigen Boot steuerte der greise Fischer Hjövr ans Land.

„Einer noch, der lebt! Und ich hatte mich schon damit abgefunden, der letzte zu sein!“

„Nun gehen wir zu zweit auf Fang, Hjövr!“

„Mein Boot ist leck, meine Ruder sind zerbrochen so wie ich. Nur um auf fester Erde zu sterben, bin ich gelandet.“

„Bringst du Nachrichten?“

„Nur Totenansage, Halfdan. Alle alten Leute, die in den Siedlungen zurückgeblieben und nicht durch die Pest umgekommen sind, die sind von den Skrälingern erschlagen worden. Sie haben sich nirgends gewehrt.“

„Normannenzeit auf Grönland ist zu Ende, Skrälingerzeit hebt an.“

Der Greis streckte sich auf das Gras hin. „Begrabe mich unter einem Stein, Halfdan, wie es Brauch ist . . ., nein, wie es Brauch war . . .“

Er sprach nicht mehr viel. Wenn er noch einzelne Worte

vor sich hinflüsterte, kamen sie aus Träumen. Am nächsten Tag grub ihm Halfdan das Grab, wälzte einen großen Stein darüber.

„Und wer wird mir solche letzte Ehre geben?“

Ein Raunen ging um ihn, als hallte ein Echo tausendfach wider, und es schien ein Grüßen in unsagbarer Liebe.

Tag um Tag wanderte Halfdan weiter. Manchmal begegnete er Skrälینگern. Sie schienen ihn nicht zu sehen, sie wichen ihm nicht aus, wie es ihnen sonst geboten war. Er hätte sein Schwert durch die Luft sausen lassen können, tat es doch nicht. Wenn er auch ein Dutzend erschlug, ebensoviele Tausende blieben. Wozu noch Blut? Skrälingerzeit hatte begonnen, Normannenzeit war um. Den Menschen ist es nicht gegeben, die Folge der Zeiten zu ändern.

Ein hoher Berg am Rande des Inlandeises, der höchste in der Runde, zwang immer wieder seine Augen auf sich.

„Meine Gedanken umfassen noch immer das ganze Land — meine Augen sollen es nun auch tun!“

Zwei Tage brauchte er, bis er über wilde Gletscherwässer an den Fuß des Berges gelangt war. Dann kam ein schweres, hartes Steigen. Wieder zwei Tage währte es, bis er endlich auf dem Gipfel stand. Aber dort schien es kein langes Verweilen zu geben.

Sein Vorrat an Fleisch und Speck war aufgezehrt, seine Kleidung von den scharfen Felskanten zerrissen. Ein eisiger Wind drohte seine Glieder zu erstarren. Und sie mußten geschmeidig bleiben, nur auf schmalstem Grat hielt er sich, tief, tief unter ihm gähnten grundlose Spalten des Gletschers, der sich an dem Berg vorbei zum Meer schob.

Aber die Schau war so klar, als ginge jeder Blick ins Grenzenlose, als fände jeder Gedanke erst Halt an der Ewigkeit. Gegen Osten wurden Inlandeis und Himmel zu eins,

gegen Westen der Himmel und das Meer. Gegen Norden und Süden aber standen Berge und immer wieder Berge, und wo in fast unendlicher Ferne das Auge keine Gipfel mehr erfassen konnte, dort baute die Sehnsucht einen nach dem andern auf bis ans Ende der Welt.

Blaue Bergketten tauchten in das blaue Wogen zu ihren Häupten, und dieses Wogen spiegelte sich in dem blauen Meer, als wäre alles Sein nur noch ein blaues Verströmen von Höhe in Tiefe, von Nähe in Ferne.

„Mein Land, meiner Väter herrliches Land, Heimat im Eis, Haus in langer Nacht, hellstes Zelt im Sommer . . ., der letzte von denen grüßt dich, die deine Herren waren! Er grüßt dich wie etwas Ferngeliebtes, wie eine nie umarmte Frau . . ., sieh, ich kann dir nichts mehr geben, meine Waffe warf ich fort, kein Stück Fleisch steckt mehr in meinem Ranzen. Aber meine Augen gehören dir, mein Herz, nimm alles, nimm auch mich, damit ich, der letzte, endlich ganz eins werden kann mit dir! Wie Wolken, die sich auf die Erde niedergelassen haben, glänzen deine Berge, und es ist mir, als flögen sie nun auf wie entflatternde Vögel . . ., ich fliege mit ihnen, und ich sinke doch auch . . ., wo ist Höhe, und was ist Tiefe?“

In verzehrender Inbrunst hatte er die Arme ausgebreitet, verlor so den Halt, stürzte. Doch er fühlte den Fall nicht, Gipfel schienen ihn zu tragen oder weiße, weißeste Wolken. Und er fühlte auch nicht das Aufschlagen am Grund der Spalte, denn was Schmerz empfinden konnte, lebte in ihm nicht mehr. Nur das Körperlose, das Leiberlöste sandte noch Gedanken aus gleich spähenden Augen, lauschenden Ohren.

Und so vernahm er endlich, zum erstenmal, die Stimme des Landes.

„Welt bin ich, aus Eis und Schnee gefügt, kalte harte Welt, von Gletschern wild durchpflügt, wie Adern ziehen sie durch



meinen Felsenleib, zu niemand kann ich fleh'n: sei mein, bleib hier . . ., oh bleib! Da setzten deine Väter den Fuß an meinen Strand, da nannten sie die Wüste aus Eis ihr Heimatland. Ich schenkte ihnen Nahrung aus meinem kargen Schatz, gab ihnen Raum fürs Jagen, für Hütten einen Platz. Doch sie erfassen nicht solch köstliches Geschenk, nur was aus ihnen kommt, des sind sie eingedenk, sie lieben nicht das Land, sich selber sind sie lieb — da muß' ich sie verjagen wie einen schlimmen Dieb. Durch Krankheit und durch Pest hab' ich sie ausgemerzt, damit nichts Fremdes, Böses wie Wunde mich mehr schmerzt.

Doch du bist mein geworden, du warst kein fremder Gast, als letzter all der deinen hast du mich ganz erfaßt, und darum sollst als erster du ruhn in meinem Arm, ich schließe mich um dich, ich halte dich so warm, was einmal du die Kälte erschauernd hast genannt, das ist nun sanft um dich wie weichstes Kleid gespannt. Ich berge dich in mir, ich berge dich in Eis, ich decke dich mit Linnen, wie neuer Schnee so weiß, ich baue dir aus Säulen von Eis ein schimmernd Dach, was an dir sterblich, ruht in strahlendem Gemach, von allen Seiten dringt die Sonne zu dir ein, aus allen Weiten klingts: sei mein, du Mensch, sei mein! So will ich dich bewahren wohl an die tausend Jahr, bis dieses Gletschers Strom des Meeres wird gewahr. Dort senke ich dich tief in aller Toten Schrein, in alles Lebens Wiege, ins ewige Meer hinein.“

So sprach das Land, so hörte es der eine, der dieses Land geliebt hatte, und so zeichnete es der letzte auf, der nach ihm noch blieb.

Ob er Geschichte erzählte oder Geschichten — wer weiß es?

Man fand die Schriftrollen des Mönches in den Ruinen einer Siedlung, neben vielen, vielen Gräbern. In manchen davon lagen die Leichen von Frauen, in Kleider gehüllt, wie man sie zur Zeit ihres Lebens in Paris getragen hatte.

Der Genuese Johann Cabot entdeckt, im Auftrag Bristoler Kaufleute nach Nordwesten fahrend, nach den Normannen noch einmal Neufundland.

Die Frage einer Nordwest-Passage nach Indien taucht hier zum erstenmal auf. Ein englischer Leutnant, Martin Frobisher, wagt sich an diese Fahrt, erreicht als erster Europäer nach Jahrhunderten wieder die Südspitze Grönlands, entdeckt die Einfahrt zur Hudsonsbai. Aber das Goldgestein, das er in ganzen Schiffsloadungen heimbringt, ist bloß goldglänzender Schwefelkies.

Ein Nachfolger Frobishers, John Davis, kommt an der Westküste Grönlands bis über den 72. Breitengrad hinaus.

Aber eine nordwestliche Durchfahrt scheint vorläufig nicht möglich. Man muß es im Nordosten versuchen.

WINTER AUF NOWAJA-SEMLJA

Die Gilde der Kaufleute von Enkhuizen, das westlich an der Ausfahrt der Zuidersee liegt, beriet an einem Tag des Jänner 1596 schon seit dem frühen Vormittag, und zur Vesperzeit war noch immer kein Beschluß gefaßt worden.

„Ich bleibe dabei, es ist schade um unser Geld!“ erklärte einer. „Um Asien nordwärts kommt man nicht nach Indien!“

„Aber es wäre doch ein so schönes großes Geschäft!“ meinte ein anderer. „Wenn wir in Enkhuizen das Monopol für eine nordöstliche Durchfahrt erreichen, sind wir in einem Jahr die erste Handelsstadt von Holland und nicht erst die fünfzehnte oder siebzehnte!“

Jetzt steckten wieder ein paar, die schon zur Ablehnung entschlossen waren, die Köpfe zusammen.

„Das Geschäft wäre freilich ungeheuer!“

„Man sollte doch noch einmal Kapitän Barents hören!“

Barents wurde wieder hereingerufen. „Die Herren wünschen doch noch etwas von mir?“ fragte er in etwas verächtlichem Ton.

„Legt uns noch einmal Eure Pläne dar.“

„Zuerst mein Recht, solche Pläne zu fassen! Vor zwei Jahren haben die ehrenwerten Herren vier Schiffe unter dem Kommando des Cornelius Raij ausgerüstet, eines davon habe ich befehligt. Wir haben die große Insel Nowaja Semlja erreicht, ich allein bin als erster bis zu ihrer Nordspitze vorgedrungen. Ein Jahr darauf haben die ehrenwerten Herren sieben Schiffe an diese Sache gewagt, voll mit kostbaren Tauschwaren für Indien. Leider sind wir auch diesmal durch schweres Eis im Karischen Meer aufgehalten worden. Doch drei schlimme Winter hintereinander —

das ist unwahrscheinlich. Heuer muß die nordöstliche Durchfahrt gewagt werden, die Teilung des Einsatzes ist ja sehr bequem: die ehrenwerten Herren wagen einen kleinen Teil ihres Geldes, ich meinen ganzen Ruf — und mein Leben. Aber ich fürchte mich nicht. Was uns die Russen so angelegentlich erzählt haben von den Meeresungeheuern weiter im Osten, von den Eisschollen, die sich zu hohen Bergen türmen, von der Kälte, bei der sogar der stärkste Schnaps gefriert, das sind nur Ammenmärchen, um uns die Fahrt zu verleiden. Ich glaube nicht daran, ich glaube nur an das eine: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“ Er lächelte wieder spöttisch. „Allerdings müßten es die ehrenwerten Herren vorerst übers Herz bringen, über das Herz hinweg in die Tasche zu greifen!“

Wieder wurde eine Stunde lang beraten.

„Wenn wir schon Geld hergeben, dann nicht für diesen großmäuligen Willem Barents aus Terschelling!“

„Aber ohne ihn geht es nicht!“

Schließlich kamen sie überein, zwei Schiffe auszurüsten, die „Weiße Ente“ unter Cornelius Rijk und die „Anna van der Straaten“ unter Jakob Heemskerk, dem man Barents als Berater beigab.

Barents war darüber weiter nicht gekränkt. „Wo ich bin, ist das Kommando!“

Die beiden Schiffe segelten die Küste Norwegens entlang. Wenige Tage nach dem Passieren des Nordkaps sichtete Barents eine kleine unbekanntete Insel, bei der er anlegen ließ. Die Matrosen schossen dort einen gewaltigen weißen Bären, und darnach wurde die Insel „Bäreninsel“ benannt.

Die beiden Kapitäne wollten nun auf Nowaja Semlja zuhalten, Barents wäre aber bei den überraschend günstigen Eisverhältnissen gern weiter nach Norden gegangen. Da er aber wußte, daß die beiden Kapitäne vorläufig immer das Gegenteil von dem

taten, wozu er riet, befürwortete er in wohlgesetzter Rede die sofortige Fahrt nach Osten, ließ sich anscheinend nur unter schweren Bedenken die Zustimmung zu einem Nordkurs abringen.

Aber den ganzen Tag saß er jetzt oben auf der Tonne im Ausguck, aus irgendeinem Instinkt heraus witterte er eine neue Entdeckung.

Und am Morgen des vierten Tages sichtete er wirklich ein endloses Gebirgsland mit hohen spitzen Bergen, dem er darob den Namen Spitzbergen gab. Er hielt es für einen Teil von Grönland, doch hinderte das Packeis eine weitere Erkundung.

Die Schiffe fuhren zur Bäreninsel zurück, wo Kriegsrat gehalten wurde. Rijp mit der „Weißen Ente“ entschloß sich zu einem zweiten Vorstoß nach Norden, erreichte aber auch diesmal bloß Spitzbergen und kehrte von dort aus nach Holland zurück. Heemskerck aber ordnete sich endlich Barents unter, der mit der „Anna van der Straaten“ ostwärts auf Nowaja Semlja zu segelte. Diesmal glückte es ihm, die Nordspitze der Insel zu umschiffen, und an der Ostküste konnte er noch zwei Tagesreisen nach Süden vordringen, doch dann verlegte ihm das Eis den Weg, das Steuer wurde zerbrochen, ein kleines Beiboot eingedrückt.

Doch schon am nächsten Tag schien sich wieder eine schmale Durchfahrt zu eröffnen. Barents ließ sofort Segel setzen, lavierte zwischen den Eismassen noch ein Stück weiter gegen Süden.

Ein furchtbarer Krach ließ das Schiff erbeben. Von unten hatten sich Eisschollen herangeschoben und es aus seiner Richtung gedreht, weil es dem beschädigten Steuer nicht mehr gehorchte, und einige Planken wurden eingedrückt. Dabei wurde das Schiff aber auch etwas gehoben, so daß zunächst nur wenig Wasser eindrang.

„Wir sind verloren!“ schrie Heemskerck.

„Wenn wir uns verloren geben!“ erwiderte Barents ruhig.

„Noch kein Mensch hat es gewagt, hier einen Winter zu verbringen!“

„Um so ruhmvoller für uns: Wir werden die ersten sein!“

Mit einer Überlegenheit, die sich langsam auch den anderen mitteilte, gab Barents seine Befehle. Das Land war nahe, und was sich aus dem Schiff bergen ließ, wurde in aller Eile hinüber auf den Strand gebracht. Barents selber half bei den schwersten Lasten. Vierundzwanzig Stunden gab es für die Männer fast keine Rast. Aber es war gelungen, allen Proviant, die Geräte und die wissenschaftlichen Instrumente, die unbeschädigten Boote, ja sogar die innere Verkleidung des Schiffes zu bergen.

Es war höchste Zeit gewesen. Ein paar Stunden später begann die „Anna van der Straaten“ langsam zu sinken.

Wieder fielen die Leute in haltlose Verzweiflung.

Barents ging den Strand ab. „Unglaublich, wieviel Treibholz hier liegt — das wird ein prächtiges Haus für uns siebzehn Leute geben!“ Er lachte. „Es soll ‚Annahaus‘ heißen, zur Erinnerung an unser Schiff!“

„Was wird mit uns geschehen?“

„Vorläufig richten wir uns für den Winter ein!“

Nach ein paar Tagen stand das Haus, maß fünfundzwanzig Schritte in der Breite und zwölf in der Tiefe, war also überraschend geräumig. In der Mitte hing eine Tranlampe, darunter war der Herd. Durch einen kleinen Schornstein zog der Rauch ab.

„Das Haus könnte auch auf der Heerengracht in Enkhuizen stehen, es muß aber entsprechend rein gehalten werden!“ mahnte Barents. Immer legte er den größten Wert darauf, die Leute zu beschäftigen, um keine Mutlosigkeit in ihnen aufkommen zu lassen.

Die Munition war knapp, die schweren Büchsen unhandlich, aber frisches Fleisch mußte beschafft werden. Barents erfand einfache Fallen für Füchse und Bären, verbesserte sie jede Woche, bis seine Leute auf diese freilich nicht weidgerechte Jagd ganz versessen waren. Aus alten Pfannen wurde eine Trankocherei

engerichtet. Jede Woche gab es zwei „Schneidertage“, an denen sich die Leute aus den Fellen Mäntel und Decken zurechtschneidern mußten. Wer es am besten traf, erhielt eine Extraration Kümmel. Die Leute gerieten über das alles in so gute Laune, daß sie zuletzt losten, wer zum „König von Nowaja Semlja“ gekrönt werden sollte. Der Koch Buyter errang diese hohe Ehre und wurde mit einer Papierkrone feierlich in sein neues Amt eingesetzt.

Freilich, am nächsten Tag lag der Schnee so hoch, daß die Tür nicht aufging. Der König mußte sich für seine Untertanen opfern und durch den Schornstein, von dem getreuen Volk nicht gerade auf die ehrerbietigste Weise unterstützt, ins Freie kriechen, um den Schnee von der Tür zu schaufeln.

Bald darauf kam auch eine so starke Kälte, daß am Morgen die Decken mit fingerdickem Eis überzogen waren, obwohl das Feuer die ganze Nacht nicht ausgegangen war. Auch die beiden Thermometer gingen entzwei, da die Flüssigkeit gefror und die Glasröhrchen sprangte.

„Welches Glück — jetzt können wir nur mehr schätzen, wie kalt es ist!“

Einige Tage später blieben infolge der Kälte auch alle Uhren stehen.

„Der Tod hat sie angehalten!“ klagte der König.

„Und seine Sanduhren bei uns vergessen!“ erwiderte Barents.

Es gelang ihm wirklich, den ganzen Winter über die Zeit sehr genau mit zwei Sanduhren zu bestimmen, die in zwölf Stunden durchliefen.

Tag um Tag trug er kurze Berichte in sein Bordbuch ein. Eines Tages aber zitterte seine Hand ein wenig, als er wieder schrieb.

„Der Maat Adrianszoon, der mir ein lieber Freund geworden ist, scheint an Skorbut erkrankt zu sein. Doktor Cuyp, unser Arzt, hat aus einem Weinaß eine Badetonne machen lassen,

Adrianszoon muß baden, so heiß und lang er es aushält. Damit er nicht verzagt wird, sitze ich neben ihm, und wir erzählen einander von unserer Heimat.“

Eine Woche später: „Nun hat auch mich der Skorbut gepackt, Adrianszoon und ich baden abwechselnd. Doktor Cuyp wünscht auch, daß wir von den erlegten Bären das frische Blut trinken.“

Einen Monat später: „Uns beide ekelt vor dem Blut, wir können es nicht mehr sehen, erbrechen uns vor dem bloßen Geruch. Aber seit wir es nicht mehr trinken, werden wir zusehens schwächer.“

„20. Mai 1597: Die ersten großen Sprünge im Eis. Ich habe mich hinaustragen lassen, um die Lage zu übersehen. In einigen Wochen werden wir unser Winterquartier verlassen können. Ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, ist es uns als ersten gelungen, einen Winter im Polarland durchzuhalten. Ich gebe alle nötigen Befehle, um die Boote fahrbereit zu machen. Wenn uns das Eis freigibt, darf kein Tag verlorengehen.“

„1. Juni: Ich habe es versucht, allein aus der Hütte zu gehen, bin aber nach den ersten Schritten zusammengebrochen. Das Eis reißt immer mehr auf. Jeder Tag kann unsere Befreiung bringen.“

„7. Juni: Ich sitze den ganzen Tag in einem Tragsessel bei den Booten und überwache das Ausbessern und das Verstauen des Proviantes. Wenn ich nicht an meine Krankheit zu denken brauche, fühle ich mich besser.“

„13. Juni morgens: Heemskerk meldet einen schmalen eisfreien Kanal längs der Küste. Ich gebe den Befehl zur Einschiffung. Ja, ich befehle noch — wie das froh macht!“

„15. Juni: Bis auf weiteres muß Heemskerk das Bordbuch führen, die Seefahrt bekommt mir und Adrianszoon nicht gut. Ob wir wohl die Heimat erreichen werden?“

Sie hatten eine schwere Fahrt. Dichtes Packeis hielt sie immer wieder auf. Zu einer Strecke, die sie sonst in einem

Tag leicht ersegelt hätten, brauchten sie fünfundzwanzig Tage. Die beiden Kranken wurden immer hilfälliger.

Einmal, als Adrianszoon gerade schlief, hielt Doktor Cuyp seinen Mund zu Barents' Ohr.

„Kapitän, Euch bringe ich durch, aber für Adrianszoon habe ich keine Hoffnung mehr. Laßt es den Maat aber nicht merken, seid zu ihm zuversichtlicher denn je, macht dem armen Menschen viele Hoffnung — Euch wird er am ehesten glauben, da ihr ja selber ein bißchen krank seid.“

„Ein bißchen, Doktor?“

„Nun ja, der Skorbut hat Euch schon tüchtig gefaßt, doch lange nicht so wie Adrianszoon.“

Ein paar Stunden später war der Maat gerade erwacht, Barents aber schlummerte erschöpft im Hinterteil des Bootes.

Der Arzt flüsterte angelegentlich auf Adrianszoon ein.

„Ich habe feste Hoffnung, daß du wieder gesund wirst. Aber unser armer Kapitän . . .“

„Steht es wirklich so schlimm mit ihm?“

„Ganz schlimm, Adrianszoon. Doch wenn wir ihm Mut zusprechen, lächelt er uns bloß spöttisch an. Du kennst ihn ja. Ganz anders aber, wenn du ihn über sein Leiden zu trösten versuchst — in dir sieht er das Spiegelbild seiner eigenen Krankheit. Wenn du sie mit Zuversicht, ich wiederhole, mit begründeter Zuversicht erträgst, heitere Reden darüber führst oder von der Heimat sprichst, die ihr beide zu erreichen hofft, wirst du ihn in seinen Gedanken aufrichten. Aber laß ja nicht merken, daß du weißt, wie schlecht es um ihn steht!“

„Ich will lügen wie ein Hundsfott, Doktor, wenn ich damit unserem braven Kapitän was Gutes tun kann!“

„Wie fühlst du dich?“ fragte Barents ein paar Stunden später.

Der Maat sah ihn verstohlen an. So elend schien Barents noch nie wie jetzt. Aber Adrianszoon zwang sich zu einem Lächeln.

„Nicht ganz so gut wie Ihr, Kapitän, aber doch nicht allzu übel.“

Barents erschrak über das fahle Gesicht des Mäats, nickte ihm doch augenzwinkernd zu.

„Ich wünschte mir dein Befinden. Aber mir dünkt, wir haben beide unsere Krankheit ein wenig überschätzt.“

„Ganz richtig, Kapitän. Schwäche ist noch keine Krankheit. Wenn ich mich zusammennehme, kann ich mich ganz leicht aufrichten.“

Es gelang ihm nur mit schwerster Mühe, er mußte ein Stöhnen unterdrücken, ließ sich doch nichts merken.

„Ja, nur auf die Überwindung kommt es an!“

Und auch Barents richtete sich auf, wenn auch mit letzter Kraft.

„Nur der erste Ruck, dann geht es schon.“

Beide beobachteten sie einander immer wieder mit leisem Argwohn. Aber beide sagten sie sich: Ich werde leben, und der andere wird sterben. Da muß ich ihm etwas von meiner Zuversicht zukommen lassen, damit er ein bißchen Mut faßt!“

„Man fühlt sich gleich besser, wenn man aufrecht sitzt!“

„Am liebsten würde ich ganz aufstehen, Kapitän, aber das Boot schwankt ja ganz niederträchtig!“

„Legen wir uns doch lieber hin, Adrianszoon. Da wird man dann nicht so leicht seekrank.“

„Ganz wie Ihr wünscht, Kapitän.“

Am nächsten Morgen fühlten sie sich noch schwächer, aber sie gähnten beide so wohligh, als wäre es ein frohes Aufwachen nach erquickendem Schlaf, rieben sich lächelnd die Augen.

„Gut geschlafen, Adrianszoon?“

„Wie Ihr, Kapitän. Man sieht es Euch ja an!“

„Auch du scheinst frischer als gestern.“

„Das macht die Hoffnung, Kapitän. Wir segeln wohl lang-

sam, aber doch schon unaufhaltsam gegen Süden, jede Stunde bringt uns ein kleines Stück der Heimat näher.“

„Noch ein weiter Weg, aber wenn ich dich ansehe, glaube ich schon selber, daß wir die Fahrt überstehen werden.“

Jeder ließ über den andern einen verstohlenen Blick tiefsten Mitleids gleiten. Wie konnte man, mit dem Tod im Gesicht, noch so zukunftsfröhlich sein? Aber man durfte sich nicht verraten, daß man darum wußte.

„Ihr versteht es, Kapitän, einen andern aufzurichten!“

„Ist nicht schwer, Adrianszoon, wenn man an dir sieht, wie wenig unsere Krankheit eigentlich zu bedeuten hat.“

Der Maat stöhnte auf. „Nur manchmal packt es einen ganz arg . . .“

„Ich wollte eben das gleiche sagen. Aber in ein paar Minuten ist alles wieder vorüber. Ich denke, in zwei Wochen kommandiere ich wieder, löse Heemskerck ab.“

„In ein paar Wochen liegst du schon tief im Meer . . .“, dachte sich der Maat. Aber seine Worte atmeten Zuversicht. „Da müßt Ihr mir dann erlauben, daß ich ein paar Seehunde jage — für Katrin Ouden, meine künftige Hausfrau. Einen Seehundsmantel hat sie sich immer gewünscht.“

Barents sah ihn von der Seite an. Man mußte den Kranken in dem Glauben lassen, daß er seine Liebste wiedersehen würde.

„Da mußt du aber nur auf ganz junge Tiere ausgehen, die haben die weichsten Felle. Wenn ihr beide verheiratet seid, müßt ihr einmal von Amsterdam herüber zu mir nach Terselling kommen.“

„Wird bestimmt gemacht, Kapitän. Grüßt einstweilen Mejfrouw Marthe von uns!“

Barents nickte. Was sich dieser arme Kerl noch alles erhoffte . . .

Manchmal, wenn sie besonders schwach waren, lagen sie ganz still nebeneinander, doch sie dachten nicht an sich selbst,

immer nur an den andern. Für sich hatte man ja von Doktor Cuyp die Zusicherung empfangen, daß man die Krankheit überstehen würde — doch den andern raffte sie wohl in kurzer Zeit dahin. Und da stieg in jedem ein unendliches Mitleid mit dem Freund auf, das man durch kein Wort, keine Gebärde verraten durfte, denn dann hätte man in dem Leidensgenossen die Hoffnung ertötet.

„Nur ein Schlimmes kann ich tun: mich verraten!“ erkannte Barents.

Und Adrianszoon fühlte: „Ich muß noch mehr lügen als bisher — damit erleichtere ich dem braven Kapitän das Sterben!“

„Viel wird sich bei dir in Amsterdam nicht geändert haben, wenn du heimkehrst, Adrianszoon.“

„Die große Änderung kommt ja erst, wenn wir heiraten. Ich übernehme mit Katrin ein schönes Wirtshaus im Hafen.“

„Und ich will mir endlich ein eigenes Schiff ausrüsten, nicht mehr immer der Diener anderer Leute sein.“

„Wenn es nach dem Norden geht, Kapitän, da fahre ich wieder mit!“

„Aber als Steuermann, Adrianszoon! Dafür hast du auf dieser Fahrt die Probe abgelegt!“

„Und bei Euch weiß man, Kapitän, daß man heil heimkehrt!“

„Nur etwas zu früh . . .“, erwiderte Barents bedrückt. „Wir wollten doch um Asien herum nach Indien — und so kehren wir schon nach einem Jahr im Weißen Meer um . . ., ja, wenn unser Schiff nicht vom Eis zerdrückt worden wäre, wir steuerten jetzt nach Osten!“

„Du steuerst ganz wo anders hin . . .“, dachte sich der Maat. Aber sein Mund lachte. „Und ich stünde am Steuer!“

Barents nickte stumm. Ein Glück, daß sich Adrianszoon so über seinen Zustand täuschte. Aber um Gottes willen ihm nicht die Wahrheit andeuten!

Manchmal belogen sie einander so, daß sie schon fürchteten, solche Übertreibung müßte sie verraten. Und dann wurden sie beide recht traurig. Wie schlimm mußte es um den andern schon stehen, daß er solche Lügen glaubte . . .

Sie sahen einer den immer weiter vorschreitenden Verfall des andern, täuschten sich über den eigenen Zustand mit dem Glauben hinweg, daß es sich nur um eine vorübergehende Verschlechterung handle, übertönten auch das durch die Sorge um den Gefährten.

„Ihr seht heute wieder viel besser aus, Kapitän.“

„So, findest du? Dann wird es wohl schon so sein. Auch du scheinst mir etwas frischer als gestern.“

„Ich will eben nicht hinter Euch zurückstehen, Kapitän. Hoffentlich werdet Ihr mir es nicht übelnehmen, wenn ich vielleicht einen Tag früher gesunde!“

Barents lachte. „Bei Gott, keine Unehreerbietigkeit wünschte ich lieber als diese!“

Der Maat hatte plötzlich wieder starke Schmerzen. „Im Anfang habe ich wirklich geglaubt, es geht mit mir zu Ende!“

Barents schloß die Augen. „Will verdammt sein, wenn ich nicht die gleiche Angst hatte. Aber ich wollte nicht davon reden, um dir nicht die gleiche Furcht einzujagen. Jetzt freilich, wo ich sehe, wie es dir von ein paar kleinen und wohl unvermeidlichen Rückfällen abgesehen, von Tag zu Tag besser geht . . .“

„Aber jetzt, wo wir wissen, daß es mit dem Sterben noch sehr weit ist, müßte es eigentlich Spaß machen, vom Sterben zu reden!“

„Nun gilt es, zu lügen wie noch nie! dachten sich beide, zwangen sich trotz ihrer Schwäche zu einem lauten Lachen.“

„Ja, Adrianszoon, wenn uns Doktor Cuyp nicht so gut behandelt hätte . . ., jetzt freilich hier auf dem kleinen Boot . . .“

„Wenn wir wieder an Land kommen, Kapitän, oder gar auf ein richtiges Schiff, das uns nach Hause bringt!“

„Doch ohne Doktor Cuyp, wo wären wir da?“

„Jeder von uns ein toter Mann, Kapitän!“

„Und wir hätten uns nur um die Ehre zu streiten brauchen, wer dem andern die Augen zudrückt!“

„Nehmt es mir nicht übel, Kapitän: Aus Respekt für Euch hätte ich da gern eine Stunde länger gelebt!“

„Da muß ich dir widersprechen, Adrianszoon: Der Kapitän hat die Pflicht, als letzter auszuharren — das Augenzudrücken kommt also mir zu!“

Einen Augenblick erschauerten sie beide. War es nicht eine furchtbare Lästerung, mit dem Tod solchen Spaß zu treiben? Und dann schielten sie einer zu dem andern hin. Dem Gefährten stand der Tod wahrhaftig schon ins Gesicht geschrieben — ging da nicht über alle andere Erwägung die Pflicht, ihm über das Sterben hinwegzuhelfen? Auch durch ein Spiel mit dem Tod?

„Also, ich halte deine Hand, Adrianszoon . . .“

„Und ich die Eure, Kapitän. Und wir sprechen ganz leise . . .“

„Ich kann dich ohnehin schon kaum mehr hören. Ich weiß, daß es mit dir zu Ende geht, Adrianszoon . . .“

„Ich gebe Euch auch nur eine Stunde oder zwei, Kapitän.“ Er bemühte sich, laut zu lachen. „Im Spiel natürlich! Doktor Cuyp hat uns ja so gut behandelt . . .“

„Selbstverständlich, bloß im Spiel. Wir fahren ja in den Sommer und ins Leben hinein. Aber wir wollen uns ja vorstellen, was geschehen hätte können. Also ich fühle, wie deine Hand immer kühler wird, dein Puls immer schwächer . . .“

„Und ich spüre: Mit meinem armen Kapitän hat es nicht mehr viel auf sich. Wird gut sein, ihn langsam an die Ewigkeit zu mahnen.“

„Käme aber mir als dem Kapitän zu, aus der Bibel zu lesen.“

„Jetzt in der Dämmerung, auf dem schlingernden Boot? Da müßt Ihr schon was auswendig hersagen!“

„Ja . . .“, hauchte Barents. Auch der Maat schwieg, selbst das leise Flüstern war schon über seine Kraft gegangen.

Wieder erzitterten beide vor einer Blasphemie. Aber der Gefährte lag ja schon im Sterben . . ., und man liebte ihn doch so sehr . . ., war es da nicht gerade ein Beweis höchster Liebe, ihm mit einer letzten, größten Täuschung über das bittere Scheiden hinwegzuhelfen?

„Also ich werde beten . . .“, murmelte Barents fast unhörbar.

„Ihr könnt ja gar nicht mehr reden!“ flüsterte der Maat ebenso leise, begann dann das Vaterunser zu beten.

Barents wandte den Kopf zu ihm. Ja, es war ganz gut, daß der andere betete . . ., nur mit ihm ging es zu Ende . . ., und außerdem hatte er nun von dem Spiel genug, er fühlte sich rechtschaffen müde. Jedenfalls hatte er alles getan, um dem Armen das Sterben leichter zu machen, und das war keine Lästerung, sondern eine gute, sehr gute Tat. Wie rasch es finster wurde . . ., gute Nacht . . ., gute Nacht!

In seltsamer Verknüpfung dachte Adrianszoon das gleiche, als er über den sterbenden Kapitän das Vaterunser zu Ende betete. Auch er fühlte sich durch ein Spiel belohnt, das lästerlich schien und doch eine Aufopferung für einen verehrten Menschen war.

„Amen . . .“, nickte er noch vor sich hin. Und dann sah er die Winterhütte, es war aber auch das Haus, wo Katrin Ouden wohnte, und das Wirtshaus am Hafen, er sah auf einem engsten Raum alle Menschen, die er liebte, und dann auch sich selbst . . ., war das aber seltsam, fast schon wie ein Spuk . . .

Am besten, man schloß die Augen. Hatte man sie nicht auch einem andern zudrücken wollen? Wann war das . . ., das schien ja plötzlich so fern zu liegen, so unendlich fern . . ., fast schon in einer anderen Welt . . .

Vom Boot des Kapitäns flatterte ein großer und ein kleiner schwarzer Wimpel. Da wußte man auch auf dem anderen Boot,

wen man zu beklagen hatte. Heemskerk steuerte ganz nahe heran, stieg über, verwahrte die Habseligkeiten der beiden Toten, und dann versenkte man sie unter Gebet ins Meer. Es war der 20. Juli 1597.

Noch drei Matrosen starben, ehe sie ein russisches Schiff trafen, das ihnen etwas Proviant abgab. Aber es fuhr auf Fang gegen Norden, und die Zwölf auf den zwei kleinen Booten mußten noch ein paar Wochen südwärts segeln, bis sie die Einfahrt zum Weißen Meer erreichten, wo sie auf andere Schiffe zu stoßen hofften.

„Eine Brigg mit holländischer Flagge!“ schrie Heemskerk vom Ausguck.

Doktor Cuyp spähte, daß ihm fast die Augen aus den Höhlen traten.

„Das ist ja die ‚Weiße Ente‘!“

Sie schrieen, winkten wie besessen. Auf dem Holländer war man auf sie aufmerksam geworden, steuerte zu den Booten hin.

Es war wirklich Cornelius Rijp, der ausgezogen war, die Vermißten zu suchen. Am 1. November 1597 kamen sie in Amsterdam an.

Fast dreihundert Jahre später, 1871, landete der Norweger Ellins Carlsen mit seinem Fangschiff in der Middendorf-Bucht an der Ostküste von Nowaja Semlja, eine sonderbare Erhöhung nahe der Küste erregte seine Aufmerksamkeit.

Es war die Winterhütte von Barents, unter hohem Eis vergraben. Die Kälte hatte alles zurückgebliebene Gerät so gut erhalten, daß es aussah, als wäre die Hütte eben erst verlassen worden. In einem Pulverhorn, gut verschlossen, fand sich auch der Reisebericht von Barents bis zum Verlust der „Anna van der Straaten“.

Heute hat man die Hütte wirklichkeitsgetreu mit all ihrem Inhalt im Haager Marinemuseum wieder aufgebaut.

Wieder einmal scheint die Nordwestpassage an die Reihe zu kommen.

Aber der erste, der sich von neuem an sie wagt, findet ein tragisches Ende.

MEUTEREI IN DER HUDSONBAI

Mitte Juli 1610 lag die „Discovery“, Kapitän Henry Hudson, in einer breiten Meeresstraße westlich von Südgrönland vor Anker, die schon 1576 von Frobisher entdeckt wurde und heute Hudsonstraße heißt.

Der Kapitän war mit seinem vierzehnjährigen Sohn Arthur und zwei Matrosen an Land gegangen, ein Teil der Matrosen reinigte das Deck, ein paar andere räkelteten sich auf dem Vorderschiff herum.

Der Matrose Hunter wies mit der Hand zum Strand hinüber.

„Man atmet ordentlich auf, wenn der Alte einmal ein paar Stunden nicht an Bord ist!“

Die anderen stimmten bei.

„Scharfes Regiment — gut. Aber eine Tyrannei auf uns zu nehmen, dafür haben wir uns nicht anheuern lassen!“

„Auch gegen die hohen Extraprämien nicht, wenn wir die nordwestliche Durchfahrt erzwingen!“

„Wir hätten gewitzigt sein können. Drei Polarfahrten hat Hudson unternommen, und auf jeder hat es schweren Streit mit der Mannschaft gegeben.“

„Dabei hat er bloß auf der ersten Fahrt Glück gehabt, ist von Spitzbergen bis zum zweiundachtzigsten Grad gekommen. Auf der zweiten bloß bis Nowaja Semlja, und auf der dritten hat ihn die Mannschaft gezwungen, nicht über den vierundvierzigsten Grad hinauszugehen.“

„Ich war damals mit!“ erklärte Hunter. „Hudson hat unter dieser Breite an der amerikanischen Küste einen großen Fluß entdeckt und den Holländern geraten, an der Mündung ein Fort und

ein Dorf zu bauen, Neu-Amsterdam haben sie es später genannt. In England hat man nach Hudsons Rückkehr nicht mehr viel Vertrauen zu ihm gehabt, es hat Monate gedauert, bis man ihm das Geld für eine vierte Fahrt zur Verfügung gestellt hat. Der wackere Mr. Coleburne sollte zur Aufsicht mitfahren, aber Hudson hat ihn selbstherrlich im letzten englischen Hafen an Land gesetzt.“

„Wäre besser gewesen, Mr. Coleburne säße noch an Bord, da wären die Rationen und der Whisky nicht so knapp.“

„Und man müßte nicht Dienst machen, der gar nicht notwendig ist — als ob so erfahrene Matrosen wie wir noch Übungen brauchten!“

„Wir sind ja auf keinem Kriegsschiff!“

„Was macht denn der Alte jetzt an Land?“

„Beobachtungen mit der Magnetnadel. Er will da was Neues gefunden haben.“ Hunter deutete verstohlen auf einen hinkenden älteren Matrosen, der vom Hinterschiff kam. „Achtung, Carpenter ist in der Nähe, der hält zum Alten!“

Es dauerte drei Stunden, bis das Boot mit dem Kapitän wieder beim Schiff anlegte. Hudson sprach lebhaft auf seinen Sohn ein, der an Bord zurückgeblieben war.

„Alle Mann zu mir auf die Kommandobrücke!“

Mit offensichtlichem Mißmut sammelte sich die Mannschaft.

Hudson stellte auf einem Tisch eine Magnetnadel auf.

„Wenn ich eine Magnetnadel wie diese, die um eine waagrechte Achse drehbar ist, in den magnetischen Meridian stelle, so wie ich es jetzt tue, so neigt sich die Nadel, auf der nördlichen Halbkugel zeigt der Nordpol abwärts, auf der südlichen der Südpol. Hier seht ihr, daß sich die Nadel fast senkrecht stellt — ein Beweis, daß uns eine große Entdeckung bevorsteht: Wir nähern uns dem magnetischen Nordpol!“

Hunter trat hervor. „Man hat uns eine Prämie zugesagt für

die nordwestliche Durchfahrt, aber nicht für einen magnetischen Pol. Kann man den überhaupt sehen?“

„Es handelt sich hier um einen ideellen Punkt, der sich von der Landschaft weiter nicht unterscheidet. Wir können ihn nur daran feststellen, daß die Nadel dort ganz senkrecht abwärts zeigt. Wir werden die ersten sein, die dieses Phänomen beobachten.“

„Interessiert uns eigentlich nicht, Kapitän.“

„Wir werden in die Geschichte eingehen!“

„Ihr vielleicht, Kapitän, wir nicht. Möchten wünschen, daß Ihr die nordwestliche Durchfahrt sucht, wie es in Eurem Auftrag steht.“

Hudson bezwang nur mit Mühe einen Zornausbruch. „Es ist meine Sache, wie ich meinen Auftrag auffasse!“

Hunter trat trotzig ganz nahe zu Hudson heran. „Und unsere Sache, ob wir damit einverstanden sind!“

Hudson konnte sich nicht mehr beherrschen, sein Gesicht wurde dunkelrot, seine Stimme überschlug sich im Zorn.

„Das ist Meuterei! Sofort an die Arbeit, sonst lasse ich eure Rädelsführer in Ketten legen! An Bord gibt es nur einen Willen, den des Kapitäns!“

Hunter wollte aufbegehren, die wild drohende Miene Hudsons hielt ihn in Schach. Brummend zog er sich zurück, von seinen Genossen gefolgt.

Die nächsten Tage brachten klares Wetter, und Hudson konnte in der von Frobisher nur gesehenen, nicht befahrenen Straße weiter nach Westen vordringen. Da in dieser Richtung auch der magnetische Pol zu liegen schien, deckten sich seine Wünsche mit denen der Matrosen, und eine Woche verlief in leidlicher Ruhe.

Am nächsten Morgen schien die nach Westen führende, offenbar zum nördlichen Amerika gehörende Küste scharf nach Süden abzubiegen, im Westen der Küste dehnte sich offenes Meer.

Zwei Tage steuerte Hudson nach Süden, die Küste zur Linken blieb und das offene Meer zur Rechten. Als sich auch am dritten Tag nichts änderte, rief Hudson wieder seine Leute zusammen.

„Ich habe euch neulich ein bißchen hart angefahren, aber nun kann ich euch etwas noch viel Größeres mitteilen als damals: den magnetischen Pol werden wir wohl nicht erreichen, aber etwas noch viel Wichtigeres ist uns geglückt. Allem Anschein nach haben wir die nordwestliche Durchfahrt erzwungen, steuern schon die Ostküste Amerikas entlang! Wir werden in immer wärmere Gegenden gelangen, mit dem Eis und der Kälte ist es zu Ende. Jetzt haben wir den dritten August — im Oktober können wir in China sein!

Jetzt, wo die Tatsachen so für Hudson zu sprechen schienen, verstummte jede Widerrede.

„Wenn es dem so ist — drei Hochs auf unseren Kapitän Hudson!“ Die ganze Mannschaft stimmte ein.

Zwei Wochen segelten sie ohne jeden Zwischenfall weiter nach Süden. In der Luftlinie hatten sie aber keine entsprechende Entfernung zurückgelegt, da Hudson in jede der vielen Buchten einfuhr, um sie kartographisch aufzunehmen. Man wunderte sich darum auch nicht, daß es nicht wärmer wurde, manchmal schien das Treibeis sogar dichter als im Norden.

Anfangs September schien aber Hudson die Lage doch schon etwas merkwürdig. Wohl hatte sich im Osten bis jetzt keine Küste gezeigt, in dieser Richtung erstreckte sich also das freie Meer. Aber manchmahl trifteten Eisschollen sogar aus Süden heran — wie stimmte das mit einem offenen Ozean?

Auch die Matrosen begannen wieder etwas mißtrauisch zu werden.

„Wir finden, Kapitän, der warme Herbst, den Ihr uns verheißen habt, läßt auf sich warten!“

„In unbekanntem Land muß man stets auch auf unbekannte

Verhältnisse gefaßt sein. Im übrigen, wenn es etwas Besonderes mitzuteilen gibt, werde ich schon selber reden. Doch für ungeliebte Fragen habe ich keine Antwort!“

„Nur nicht wieder gleich so grob, Kapitän! Könnte sonst passieren, daß auch wir wieder etwas deutlicher werden!“

Hudson erwiderte nichts, er fühlte selber, daß sein aufbrausendes Temperament neuen Streit heraufbeschworen hätte.

Zu Beginn Oktober waren sie schon mehr als zehn Breitgrade, vom dreiundsechzigsten zum zweiundfünfzigsten nach Süden gesegelt, im Westen hatten sich in der Ferne ein paar Inseln gezeigt, zu denen man aber wegen plötzlich einfallenden Nebels nicht hinsteuern konnte, die Küste aber verlief immer noch südwärts — wie war das mit der Temperatur und den Eisverhältnissen zu vereinbaren?

Hudson konnte freilich nicht vermuten, daß der anscheinend offene Ozean nur die riesige, später nach ihm benannte Hudsonbai war und daß er deren Ostrand befuhr, nicht aber die Westküste des amerikanischen Kontinents.

Ende Oktober war das Eis wieder so dicht geworden, daß die Überwinterung nicht mehr zu umgehen war. Hudson fand eine kleine, enge, gut geschützte Bucht, in der er die „Discovery“ verankerte.

„Aus der nordwestlichen Durchfahrt ist ein versperrtes südliches Tor geworden!“ spöttelte Hunter.

„Wir haben ein gewaltiges Stück neues Land entdeckt!“

„Striche auf Eurer Karte, Kapitän. Aber keine Aussicht für unsere so sauer verdienten Prämien!“

„Ihr werdet sie bekommen, wenn der Erfolg endlich greifbar ist.“

„Vorläufig greifen wir nur in Eis.“

„Ich verbürge mich für den Erfolg.“

„Aber wer verbürgt sich für Euch, Kapitän? Soll Euch ja auch

auf Euren früheren Fahrten nicht gelungen sein, Eure Versprechungen einzulösen!“

Hudson kam wieder ins Schreien. „Weil ich Feiglinge an Bord hatte! Weil ich mich zwingen ließ, ihnen nachzugeben! Aber diesmal wird das nicht mehr der Fall sein! So, und jetzt ins Quartier!“

„Es paßt uns, an Deck zu bleiben, nachdem jetzt auch das Schiff seine Fahrt eingestellt hat.“

„Hier wird gehorcht, und ich werde den Gehorsam zu erzwingen wissen!“

„Ihr habt schon einmal gedroht, mich in Ketten legen zu lassen — fragt sich nur, wer es wagt, Hand an mich zu legen.“

Hudson verlor wieder jede Beherrschung, riß die Pistole aus seinem Gürtel. Im nächsten Augenblick stürzte sich Hunter auf ihn, um ihm die Waffe zu entreißen. Ein paar andere Matrosen gesellten sich zu ihm, schlugen Hudson nieder.

Es wär ihm übel ergangen, wenn ihm nicht sein Sohn, der Matrose Carpenter und der Steuermann zuhilfe gekommen wären.

Carpenter trennte die Streitenden. „Es hat keinen Sinn, zu raufen, hier braucht jeder jeden. Sollst nicht immer den Kapitän reizen, Hunter, du weißt, wie leicht er in Zorn gerät. Aber er hat uns bis jetzt mit Geschick und Erfolg geführt, wir haben hier mehr Land entdeckt als je einer vor uns, das dürfen wir dem Kapitän nie vergessen.“

„Mein Schicksal ist ja auch das eure!“ fügte Hudson begütigend hinzu.

Wieder einmal schien der Zwist beigelegt, und die nun einsetzenden Vorarbeiten zur Überwinterung nahmen alle Kräfte in Anspruch. Es gab nur einiges Murren, als Hudson einen Teil der Vorräte an Land schaffen ließ. Doch der Kapitän wußte mit solcher Überzeugungskraft die Folgen zu schildern, wenn das Schiff durch Eispressungen beschädigt oder zerstört würde und dabei der ganze

an Bord befindliche Proviant verlorenginge, daß sich auch Hunter überzeugen ließ.

„Wo der Kapitän recht hat, hat er recht. Und er hat ja schließlich von seinen drei früheren Fahrten her Erfahrung.“

Der Winter verlief ohne Zwischenfälle, es zeigte sich auch dank des von Hudson sorgfältig ausgewählten Proviantes kein Skorbut und keine andere Krankheit.

Hudson besaß in seiner Bordbibliothek so ziemlich alle Bücher über Polarfahrten, studierte sie immer wieder in den langen Winter Nächten, suchte das Gelesene auf seine jetzige Lage anzuwenden, fand sich doch nicht zurecht.

Wie war es möglich, daß ein offenes Meer an freier Ozeanküste unter dem zweiundfünfzigsten Breitengrad völlig zufror? Unter dem gleichen Grad, auf dem London und Amsterdam lagen? Und wie war es zu erklären, daß manchmal das Eis auch aus dem Süden antrieb? Bog die Küste vielleicht wieder jäh nach Westen ab, so daß es hier einen toten Winkel gab? Ja, im Frühjahr mußte er unbedingt längs der Küste weitersteuern, wohin immer auch die Fahrt führte.

Im Mannschaftslogis hatten sich inzwischen zwei Parteien gebildet, die eine, größere um Hunter, die andere um Carpenter. Sie wichen einander aus, wo sie nur konnten, aber die Reibereien hörten nicht auf, und zuletzt nahmen Carpenter und seine Leute unter dem Vorderdeck Quartier.

Umso offener konnte man nun auf dem Hinterschiff seine Meinung äußern.

„Einstweilen müssen wir zuwarten, weil wir ja Gefangene des Eises sind. Aber wir sollten doch einen Entschluß fassen, was im Frühjahr zu geschehen hat. Hier scheinen wir in einer Sackgasse oder gar in einer Mausefalle zu sitzen, aus der wir nur durch das gleiche Loch herauskönnen, durch das wir hineingeschlüpft sind.“

Alle stimmten Hunter bei. „Ja, wir wollen zurück — auf die

Prämien für eine nordwestliche Durchfahrt pfeifen wir! Unser Leben ist uns lieber!“

„Mit dem Pfeifen allein ist es nicht getan, auch der Kapitän versteht zu pfeifen! Doch sollen wir ewig darnach tanzen?“

Wieder gab es Bedenken.

„Hudson hat seinen Sohn und sieben Mann, die zu ihm halten. Mit Ausnahme von ein paar schweren Bärenbüchsen, die im Nahkampf nicht zu brauchen sind, stehen alle Waffen unter seiner Verwahrung. Wir werden also trachten müssen, ihn von diesen Waffen zu trennen, aber gerade im richtigen Augenblick, sonst vernichtet er in seinem Jähzorn auch die Karten und Geräte, die wir zur Heimreise brauchen.“

„Ja, er hat einmal gesagt: Mein Schicksal ist auch das eure. Wir müssen uns hüten, daß wir von ihm in ein Schicksal hineingezogen werden, das wir ihm unter Umständen selber zudenken sollten.“

„Wie meinst du das, Hunter?“

Der Matrose wich aus. „Ich habe einen Plan, uns zu retten — wenigstens uns zu retten. Es ist aber nicht gut, wenn auch nur ich selber darüber spreche.“

Er sonderte sich von den andern ab, brütete finster vor sich hin. Irgendein böser Entschluß schien in ihm zu reifen.

Hudson aber saß in seiner kleinen Kajüte, über die Bücher gebeugt, diktierte seinem Sohn lange Auszüge und die eigenen Anmerkungen dazu.

„Du mußt das alles kennenlernen, Arthur. Ich bin nahe fünfzig, deine Mutter ist tot, ich habe keinen Erben außer dir und keinen Freund.“

„Du vergißt Carpenter und die sieben, die zu uns halten.“

„Dafür sind zwanzig gegen uns. Und Carpenter ist ein ehrlicher, aber alter Mensch, der nichts von dem erfassen kann, was mich bewegt. Aber dich habe ich zu meinem Erben erzogen.“

„Ja, Vater, ich kann schon alles verstehen, was du mir diktierst. Ich glaube, wenn ich mich zur Steuermannsprüfung meldete, ich würde sie trotz meiner Jugend bestehen — wo ich doch dich zum Lehrer gehabt habe!“

Er schmiegte sich an den Vater, und Hudson strich ihm mit der Hand übers Haar.

„Ich kann sterben, von selber oder . . .“ Er sprach den Gedanken nicht aus. „Jedenfalls, ich kann einmal nicht mehr da sein, aber das Schiff ist noch da, und die Mannschaft auch . . . und unsere große Aufgabe! An dich kann der Tod nicht so leicht heran, mag er das Gespenst mit der Hippe sein oder Menschengestalt haben — vor Kindern hat man Scheu. Du kannst nicht über Schiff und Mannschaft gebieten, dazu bist du zu jung. Aber was in mir war, lebt in dir weiter, mein Geist, mein Wille dauert durch dich — man wird dich fragen müssen, wenn man wissen will, was ich . . . getan hätte. Und zu dieser Frage wird es kommen, es kann nicht ohne mich gehen, auch wenn ich einmal nicht mehr sein sollte. So erlischt meine Aufgabe nicht, mein Sohn ist ihr Träger, der Erbe aus meinem Blut, meinem Sinn!“

„Du siehst zu trüb, Vater.“

„Ich sehe zu klar, Arthur, darum muß von dem Meinen in dich gesenkt werden, was nur in dir Raum hat!“

Wieder begannen die endlosen Diktate. Und Arthur wuchs so in die Gedanken des Vaters hinein, daß er meinen konnte, es wären schon seine eigenen. So reifte er vor der Zeit, Hudson konnte zu ihm reden, als spräche er zu sich selbst, und nie blieb die Antwort aus.

„Mit zwanzig Jahren will ich mein eigenes Schiff hieher steuern, Vater. Doch bis dahin möchte ich dir immer zur Seite bleiben!“

Unten im Hinterdeck ging aber auch das Pläneschmieden weiter.

„Es geht um unser Leben, Kameraden. Hudson ist ein Bessener, stürmt auf das Ziel los, das er sich vorgenommen hat, ob Leichen dazwischen liegen oder der Nordpol. Es klingt sehr schön, wenn einer sagt: mein Schicksal ist das eure, aber wir wollen nicht haben, daß sein Schicksal das unsere werde, das kann ich euch nicht oft genug wiederholen! Daher Trennung von ihm in dem Augenblick, wo eine Trennung möglich ist — auf den richtigen Augenblick kommt es an!“

Wieder verhehlte er aber, wie er sich diese Trennung dachte.

Die Tage wurden länger, das Eis riß auf. Hudson hatte sich am Strand eine kleine astronomische Warte errichtet, wo er jeden Tag seine Beobachtungen machte. Manchmal stieg er auch auf einen der Gipfel, um nach freiem Fahrwasser Ausschau zu halten.

Hunter deutete zu ihm hin. „Nach Westen schaut er aus, immer nach Westen! Doch der Weg nach unserer Heimat geht nordwärts, die neugefundene Küste entlang, und dann ostwärts nach Grönland hinüber.“ Er dämpfte seine Stimme. „Gebt nur auf den Buben acht, den brauchen wir, der weiß um die Aufzeichnungen des Alten Bescheid, und die haben wir nötig, um leicht den Weg zurück zu finden!“

Anfang Mai begann Hudson mit den Zurüstungen zur Fahrt, damit das Schiff bei einem allgemeinen Aufbrechen des Eises sofort in See stechen konnte.

Die Mannschaft half willig mit, so schwer auch die Arbeit sein mochte. Bis auf weiteres liefen ihre Pläne ja gleich mit denen des Kapitäns.

Ende Mai waren die Eisverhältnisse schon so gut, daß man jeden Tag mit dem Aufbruch rechnen konnte.

Hudson ließ wieder einmal alle seine Leute antreten.

„Ich weiß, daß sich manche von euch heimsehnen. Aber wir haben das Versprechen gegeben und damit die Pflicht übernommen,

ins Unbekannte zu fahren, immer ins Unbekannte — bis uns endlich das Bekannte wieder begegnet. Wir suchen es aber nicht auf dem nächsten, sondern auf dem weitesten Weg! Wir werden an der Westküste des nördlichen Amerika weitersegeln, wohin immer uns die Fahrt auch führen mag, zu bewohnten Gegenden oder zu öden, wir werden Wochen fahren und Monate, bis wir endlich sagen können: Wir haben als erste Amerika im Norden umschifft! Wir haben China und Japan auf neuem Weg erreicht! Dann erst beginnt die Heimfahrt, die Fahrt des Sieges und des Ruhmes.“

Es war lautes Murren zu hören, und er verstärkte die Stimme. „So hat der Kapitän gesprochen, der einzige hier an Bord, der zu befehlen hat. Und ich werde sorgen, daß meine Befehle erfüllt werden!“

Hunter gab seinen Leuten ein verstohlenes Zeichen, zu schweigen. Der Kapitän durfte nicht mißtrauisch gemacht werden.

Hudson hatte in den letzten Tagen seinem Sohn einen ausführlichen, etwa sechzig Seiten umfassenden Bericht über die bisherigen Ergebnisse der Expedition diktiert, den er in eine Blechbüchse gab, die er verlöten ließ.

Auf einem weit vorspringenden Kap, das sich in dem eisfreien Wasser entlang der Küste in zwei Stunden erreichen ließ, wollte er die Büchse hinterlegen und ein großes Steinmal darüber errichten.

Da er aber den Matrosen doch nicht recht traute und sich nicht, weitab vom Schiff, in die Gewalt unzuverlässiger Leute begeben wollte, nahm er sich Carpenter und die anderen sieben mit, auf die er sich unbedingt verlassen konnte. Sie brachen am frühen Morgen auf und wollten zu Mittag wieder zurück sein.

Kaum waren sie außer Hörweite, so rief Hunter seine Kameraden zusammen.

„Jetzt ist die Gelegenheit, jetzt kann es geschehen! Im Westen steht wohl noch Eis, aber nach Norden zieht sich eine Fahrtrinne — wir lichten die Anker, segeln nach Norden, den Kapitän haben

wir eben verloren! Er ist zu einer kleinen Erkundungsfahrt ausgezogen und nicht mehr zurückgekehrt!“

„Sein Sohn ist aber noch an Bord!“

„Ich habe euch schon einmal gesagt, den müssen wir gut verwahren, denn der kennt sich in den Schriften des Alten aus, und darin finden wir alle nötigen Hinweise für die Rückfahrt.“

„Und wenn uns der Bub daheim verrät?“

Hunter hatte ein böses Lachen um den Mund. „Wer sagt denn, daß er bis England mitfahren wird? Es sind schon viele Seeleute bei Sturm über Bord gegangen! Aber nun schnell — wenn der Alte dort drüben beim Kap anlegt, stechen wir in See. Und zu allererst den Buben in der Kajüte einsperren!“

Hudson hatte mit seinen Begleitern das Kap erstiegen, sie hatten die Steine für das Mal bereits bis zur doppelten Manneshöhe aufgerichtet, als Carpenter plötzlich erschreckt zur Bucht hindeutete.

„Die ‚Discovery‘ setzt Segel!“

„Sie werden Segelmanöver üben.“

„Nein, sie haben die Anker gelichtet, sie gleiten aus der Bucht!“

„Das ist eine Bäuberei, ein niederträchtiges Verbrechen! Wir müssen trachten, sie einzuholen!“

Sie rannten zum Meer hinab, stießen mit der Schaluppe ab, und eine verzweifelte Jagd begann.

Die Schaluppe fand leichter ihren Weg zwischen den Eisschollen als das große Schiff, dem sich in dem engen Kanal längs der Küste immer wieder Eisschollen vor den Bug legten. Die Meuterer mußten seitwärts ausweichen und verloren dadurch Fahrt. Langsam, aber doch zusehends gewann die Schaluppe Raum. Nach drei Stunden hatte die Schaluppe soweit aufgeholt, daß sie nur mehr etwa zehn Bootslängen von der ‚Discovery‘ trennten.

„Sollen wir die kleine Kanone lösen? Oder die Gewehre laden?“

Vor solch blutiger Tat schreckte Hunter doch zurück. „Nein,

bloß alle Leitern einziehen, dann können sie nicht an Bord, und wir schütteln sie mit der Zeit doch ab!

Das Durcheinander an Bord hatte zu einem falschen Segel- manöver geführt, und die Schaluppe gelangte bis zum Schiff.

„Ich beschwöre Straffreiheit für alle, wenn ihr euch wieder unter meinen Befehl stellt!“ rief Hudson hinauf.

„Und was ist Euer Befehl, Kapitän?“

„Fahrt ins Unbekannte, immer ins Unbekannte — bis es nichts Unbekanntes mehr gibt!“

„Dahin müßt Ihr allein fahren. Wir kehren heim.“

„Ihr findet nicht heim!“

„Wir haben Eure Aufzeichnungen, Kapitän.“

„In denen kenne nur ich mich aus.“

„Auch Euer Sohn Arthur kann Eure Geheimschrift lesen.“

„Ruft ihn an Bord, ich will mit ihm reden.“

„Wird bewilligt, Kapitän. Aber wollt Ihr dem Buben etwa zu- reden, zu Euch in die Schaluppe zu steigen, statt die sichere Heim- fahrt anzutreten?“

Hudsons Gesicht wurde verzerrt. „Nein, das kann ich nicht . . . , das darf ich nicht . . . , er ist ja noch so jung . . .“

Die Matrosen hatten den Jungen befreit, er rannte zum Bord- rand, erfaßte sofort die ganze Lage.

„Ich will zu dir Vater!“

„Du mußt auf dem Schiff bleiben, Arthur. Mir kannst du nicht helfen. Aber was in meinen Aufzeichnungen niedergelegt ist, das muß behütet und bewahrt werden, nur darin liegt jetzt noch mein Leben!“

Der Knabe schwankte. „Ein furchtbares Gebot, Vater!“

„Es ist der Befehl des Kapitäns, dem auch du unterstehst. Es geht hier nicht mehr um mein Leben, es geht nur noch um das, was ich bisher in meinem Leben leisten konnte . . . und wohl nie mehr leisten werde. Ich, der Kapitän befehle dir: Du hast nur noch

eine Pflicht, meine Schriften in die Heimat zu bringen. Du mußt tun, was immer dir dafür dienlich erscheint, auch im Verein mit Meuterern — mit Mördern!“

„Wir haben kein Blut vergossen!“ rief Hunter herab. „Ihr habt freien Kurs, wohin Ihr wollt, freilich ohne uns. Euer Schicksal ist nicht mehr unser Schicksal, aber es liegt nun ganz allein in Eurer Hand. Glück auf die Reise, Kapitän — wir kehren heim!“

Er riß das Steuer herum, um die Schaluppe abzuschütteln, brachte sie in starkes Wanken, aber Hudson und Carpenter hielten sich an einem Tau, das zufällig vom Schiff herabgeglitten war, versuchten es, sich daran zum Bord hinaufzuziehen.

Hunter griff nach einem Beil, hieb das Tau durch.

„Es muß geschieden sein, Kapitän. Gehabt Euch wohl. Alles Gute für Eure Reise ins Unbekannte!“

Durch ein neues Steuermanöver gelang es ihm, das Schiff ein wenig von der Schaluppe zu lösen.

Da riß sich Arthur los, nahm einen Anlauf, sprang über Bord.

„Ich meutere, Vater! Dem Kapitän weigere ich den Gehorsam, aber ich höre, wie mich der Vater ruft! Vater, zu dir!“

Hudson hatte die Arme ausgebreitet, fing den Knaben auf.

„Arthur, mein Sohn . . ., ganz mein Sohn!“

„Es wird nun auch ohne den Burschen gehen müssen!“ rief Hunter seinen Kameraden zu. Ein Windstoß fuhr in die Segel, die Schaluppe blieb zurück.

Hudson versuchte noch einmal, aufzuholen, aber die Schaluppe mit ihrem kleinen Segel vermochte es nicht, da das Schiff endlich die freie Fahrtrinne erreicht hatte. Nach einer Stunde verschwand es hinter einem Vorgebirge.

Es kam heil nach England, aber die Matrosen konnten das Geheimnis nicht bewahren. Hunter und zwei andere Rädelsführer kamen an den Galgen, die übrigen erhielten schwere Kerkerstrafen.

Von Hudson und seinen Begleitern hat man nie wieder etwas gehört, obwohl die britische Admiralität in den nächsten Jahren einige Suchexpeditionen entsandte.

Sie fanden nichts von den Vermißten, aber sie erkannten das offene Meer Hudsons als eine ungeheure Meeresbucht, nannten sie nach ihrem Entdecker die Hudsonbai.

Auch der Fluß heißt nach ihm, an dem einmal Neu-Amsterdam gegründet wurde und jetzt die größte Stadt der Welt liegt.

Henry Hudson lebt.

Nach Hudson mühen sich englische Kapitäne auf seinen Wegen weiter. William Baffin entdeckt die Melville-Bai, den Smith-Sund und den Lancaster-Sund. Aber immer wieder bildet das Eis eine unüberwindliche Barriere.

Nun greifen auch die Russen in die Polarforschung ein. Peter der Große beauftragt den Dänen Vitus Bering, zu erforschen, ob Asien und Amerika zusammenhängen. Bering reist durch Sibirien zum Stillen Ozean, zimmert sich dort ein Schiff, durchfährt als erster die nach ihm benannte Meeresstraße.

Jetzt gehen die Russen in großzügiger Weise an die Erforschung der Nordküste Asiens. Am 1. August 1742 entdeckt Tscheljuskin auf der Taimyr-Halbinsel die Nordspitze Asiens.

Kap Tscheljuskin heißt sie nach ihm für alle Zeit.

ROBINSON IN DER ARKTIS

Mein Name ist Chimkow, Alexis Iwanowitsch Chimkow. Ich stamme aus Kuscholino, einem Dorf ein paar Tagereisen nördlich von Moskau, wo meine Eltern ein kleines Gut besitzen, neben dem der Familie Baruschkin.

Die Baruschkins haben nur ein Kind, Nastja, sie erbt einmal das Gut, das doppelt so groß ist wie das unsere. Sie ist fünf Jahre jünger als ich und recht hübsch, und ich glaube auch, daß sie mich liebt. Wir sind ja zusammen aufgewachsen.

Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich vertrage die Enge nicht, ich würde sie auch spüren, wenn zwei Güter in meiner Hand wären!

Unser großer Zar Peter braucht entschlossene junge Leute als Offiziere für seine neugegründete Marine. Ich habe mich gemeldet.

Meine Eltern haben geweint, und Nastja noch mehr. Aber als Marineoffizier steht mir die Weite offen — ja, alle Weite!

Holländische Kapitäne unterrichten uns über die Navigation, wie ein erstes großes Aufatmen ist das.

Ein wenig verdrießt es mich, daß wir uns auch mit jeglichem Handwerk abplagen müssen, das zur Schiffahrt gehört — ist das denn Sache der Offiziere? Aber es heißt, daß der Zar selber die Kadetten prüft, mit ihnen um die Wette arbeitet, und wenn sie nicht mit ihm Schritt halten, bekommen sie ein paar Ohrfeigen und müssen ihren Dienst als Matrosen beginnen.

Und ich will doch so bald als möglich Kapitän auf einem kleinen Kriegsschiff werden, das auf der Fahrt nur mir untersteht, mir allein!

*

Ich habe mehr Glück, als ich verdiene! Der Zar hat wieder eine Reihe von Expeditionen nach dem Norden angeordnet, die Brigg „Orel“ soll in der Richtung auf die von den Holländern entdeckte Insel Spitzbergen nordwärts segeln, soweit sie kommt. In alle Weite, das ist ihr Auftrag. Ich habe mich sofort gemeldet, bin zweiter Offizier unter Kapitän Paulowitsch.

*

Seit einer Woche sind wir von Archangelsk unterwegs, sind bisher nur auf einzelne kleine Eisschollen gestoßen. Wie habe ich gejubelt, als im Süden das letzte Land verschwand! Nicht bloß in die Weite geht es, auch in das Unbegrenzte, das Unbekannte!

*

Die zweite Woche ist vorüber. Wir kommen nur mehr ganz langsam vorwärts, müssen in vorsichtigem Kreuzen den riesigen Eisfeldern ausweichen.

Manchmal geraten wir in Nebel, liegen dann mit eingezogenen Segeln still. Arbeit gibt es dann keine, wir sitzen beisammen, erzählen einander, was uns gerade einfällt. Kapitän Paulowitsch ist wie ein Bruder zu mir, und ich nehme wieder die Leute von der Mannschaft, als wären sie meine Brüder.

Nur mit Globuchin, dem Steuermann, verstehe ich mich nicht recht. An ihm ist kein Fehler zu entdecken, aller harmlose Spott gleitet von ihm ab.

*

Die dritte Woche. Alle Mühen waren vergeblich. An Globuchin kann man nicht heran! Grekyn, ein junger Matrose, fiel beim Fischen ins Wasser, und der Steuermann sprang sofort nach, ehe wir noch dazu kamen, eine Leine auszuwerfen. Mit dem ohnmächtigen Burschen schwamm er zum Schiff zurück, ließ sich dann mit ihm hochhissen.

Ich habe ihn als erster beglückwünscht. Man muß gerecht sein, auch wenn es eine kleine Überwindung kostet.

Spitzbergen ist vom Eis blockiert, wir können uns nicht der Küste nähern. Aber nordöstlich zeigt sich offenes Wasser, wir steuern hinein. Etwas Weißglitzerndes taucht auf, vielleicht eine Insel.

*

Jetzt sind wir der Insel ganz nahe, der Kapitän gibt mir den Auftrag, an Land zu gehen. Ich bestimme Globuchin und die beiden Leichtmatrosen Grekyn und Wolkow zur Teilnahme an der kleinen Expedition. Ich nehme meine Flinte mit, falls wir auf Bären stoßen sollten, außerdem laden wir uns für drei Tage Proviant auf.

Wir werden es versuchen, ein wenig in das Innere der Insel vorzudringen.

*

Hier herrscht eine starke Eistrift, wir hatten Mühe, zwischen den Schollen an Land zu kommen.

Ein paar hundert Schritte vom Strand entfernt harnte unser eine große Überraschung: Wir stießen auf eine roh aus Treibholz gezimmerte Hütte. Sie war recht gut erhalten, aber leer. Auf dem Tisch lag ein Blatt Papier, mit einem Stein beschwert, aus ihm war zu entnehmen, daß vor fünfzig Jahren holländische Matrosen hier auf der neuentdeckten „Weißen Insel“ einen Sommer mit Robben- und Walroßjagd verbrachten und dann von ihrem Schiff wieder abgeholt wurden.

Also fünfzig Jahre lang hat niemand diese Insel betreten.

*

Viel gibt es auf der Insel nicht zu sehen, sie ist ein flacher Eisbuckel mit kleinen Tälern, der Strand ist eisfrei. Die Nacht war so warm, daß wir sie, in unsere Decken gehüllt, im Freien

verbringen konnten. Die Insel ist so klein, daß unsere Forschungsreise schon morgen abgeschlossen sein dürfte.

Was nur auf dem Schiff los sein muß? Immer wieder schießen sie dort mit der kleinen Kanone, aber es klingt immer leiser, als würde sich das Schiff entfernen.

*

Ein Unglück, ein unausdenkbares Unglück! Das Schiff ist durch die Eistrift weggetrieben worden! Keine Spur mehr von ihm! Die Schüsse waren Notsignale gewesen, damit wir sofort zurückkehren! Und unser Boot hat sich aus der Vertäuung gerissen, steckt schon weit draußen im Eis. Globuchin, wie immer zu jedem Opfer bereit, versucht es, von Scholle zu Scholle zu springen, um das Boot hereinzuholen. Aber auf einmal ist es nicht mehr sichtbar, und er muß zurück.

Wir haben ein Gewehr mit zwölf Schuß, jeder eine Decke, Essen noch für einen Tag, ein Feuerzeug, ein paar Töpfe und ein paar Messer.

*

Globuchin bleibt ruhig. „Das Schiff kommt bestimmt wieder, nur ein paar Tage oder Wochen müssen wir durchhalten!“ Ich habe eine Robbe geschossen, Grekyn zwei andere mit einem Stück Treibholz erschlagen. Mit ein paar anderen Stücken entzünden wir uns ein Feuer. Aus den Häuten der erlegten Tiere werden wir uns Decken machen, auf denen wir schlafen können.

Die Hütte ist vorläufig unsere Rettung.

*

Einen Monat warten wir schon, jeden Tag reden wir von unseren Hoffnungen für den nächsten Tag. Das Eis wird immer dichter, aber es bringt etwas: Treibholz. Jeden Stamm, der zwischen den Schollen herausragt, fischen wir auf. Wir haben

schon so viel, daß wir die Hütte den ganzen Winter heizen könnten.

Globuchin hat vorgeschlagen, aus dem Holz Bogen und Pfeile zu schnitzen, Grekyn besorgt das mit seinem langen Matrosenmesser. Die Sehnen nehmen wir von den erlegten Robben.

Nun brauchen wir nicht darauf zu lauern, daß die Tiere ans Land kriechen, wir treffen sie auch draußen auf dem Eis. Die Jagd macht uns solchen Spaß, daß wir gar nicht mehr unseres Elends gedenken. Auch die Nahrung würde schon über einen Winter reichen.

Globuchin ist die Seele aller Arbeit, ordnet sich trotzdem mir, dem Leutnant, in allem unter.

Wenn es doch einmal einen kleinen Streit mit ihm gäbe ...

*

Von den zwölf Schuß Munitio n hatte ich nur mehr sechs. Als ich in der Dämmerung auf einen Eisbären schießen wollte, griff mir Globuchin ins Gewehr. „Herr Leutnant, bei dem Licht kann man nicht zielen! Und vielleicht brauchen wir die Munitio n einmal für Signale!“

Ich habe ihn zornig mit dem Kolben zur Seite gestoßen und auf den Bären zwei Schuß abgefeuert.

Er ist entkommen. Wir haben jetzt noch vier Schuß.

*

Wir machen Kerben in den Türpfosten, um darnach die Tage zählen zu können. Einer ist wie der andere, jede Woche gleicht der früheren, nur aus den Kerben entnehmen wir, daß immer wieder ein Monat vergangen ist.

*

Es ist Frühling geworden, manchmal schmilzt mittags schon das Eis vor der Hütte. Wir sind wieder guter Laune, denn jetzt muß ja bald das Schiff kommen, um uns abzuholen. Der Winter war nicht schwer, aber eintönig, wir sind froh, ihn hinter uns zu haben.

Globuchin werde ich zu einer Belobung eingeben müssen, so sehr hat er sich bewährt. Aber er darf mir auf kein Schiff mehr, wo ich Dienst mache. Ein Mensch ohne Fehler ist unerträglich.

*

Den ganzen Juli war es so warm, daß nur vereinzelte Eischollen auf dem Meer schwammen. Hat man uns vergessen?

*

Der August hat recht ungünstige Eisverhältnisse gebracht. „Wir sollten uns ein Boot zimmern!“ schlägt Globuchin vor. „Wenn wir nur Werkzeuge hätten!“

Grekyne versucht es, mit seinem großen Messer aus dem Treibholz Planken schnitzen. Die Arbeit ist leicht, aber unendlich zeitraubend.

„Wenn ich jeden Tag arbeite, habe ich gerade in vier Jahren die Planken zu einem Boot beisammen. Für Steuer, Mast und Segel brauchen wir ein weiteres Jahr.“

Globuchin nickte stumm, beginnt mit seinem Taschenmesser aus hartem Astholz Nägel zu schnitzen.

*

Für den zweiten Winter sind wir mit Nahrung und Brennstoff noch besser versorgt als für den ersten. Bei dem endlosen Nichtstun werden wir wieder Fett ansetzen. Aber wie überstehen wir den Winter seelisch? Wir haben einander nichts zu sagen, jeder kennt den andern wie sich selbst. Wir leben ein

Leben, vierfach geteilt. Können Menschen das auf die Dauer ertragen?

*

Die Hütte ist fest. Wir sind gesund. Es kann uns nichts geschehen. Aber wir leben nicht viel besser als die Tiere, wir fressen, verdauen, schlafen. Grekyn schnitzt an seinen Planken, Globuchin an den Holznägeln, das ist noch eine Arbeit. Aber so einförmig, daß man sie mit geschlossenen Augen machen kann. Ich selber habe nichts zu tun, nichts zu befehlen.

Wir erleben nichts mehr. Wir leben bloß noch.

*

In klaren stillen Mondnächten wandere ich manchmal ein paar Stunden im Freien herum.

Weite, Weite, das war immer meine Sehnsucht. Nun habe ich die Weite . . .

*

Heute hat es den ersten schweren Streit gegeben. Wolkow hatte nachts das Feuer verlöschen lassen, Grekyn fiel wütend über ihn her, ich konnte sie kaum trennen. Aber Globuchin holte einen winzigen glimmenden Span aus der Asche heraus und blies solange darauf, bis er eine Flamme gab. Die beiden Matrosen endeten den Streit, fielen einander lachend um den Hals, küßten sich zur Versöhnung ab.

Immer wieder, immer wieder . . .

Ich ging vor die Tür, dachte an Nastja. Es war mir sehr weh ums Herz.

*

Monatelang habe ich nichts in mein Tagebuch geschrieben.

Globuchin und Grekyn schnitzten weiter, wirklich schon mit geschlossenen Augen. In vier Jahren sind sie wohl fertig. Aber diesen Sommer muß doch das Schiff kommen.

*

Die Eisverhältnisse sind heuer sehr schlecht. Das Packeis bildet oft ganze Dämme, durch die sich auch das größte Schiff mit vollen Segeln nicht durchzwingen könnte. Wenn wir einen Kompaß hätten, könnten wir das verzweifelte Wagnis unternehmen, westwärts über das Eis wandern, vielleicht Spitzbergen zu erreichen.

Vielleicht . . .

„Ich muß auch in den Tod gehen, wenn es der Herr Leutnant befiehlt!“ hat Globuchin erwidert.

Die zwei andern haben sich offen widersetzt.

„Hier auf der Insel können wir ruhig noch ein Jahr warten!“ Es kommt bestimmt dazu. Zu einem dritten Winter.

*

Heuer ist so viel Holz ans Land getrieben worden, daß wir damit die Hütte auf das Doppelte vergrößern können. Ich lasse im Innern Wände aufführen, damit wir manchmal auch allein sein können.

Globuchin ist wie immer einverstanden. Die beiden jungen Leute wollen beisammen bleiben.

*

Globuchin geht manchmal vor die Hütte, bleibt lange aus, gibt keinen Grund an. Ich will ihm einmal nachschleichen. Vielleicht tut er etwas, wofür ich ihm einen Vorwurf machen kann.

*

Heute habe ich endlich Globuchin beobachtet, gegen den Vollmond durch einen Schneewall gedeckt. Er bückte sich, schien etwas aus dem harten Schnee zu formen. Wie zufällig kam ich hinter dem Schneewall hervor.

Aus dem Schnee hatte er recht ungeschickt die Gestalt einer liegenden Frau geformt.

„Aha, das ist dein Zeitvertreib in der Winternacht!“

Er sah mich ganz seltsam, fragend an.

„Kein Zeitvertreib, Herr Leutnant, nur ein Gedenken. Meine Frau war sehr krank, als ich sie verließ, Doktor Stepanowitsch gab ihr noch höchstens ein Jahr. Ich habe gehofft, sie noch einmal zu sehen. Aber jetzt mache ich ihr ein Grabmal, wie es die adeligen Herrschaften in den Kirchen haben, und bete davor. Will der Herr Leutnant nicht auch für Lisaweta beten?“

Ich habe es getan, aber mit Haß im Herzen, weil dieser Mann eine so vollkommene Seele hat, mich immer wieder beschämt.

*

Wir haben so viel Tran, daß wir in jeder Koje eine aus Holz geschnittene Lampe brennen lassen können. Es ist eine stillschweigende Abmachung, daß wir uns nur noch zu den Mahlzeiten und bei gemeinsamen Arbeiten treffen, die aber selten nötig sind. So gehen wir der Möglichkeit aus dem Weg, daß uns der Anblick der Kameraden noch verhaßter wird.

Ich vertreibe mir die Zeit mit einem Spiel: Aus Holzklötzchen schnitze ich mir Häuser und Bäume, baue damit das Gut meiner Eltern auf. Mit den Fingern mache ich winzige Schritte, und meine Augen wandern mit, sehen auch nach innen, schauen die Heimat, wie sie wirklich war.

Tag um Tag wandere ich so durch sie, bin glücklich in ihrer Enge.

Das hilft ein bißchen, nicht noch mehr stumpf und tierisch zu werden.

*

Der Frühling kommt wieder, durch die Fenster aus dünnen gefetteten Tierhäuten dringt über Mittag schon für ein paar Stunden bleiches Licht in meine Koje.

Auf dem Nachbargut in meiner Heimat ist eine Wiese um diese Zeit ganz weiß von den vielen Blumen.

„Frühlingsschnee!“ hat Nastja immer gesagt.

*

Es gibt nach wie vor sehr wenig zu tun. Globuchin schnitzt Holznägel, überprüft unsere Bogen und Pfeile, Grekyn arbeitet an seinen Bootsplanken.

Ich habe neben meinem Gut das Nachbargut aufgebaut, wo Nastja wohnt.

Ob sie wohl so viel an mich denkt wie ich an sie?

*

Nun hebt der vierte Sommer an. Wir sind ein wenig aus unserer Stumpfheit gelöst, reden von nichts anderem als von dem Schiff, das heuer doch kommen muß. Einen vierten Winter halten wir kaum mehr aus. Nur wenn wir von unseren Hoffnungen sprechen, sind wir noch einig, sonst ist die Stimmung so gereizt, daß wir am liebsten übereinander herfallen möchten. Jeder braucht jeden, darum haßt jeder jeden.

Einer allein in dieser entsetzlichen Öde — er wäre verloren. Nur die Gemeinschaft hat es uns möglich gemacht, nun schon das vierte Jahr hier durchzuhalten.

Und wir brauchen auch einen zweiten Menschen, er ist uns der Spiegel, in dem wir sehen, daß wir selber auch noch leben.

Die beiden jungen Matrosen machen kein Geheimnis mehr daraus, wie sie zueinander stehen. Ich finde nichts mehr daran. Alles ist ja schon so unendlich gleichgültig.

Werde ich Nastja je wieder sehen?

*

Das Wetter ist in diesem Sommer zwiespältig wie noch nie. Einen Tag scheint das Meer fast eisfrei, am nächsten blinkt wieder Eis, soweit man nur sehen kann. An den guten Tagen lachen wir manchmal wie Kinder. Und tags darauf leuchtet wieder der Haß aus unseren Augen.

Die Jagd ist gut wie immer. Wir könnten schwelgen, wenn wir nur bessere Waffen hätten, Waffen aus Eisen.

Holz gibt es wieder in Überfluß, Dutzende von Stämmen werden ans Land gespült.

Es fing ganz harmlos an. Globuchin überzählte die in unserem Eiskeller liegenden abgehäuteten Robben und meinte: „Wir könnten schon Gäste einladen, und mit den Pelzen könnten wir Handel treiben! Und der Ofen wird Hitze ausspucken wie daheim!“

Ich habe ihn zornig zurechtgewiesen. „Es ist ein Unsinn, an einen vierten Winter auch nur zu denken! Heuer kommt das Schiff bestimmt!“

„Wenn Gott es sendet, Herr Leutnant. Ist es nicht sein Wille, so gibt er uns in seiner Güte alles, was wir zum Leben brauchen.“

Ich habe lästerlich gesprochen, mir selber gestehe ich es zu. „Wenn unser Boot fertig wäre, brauchen wir auch Gott nicht. So aber müßten wir noch zwei Jahre an ihn glauben — oder ein paar Tage, bis uns das Schiff abholt!“

„Wenn der Herr Leutnant sagt, er braucht Gott nicht, so ist das ebenso, als würde ich sagen: Ich brauche den Herrn Leutnant nicht. Immer muß einer über dem andern sein, sonst gibt es keine Ordnung in der Welt.“

„Es ist vielleicht auch in der Ordnung, daß wir schon das vierte Jahr hier gefangen sitzen?“

„Wenn wir es verdient haben, müssen wir Gott dafür danken, daß er uns schon in diesem Leben für unsere Sünden büßen läßt und uns so das Fegefeuer erspart.“

Ich konnte mich kaum mehr beherrschen. „Also nochmals, du freust dich über unser Elend?“

„Wir sind alle Sünder, Herr Leutnant. Gott wird wissen, warum er das alles über uns verhängt hat. Was von Gott kommt, ist gut, er will immer unser Bestes, und darum sollten wir eigentlich glücklich sein, daß wir so unglücklich sind.“

Alles hätte ich ertragen, Zorn, Auflehnung gegen Gott und gegen mich, nur nicht diese selbstgefällige Resignation, wo ich gerade vor rasender Wut glühte über unser unverschuldetes Schicksal. Ich hob ein Stück Treibholz hoch, ließ es auf Globuchins Haupt niedersausen. Er fiel lautlos um.

„Er hat gegen mich rebellieren wollen!“ sagte ich, als die beiden Matrosen kamen. „Laßt es euch zur Warnung sein, hier gilt noch immer nur mein Wille!“

„Wir sind nie ungehorsam gewesen!“ erwiderten die beiden in ängstlichem Erschauern.

„Morgen werden wir ihn begraben.“

*

Ich habe die ganze Nacht über mich nachgedacht. Es gab doch eigentlich nicht den geringsten Anlaß zu einem Streit. War es darum ein Verbrechen, einen schuldlosen Menschen niederzuschlagen? Darf ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich durch das vierjährige Gefangensein im Eis fast schon zu einem Narren geworden bin? Gibt es überhaupt ein Recht, einen anderen Menschen zu töten? Und nahm nicht Globuchin sein Schicksal, das gleiche wie meines, in stiller Ergebung auf?

Sonderbar, daß ich gar keine Reue empfinde. Eher eine Erleichterung, ein Aufatmen. Kein Mensch kann es ertragen, fast vier Jahre lang einen anderen vor sich zu sehen, der ganz ohne Fehler ist. Es ist so, als ob man immer in die Sonne schauen müßte. Da wird man ihrer auch überdrüssig — wenn man nicht

schon früher geblendet ist. Man verzweifelt an sich selbst, wenn man keinen seiner eigenen Fehler an einem andern wieder findet.

Ich lösche Globuchin aus meinen Gedanken. Aber mit wahrer Lust zähle ich mir alle die Fehler vor, die ich an den beiden Leichtmatrosen beobachtet habe.

Wie hoch stehe ich über ihnen!

*

Wolkow hatte eine Robbe erlegt, die am Strande schlief, wollte sie zur Hütte schleppen, rannte wie besessen zu mir.

„Herr Leutnant, Globuchin hat sich bewegt! Er ist nicht tot!“

Jetzt erst fühle ich, welche Schuld ich auf mich geladen habe.

*

Seit einer Woche pflegen wir Globuchin. Er scheint außer Gefahr zu sein. Er ist unbeholfen wie ein Kind. Durch die Erschütterung seines Gehirns dürfte er jedes Erinnern verloren haben, er lallt, statt zu reden, ist aber schon bei Kraft. Freilich müssen wir ihm alle Nahrung einflößen. Aber das macht uns Spaß, es ist eine ungewohnte neue Beschäftigung.

Manchmal vergessen wir darüber sogar, die gewohnte Ausschau nach dem Schiff zu halten.

*

Das Meer beginnt wieder zu vereisen. Noch wagen wir es nicht, einander unsere Hoffnungslosigkeit zu bekennen.

Ein vierter Winter . . .

*

Grekyu ist eines Tages fast vergnügt von der Wache heimgekehrt.

„Jetzt kommt kein Schiff mehr, da werden wir in unserer Arbeit nicht mehr gestört!“

„Ja, wir haben ein Kind bekommen!“ erwidert Wolkow.
So schwanken wir zwischen Verzweiflung und Ergebung.

*

Globuchin ist wieder gesund. Aber noch immer ein Kind. Jeder Eindruck ist ihm neu, jedes Wort spricht er nach. Aber sein geistiges Erfassen ist das eines Erwachsenen, er wird in wenigen Monaten nachholen, wozu ein Kind eine ganze Kindheit braucht.

Nur sein Charakter hat sich ein wenig geändert, er ist zornig, braust leicht auf. Aber wir müssen uns um ihn sorgen — wie schön!

*

Dieser Winter wird nicht so trostlos sein wie die drei anderen, Globuchin, das große Kind, beschäftigt uns jede Stunde. Es ist wunderbar, zu beobachten, wie er zu vollem Leben erwacht — und doch ein Gefangener unserer winzigen Welt bleibt.

Er begreift alles, was ihm im Blick erfassbar ist, doch wenn wir mit ihm über Dinge unserer verlorenen Welt reden, stocken seine Gedanken. Und manchmal auch die unseren.

Liegt jene Welt so weit hinter uns, daß sie uns gar nicht mehr zugehört? Ist sie ein Traum, den wir einmal erlebten, ein Erlebnis, das uns zum Traum geworden ist? Sind wir nicht schon ein Teil jenes winzigen Bereichs geworden, der jetzt unsere Welt bedeutet?

Wolkow lehrt Globuchin auch beten. Und hier erfaßt er sofort auch das Unerfaßbare, das Unbegreifliche. Ist der Glaube etwas, das dem Menschen bei der Geburt unverlierbar in die Seele eingesenkt wird?

*

Wir erleben durch Globuchin eine eigene seltsame Auferstehung. Wir hadern nicht mehr mit unserem Schicksal. Was einmal war, sinkt immer mehr von uns ab, in eine Tiefe, aus der wir es vielleicht nie mehr werden herausholen können.

Globuchin schnitzt schon wieder Nägel. Er weiß nicht wozu, hält sich an das von ihm selbst geschaffene Vorbild.

Wenn er früh und abends halblaut betet, geschieht das mit einer rührenden Innigkeit.

Ich vermag es nicht so wie er, schäme mich manchmal.

*

Es geht wieder gegen den Frühling. Wir bemühen uns, Globuchin eine Vorstellung von der Sonne zu geben.

„Die Sonne geht auf wie der Mond, nur kann man in sie nicht hineinsehen, schon vom ersten Augenblick an ist man wie blind!“ sagt Wolkow.

„Ein so starkes Licht kann es doch nicht geben!“ erwidert Globuchin.

Grekyn will deutlicher werden. „Die Sonne steht fern, ganz fern am Himmel, aber das Feuer in ihr ist so stark, daß es dich wärmt, als wärest du nur einen Schritt von unserem Herd!“

Globuchin schüttelt wieder den Kopf. „Ein Feuer am Himmel? Nein, am Himmel ist alles kalt, von dort kommt ja der Schnee!“

Ich versuche es mit einem Gleichnis. „Das Licht der Sonne streift deine Augen, und die Wärme der Sonne gleitet über dein Gesicht, so mild und weich, als würden wir dich mit unseren Händen streicheln!“

Globuchin lächelte vor sich hin, „Die Sonne ist also etwas Gutes, sie tut Liebes an uns — aber warum bleibt sie dann so weit?“

Wolkow versucht wieder sein Glück. „Der Mond ist immer grau, auch wenn er voll ist, doch wenn die Sonne auf- oder untergeht oder hinter Wolken steht, wird sie rot, gelb, strahlend weiß, und die Wolken werden bläulich, violett, manchmal sogar grün wie junges Gras!“

„Gras, das kenne ich nicht. Und wie kann dasselbe Ding verschiedene Farben haben?“

„Im Anfang kommt die Sonne nur für eine Stunde,“ erklärt Grekyn, „steigt nur ein ganz wenig auf. Aber bald bleibt sie länger und länger, und wer sie nur einmal gesehen hat, sehnt sich wieder nach ihr, möchte sie immer, immer sehen . . ., und im Sommer wird sein Wunsch erfüllt, da geht sie gar nicht unter!“

Jetzt denkt Globuchin schon ein wenig nach. „Man kann sich also die Sonne wünschen, von ihr träumen . . ., wie ich von vielen Dingen träume, die ich nie gesehen habe . . ., ich werde heute vor dem Einschlafen sehr viel an die Sonne denken, damit ich von ihr träume . . ., das wird mich froh machen!“

Nun weiß ich, wie man diesem großen Kind das Niegesehene verständlich machen kann. „Es gibt nicht bloß vier Menschen, sondern viele, viele, mehr als die Eisschollen draußen auf dem Meer, mehr als die Fische im Wasser, und alle, alle lächeln sie, wenn sie am Morgen wieder die Sonne erblicken!“

Globuchins Blicke hellen sich immer mehr auf. „Die Sonne ist also nicht bloß ein Licht am Himmel und ein Feuer, sie ist auch die große Freude!“

Eratmet tief auf, schließt die Augen, über sein Gesicht kommt eine leise Verklärung. Aber dann sinkt er wieder ein wenig zusammen.

„Ganz kann ich mir die Sonne noch immer nicht denken . . .“

Wolkow wird ärgerlich. „Niederknien mußt du vor der Sonne, als wäre sie was Heiliges!“

Globuchin stutzt eine kleine Weile, dann legt sich langsam eine unsagbare Seligkeit auf sein Gesicht, seine Augen stehen weit offen, aber sein Blick ist geschlossen, als ginge alles Schauen nach Innen.

„Das heilige Licht . . ., jetzt weiß ich, wie die Sonne aussieht . . ., das Heilige leuchtet aus ihr . . ., das Heilige!“

Er flüstert ein Gebet vor sich hin, das ihn Wolkow gelehrt hat. Und nach jedem Satz schiebt er ein: „Das heilige Licht . . ., das heilige Feuer . . ., die heilige Sonne . . ., das Heilige am Himmel . . .“

Nicht immer ist Globuchin so gutmütig. Grekyn hat manchmal seinen Spaß mit ihm, erzählt ihm von einem Land, wo es so heiß ist, daß die Leute nackend gehen. Globuchin hört eine Weile ruhig zu, und Grekyn glaubt nun auch übertreiben zu können. Und nun erzählt er, daß die Leute im Süden, wenn die Hitze ganz arg wird, sogar aus der schweißnassen Haut schlüpfen und sie an den nächsten Baum zum Trocknen hängen.

Globuchin stürzt sich auf einmal, beinahe schon qualvoll, in die Tiefen seines Erinnerns, sucht irgendein Wissen hervorzuholen, hat nur eine unklare Vision vor den Augen, die den Worten Wolkows zu widersprechen scheint, fühlt sich getäuscht oder verspottet, geht mit den Fäusten auf Wolkow los.

Ich muß die beiden trennen. Wie froh bin ich, daß an Globuchin ein Fehler zu finden ist — wie liebe ich ihn deswegen!

*

Nach den Kerben für die Tage an der Wand unserer Hütte hätte heute die Sonne über den Horizont steigen müssen. Aber die dichten Wolken im Süden lassen nur einen rötlichen Schein durch.

*

Nach fünf Tagen haben wir endlich klaren Himmel. Wolkow und Grekyn führen Globuchin hinaus, um ihm „die Sonne zu zeigen“.

Es ist nicht so wie in den anderen Jahren, wo wir beim ersten Erscheinen der Sonne von nichts anderem sprachen als von der Zuversicht, dieses Jahr endlich in die Heimat zurückkehren zu können.

Ich glaube, wir haben schon Wurzeln in das einsame Land getrieben. Die Insel erwartet in uns die Sonne, das Licht, den Sommer, wir sind des Landes Augen, des Landes Sinn.

Wir steigen zum höchsten Punkt der Eiskuppe hinauf. Aber

mir ist es, als sänke ich mit jedem Schritt tief, tief in den Boden, und wenn ich — es ist ganz leicht — den Fuß wieder hebe, scheint mir ein Teil der Insel daran zu hangen, meine Glieder könnte ich für bewegten Stein halten und den Boden für einen Teil meines Leibes.

Eine wunderbare Morgenröte hebt an.

Globuchin steht mitten unter uns, hoch aufgereckt überragt er uns um Haupteslänge. Mit seinem struppigen Haar, seinem verwilderten Bart gleicht er einem Riesen aus den alten Sagen, aber in seinen Augen spiegeln sich alle die Farben, mit denen die Sonne ihr Kommen ankündigt.

Ich brauche nicht nach Süden zu schauen, ich blicke in seine Augen, und ich sehe alles.

Auch das erste Aufleuchten der Sonne.

Die Insel lebt. Überall scheint vom Strand her etwas Unsichtbares zur Höhe emporzuströmen, wie Blut zu unserem Haupt.

Alle drei sehen wir jetzt auf Globuchins Augen. Alles Licht der Welt scheint darin gesammelt, alle Glut und alles Leben.

Es dauert eine kleine Weile, bis er es faßt. Dann schreit er leise, verzückt auf, von einer Seligkeit erfüllt, die nicht zu beschreiben ist und sinkt plötzlich in die Knie, beginnt zu beten.

Statt Gottes Namen setzt er den der Sonne.

Es ist keine Lästerung. Wir fallen ein, sprechen das Gebet wie er.

Die Erde bebt, als wäre auch sie von Wonne erfüllt. Das Eis trägt ein Strahlen auf sich, als würde es vom Licht gesegnet. Der Glanz der Felsen am Strand gleicht einem stummen, seligen Flüstern. Der Schnee auf ihnen schmilzt, und die dünnen glitzernen Wasserfäden rinnen wie Freudentränen.

Wir empfinden das, als geschähe es uns am eigenen Leib.

Die Seele des Landes hier sind wir.

*

Das Meer ist heuer, im fünften Sommer, früher denn je eisfrei geworden. Wir fischen Treibholz, wir erlegen Robben. Globuchin übertrifft bald die anderen an Geschick. An sein früheres Leben kann er sich noch immer nicht erinnern.

*

Ein glücklichster Fund! Eine Schiffsplanke ist ans Land gespült worden, in der ein paar Dutzend lange Eisennägel stecken! Das erste Eisen, das wir — außer unseren Messern — seit fünf Jahren in die Hand bekommen haben!

Wolkow, der sich ein bißchen aufs Schmieden versteht, ist wie besessen vor Freude. Er formt die Nägel im Feuer, klopft sie mit einem harten Stein zurecht, den größten Nagel kerbt er rotglühend mit dem Messer ein und stellt sich so eine Art von Feile her, die er ins Eiswasser taucht und so härtet. Und nun schmiedet er Angelhaken, Pfeile, Speerspitzen.

Mit diesen Waffen können wir jedes Tier jagen.

*

Wir haben ein Dutzend Walrosse und acht Eisbären erlegt, auf jeden von uns kommen zwei der großen warmen Felle — wird das im Winter ein warmes Ruhen sein!

Ja, wir rechnen schon mit einem fünften Winter, ohne davor zu erschrecken. Was kann uns noch geschehen, seit das Eisen zu uns gekommen ist? Die Jagd ist zu einem leichten Zeitvertreib geworden!

Wir sind gar nicht so enttäuscht, daß unsere Ausschau nach dem Schiff wieder vergeblich erscheint.

„Es muß die Heimat nicht erreicht haben, sonst wäre es schon längst gekommen!“ sage ich zu den anderen.

Globuchin nickt ruhig. „Über den Winter werden die Planken zu unserem Boot fertig, im nächsten Sommer setzen wir es zusammen!“

*

Das Meer ist zugefroren, der fünfte Winter hebt an. Nicht bloß weil unsere Vorräte so reichlich sind, wird er uns leicht werden. Wir sind schon so mit der kleinen Insel verwachsen, daß es ihr Winter ist, den wir erleben. Und wie ihr die Zeit nichts anhaben kann, so sind auch wir vor ihr gefeit.

Was ist die Zeit? Können wir sie noch denken, fühlen, errechnen?

*

Den ganzen Winter habe ich keine Eintragung in mein Tagebuch gemacht. Es geschah nichts. Nur die Bootsplanken sind fertig geworden. Wolkow hat einen Nagel durchbohrt, damit nähen wir aus Fellen mit Tiersehnen die Segel. Zum Verpichen des Bootes werden wir halbverbranntes Fett nehmen.

*

Das erste Erscheinen der Sonne hat uns in diesem, dem sechsten Jahr nicht sonderlich berührt. Je näher der Sommer rückt, desto stärker wird wieder die Sehnsucht nach der fast schon vergessenen Heimat.

Aber ich gehe doch oft rings um die Insel. Es ist ein wehes Wandern, als wollten sich zwei Liebende trennen.

Wir waren mit der Insel verwachsen und gingen doch nicht restlos in ihr auf, sonst hätten wir ja die Planken ins Wasser werfen müssen, um nie mehr von der Insel fortzukommen.

Wie glücklich wären wir Menschen, könnten wir etwas ganz sein, ganz tun!

*

Aus Robbenfellen nähen wir uns Wassersäcke. Unsere Vorräte im Boot werden für vier Monate reichen. Und da wir ja auch eiserne Waffen mit uns führen, werden wir den Proviant vielleicht gar nicht angreifen müssen.

So viele Hoffnung ist in uns.

*

Heute haben wir die erste Probefahrt mit dem Boot gemacht, fast eine halbe Stunde lang, soweit es eben offenes Wasser gab.

Zum erstenmal seit fünf Jahren sehen wir die Insel wieder aus der Ferne. Damals war sie ein fremdes Land, jetzt ist sie unsere Insel!

Sonderbar, daß ein winziges Eiland voll Schnee und Eis uns zu einer Heimat werden konnte . . .

Das Eis birst auseinander, eine frische Brise treibt uns noch ein Stück zwischen den Schollen hinaus, und die beiden Matrosen erzählen Globuchin von der Welt — wie jubelnde Hoffnung klingt jedes Wort!

*

Wir segeln nach Süden, schon den zweiten Tag!

Der Abschied war schwerer als wir dachten. Immer wieder sahen wir uns auf dem Weg von der Hütte zum Strand um, küßten zuletzt den Boden, auf dem zwischen Moosen eine kleine weiße Blüte hervorgekommen war, hatten alle vier Tränen im Auge.

Die Hütte brachten wir in schönste Ordnung, damit sie auch andere wohnlich finden, wenn sie in diese Einöde verschlagen werden sollten.

Doch das wird wohl wieder erst in etlichen fünfzig Jahren der Fall sein oder besser gar nie!

Ich kann ruhig schreiben, seit einer Stunde sitzen wir im Eis fest.

*

Drei Tage kämpfen wir schon. Die kleinste offene Stelle im Eis wird benützt, um vorwärtszukommen, aber immer wieder schließt sich das Eis zusammen, treibt uns gegen Norden zurück.

Wir müssen hoffen und ausharren.

*

Nun liegen wir schon mehr als eine Woche still, und es ist doch jeder Tag so kostbar! In einem so kalten Sommer wie heuer muß man mit einem sehr frühen Vereisen des Meeres rechnen, und wir sollten daher so rasch wie möglich nach Süden durchstoßen.

*

Das Meer ist endlich wieder aufgebrochen. Ein lauer Wind weht, bringt aber auch Nebel und Schnee. Es ist sehr schwer, bei so schlechter Sicht in dem Gewirr von Spalten die Südrichtung einzuhalten.

*

Der Wind hat plötzlich umgeschlagen, es wird bitter kalt, und in dem kleinen Boot hat es mit dem Feuermachen seine Schwierigkeiten. Wenn wir auch nur den elendesten eisernen Ofen besäßen! Aber all unser Eisen waren die Nägel aus der Schiffsplanke.

*

Wir treiben wieder mit dem Eis nach Nordwesten. Von der Heimat sprechen wir nicht mehr, bloß von den kleinen Geschehnissen des Tages. Unsere Pelze halten sehr warm.

*

Nach wie vor sitzen wir im Eis fest, treiben zurück. Zuerst verstohlen und dann ganz offen halten wir Ausschau nach der Insel. Es kann ja sein, daß sie unsere einzige Rettung bedeutet. Auf freiem Meer halten wir den Winter nicht aus.

*

Wir sind der Insel schon ziemlich nahe gekommen. Aber die Eistrift geht an ihr vorbei. Was sollen wir tun?

*

Es gibt keinen Zweifel mehr: Wir sind schon ein wenig über die Insel hinausgekommen. Das Boot läßt sich nicht aus dem Eis befreien. Entweder wir bleiben darin und treiben ins Ungewisse oder wir geben es preis, wandern mit unseren Vorräten auf die Insel zurück, wo wir unter allen Umständen auch den sechsten Winter geborgen sind.

Mit dem Boot geben wir freilich auch die mühselige Arbeit von fünf Jahren preis, die Hoffnung von fünf Jahren — werden wir die Kraft haben, noch fünf weitere Jahre zu hoffen? Holz wird ja stets genug da sein, um ein neues Boot zu bauen, aber wir haben kein Eisen . . ., kein anderes Werkzeug als unsere vom steten Schleifen schon dünn gewordene Messer.

*

Der Marsch über die Eisschollen war sehr beschwerlich. Noch dazu mußten wir ihn zweimal machen, da wir auf einmal nicht alles schleppen konnten. Nur das leere Boot ist zurückgeblieben.

Als wir die Insel wieder betraten, haben ich und die beiden Matrosen geschrien und geflucht, den Boden mit den Füßen gestampft. Nur Globuchin hat kindlich gelächelt.

„Hier ist meine Heimat . . ., hier bin ich erwacht . . .“

Ich habe kaum auf ihn gehört, war so zornig, daß ich aus Rache gegen die Insel die vier Schuß, die ich mir für irgendeinen Notfall aufsparen wollte, den Fesseln der Insel zudachte, als könnte sie einen Schmerz spüren.

Aber Globuchin hat mich auch diesmal, wie schon einmal vor Jahren, bittend abgehalten, und ich habe beschämt die Flinte weggelegt.

*

Nun wohnen wir schon eine Woche wieder in der Hütte. Zuerst erlagen wir einer grauenhaften Verzweiflung, waren zu

jeder Arbeit unfähig, nährten uns von kaltem Speck und Fleisch. Aber nun jagen wir wieder, ziehen Treibholz ans Land.

Wie stark doch der Wille zum Leben sein kann, wenn dieses Leben auch nur ein endloses Gefangensein auf einer öden Insel im Eismeer ist.

*

Wieder einmal habe ich drei Monate lang keine Eintragung in mein Tagebuch gemacht. Wir sind wieder wie die Tiere. fressen, verdauen und schlafen. Nur daß wir das Feuer haben, macht einen Unterschied.

*

Es muß bald wieder Frühling werden, die Dämmerung dauert immer länger. Wir sprechen nicht davon, wir reden überhaupt kaum mehr. Es ist ja alles schon so entsetzlich sinnlos geworden.

Nur ganz selten, wenn ich mit Globuchin zum Strand gehe, um Fische zu fangen, überkommt es mich mit fast grausiger Gewalt, die verlorene Heimat steht mit einer Deutlichkeit vor mir wie noch nie.

Was immer ich von ihr erzähle, es bringt etwas Neues in Globuchins Sinn. Er macht sich ein Bild von der Welt, die er nie sehen wird, und das bedeutet für ihn einen Himmel auf Erden, von dem er träumen kann.

Wenn ich träume, sind es immer Kerkermauern aus Eis. Und Jahre, fast ungezählte Jahre entsetzlicher Gleichförmigkeit.

*

Die Sonne ist wieder da. Wie lange schon, das wissen wir nicht. Zum erstenmal seit sechs Jahren habe ich vergessen, die Tage einzukerben.

Wozu denn auch? Solange die Sonne scheint, ist es Sommer. Und darnach wieder Winter. Die Tiere wissen auch nicht mehr von der Zeit.

Freilich, sie vermehren sich. Ihr Leben geht in ihren Jungen weiter. Wenn wir einmal hier sterben, verlöscht alles, was wir je gewesen.

Der letzte von uns wird niemanden mehr haben, der ihm die Augen zudrückt und ihn begräbt.

*

Mehr schon aus Gewohnheit, in stumpfsinnigem Trott steigen wir manchmal auf die höchste Eiskuppe hinauf, um nach einem Segel zu spähen. Es ist heuer wenig Eis auf dem Meer.

Aber wer weiß, daß auf dieser öden Insel vier Menschen schon sechs Jahre gefangen sitzen?

Seit ein paar Tagen haben wir Südwind. Überall taut es, am Strand blühen wieder ein paar winzige Blumen. Und Robben gibt es wie noch nie.

Schade, daß der Südwind auch Nebel bringt, das behindert uns bei der Jagd.

*

Wolkow hat Walrosse entdeckt, ein riesiger Bulle ist auch dabei. Wir wollen ihn erlegen, von ihm allein können wir vier einen Monat zehren. Für den Fall, daß unsere Harpunen nicht ausreichen sollten, nehme ich die Flinte mit. Einmal muß ich ja doch einen Schuß aus ihr tun.

*

Ich schreibe auch diesmal ganz ruhig, als ob heute ein Tag wie jeder andere wäre.

Wir schlichen uns im Nebel zu dem Lagerplatz der Walrosse an, ich ging als letzter.

Mit einemmal überkam mich ein unbändiges Verlangen, die Flinte auf einen meiner Gefährten anzulegen — so beweise ich

mir, daß ich ihr Herr bin, Herr über Leben und Tod! Die Flinte gibt mir die Macht! Und dann Schluß mit mir! Ich bin ein guter Schütze, werde keinen der drei verfehlen, und der vierte Schuß bleibt für mich. Ich muß nur sehr schnell laden, damit man mich nicht am Schießen hindert, wenn der erste tot zu Boden sinkt.

Ein schnelles schmerzloses Ende — wie viel Leid bleibt uns da erspart! Und in ein paar Jahren sind wir ja doch ganz zu Tieren geworden, die nur noch grunzen statt reden. Aber wenn wir jetzt sterben, gehen wir noch als Menschen hinüber.

Zuerst muß ich auf Grekyn anlegen, der ist der stärkste von uns. Wolkow erschrickt leicht, da habe ich Zeit, zu laden. Globuchin wird das Ganze nicht fassen. Woher soll er wissen, daß auch Menschen sterben können?

Gerade als ich mich verstohlen zum Zielen anschickte, schrie Grekyn auf. Hinter einer Scholle war der riesige Walroßbulle aufgetaucht, schob sich ungesehen gegen den Matrosen vor, der ausglitt und unter das Tier zu liegen kam.

In diesem Augenblick war ich nicht mehr der Herr über Menschen, bloß noch ihr Kamerad. Ich traf den Bullen in den Kopf, er wälzte sich auf die Seite, verendete. Grekyn war gerettet.

Seit wann gibt es auf unserer Insel ein Echo? Wir alle vernahmen es, der Schuß widerhallte!

Unüberlegt feuerte ich noch einmal — jetzt kam ein doppeltes Echo. Vom Meer her!

Ich besaß nicht mehr die Kraft, meine Gefährten aufzuklären. Schreiend, brüllend verfeuerte ich meine beiden letzten Kugeln.

Sechs Schüsse kamen als Antwort. Eine halbe Stunde später legte ein Boot der Brigg „Ochotsk“ bei der Insel an.

*

Zwölf Jahre sind vergangen. In einem Kasten finde ich dieses alte Tagebuch, lese es meinen beiden Söhnen vor.

Andrej hört zu, wie er bei den Märchen Nastjas zuhört, Iwan verzieht etwas spöttisch den Mund.

„Das alles soll wahr sein, Vater?“

Es läuft mir kalt über den Rücken. Habe ich all das wirklich erlebt? Oder es nur in einer Fiebernacht geträumt?

Nastja zieht Iwan an sich.

„Das ist wahr, Iwan, denn sieben Jahre, sieben volle Jahre habe ich auf deinen Vater gewartet, weil ich ihn liebte.“

Ja, die Liebe ist die höchste, einzige Wahrheit auf der Welt.

Noch viel mehr als im Norden ist im Süden das Polargebiet mit Eismauern umgürtet. Das Wunder des Golfstroms bewirkt es, daß in der Arktis, um Spitzbergen herum, fast jedes Jahr der achtzigste Breitengrad ohne besondere Gefahr erreicht werden kann. In der Gegenwart gehört das sogar zum fahrplanmäßigen Ziel der Touristendampfer.

Doch in der Antarktis wurde erst ein paar Jahrhunderte später als in der Arktis der Polarkreis überschritten war, diese Linie erreicht.

Von einem ungeheuren Land, so groß wie ein Kontinent, erzählte die Sage. Aber noch nie wurde dort außer kleinen Inseln irgendein Land gesichtet.

Lag hinter den undurchdringlichen Eiswällen die Frosthölle?
Oder ein seltsames Paradies?

GEHEIMNIS UM EINEN KONTINENT

Seit Beginn der Menschheitsgeschichte ist die nördliche Halbkugel der Träger aller kulturellen Entwicklung. Es gibt eigentlich nur zwei, noch dazu völlig isolierte Kulturen jenseits des Äquators: die des Inkareichs in Peru und die fast restlos verschollene Kultur einer Atlantis in der Südsee, von der sich rätselhafte Spuren auf der Osterinsel, auf Tinian und Ponape gefunden haben.

Für die Hälfte der europäischen Kulturträger bedeutete der Süden das Land aller Sehnsucht, für die andern einen vertrauten Bereich, beiden aber galt der Norden als der Inbegriff aller Unwirtlichkeit, als das Land der Verdammung und Verzweiflung.

Obwohl also schon eine einfache Überlegung hätte dazu führen müssen, in hohen Südbreiten der Erde die gleichen Verhältnisse zu erwarten wie im hohen Norden, wurden um das sagenhafte, nie betretene, nie gesehene, nur vermutete Südländ auf Grund der in Fleisch und Blut übergegangenen Beziehung Nord-Süd immer wieder Märchen gesponnen, die Glorie alles südlichen Landes schwebte darüber, man verlegte ein verlorenes, verborgenes Paradies dahin.

Und ebenso märchenhaft war auch die Größe jenes Südländes: auf der Karte des Ptolemäus nimmt es die ganze Südhälfte der Erde ein! Afrika verbreitert sich südwärts des Äquators so sehr nach beiden Seiten, daß es westlich bis zu den Grenzen der Erde, ostwärts aber in weitem, nach Norden geschwungenen Bogen bis Indien reicht.

Doch langsam löste sich von diesem ungeheuren Land ein Stück nach dem andern ab. 1486 entdeckte der Portugiese Bar-

tholomeu Dias das Kap der Guten Hoffnung — nach Westen hing Afrika also nicht mit dem vermuteten Südländ zusammen. Am 20. November 1497 umsegelte Vasco da Gama auch dieses Kap und fuhr fast die ganze Ostküste Afrikas entlang, ehe er ostwärts nach Indien abbog — es gab also auch hier kein Südländ, das mit Afrika einen Riesenkontinent bildete.

Zwanzig Jahre später, als schon die Ostküste Südamerikas entdeckt war, fuhren Portugiesen bis zum La Plata, hielten dessen über 200 km breite Mündung für einen Meeresarm und das südlich davon gelegene Land für den Rand der TERRA AUSTRALIS, des geheimnisvollen Südländes.

Doch auch hier wurden dem allzu beschwingten Märchen bald die Flügel beschnitten. Am 21. Oktober 1520 entdeckt Fernao de Magalhaes die nach ihm benannte Meeresstraße, die das Festland Südamerikas nach Süden begrenzt, und 1616 umfahren die Holländer Le Maire und Schouten die Südspitze Feuerlands, das Kap Hoorn. Kein Südländ weit und breit!

1642 segelt ein anderer Holländer, Abel Tasman, von Mauritius gegen Australien, umfährt es im Süden, entdeckt Vandiemensland, später nach ihm Tasmanien geheißen, und Neuseeland — jetzt bröckelt der ganze fünfte Erdteil von der TERRA AUSTRALIS ab, nimmt ihr sogar den Namen.

Doch das Märchen vom Südländ verstummte deswegen noch immer nicht. Was in den nächsten hundertdreißig Jahren an kleinen Inseln oder Inselgruppen gesichtet oder betreten wird: das spätere Süd-Georgien, die Kerguelen, die Prinz-Edward- und Crozet-Inseln, die einsame Bouvet-Insel, sie alle gelten für Zipfel des Südländes oder sie sollen ihm unmittelbar vorgelagert sein, und noch immer spukt dieses Südländ in den Köpfen von Phantasten herum. Auch im Grimmelshausenschen „Simplizissimus“ spielt eine um 1670 erschienene Fortsetzung des Hauptromans auf einer einsamen Insel beim Südländ, auf die der Held verschlagen wird —

ein Robinsonschicksal fünfzig Jahre vor dem „Robinson Crusoe“ De Foes, dessen erste Ausgabe 1720 herauskam.

Hundert Jahre nach dem „Abenteuerlichen Simplizissimus“ dringt aber einer der kühnsten und erfolgreichsten Seefahrer aller Zeiten wirklich in das Südland ein oder in den Bereich, wo es liegen soll: am 20. November 1772 segelt James Cook mit zwei Schiffen, der „Resolution“ von 462 Tonnen und der „Adventure“ von 336 Tonnen mit insgesamt 200 Mann Besatzung von Kapstadt ab mit dem Auftrag, über das geheimnisvolle Südland durch eigene Anschauung zu erkunden, was immer möglich ist.

Auf dem fünfzigsten Breitengrad, der im Norden der Breite von Südengland entspricht, sieht Cook schon den ersten Eisberg, und bereits fünf Breitengrade weiter südlich stößt er auf Packeis, das keine Durchfahrt frei gibt.

Cook steuert den Eisrand entlang nach Osten, doch alle Versuche, das Eis zu durchbrechen, scheitern vorläufig, bis ihm endlich Mitte Jänner 1773 das Glück hold ist: er kann den südlichen Polarkreis überschreiten und bis über den 67. Breitengrad hinaus vordringen, wo ihm eine endlose Eismauer von neuem Halt gebietet.

Als erster Mensch schaut er das Nordende eines der ungeheuren Gletscher, die überall vom Südkontinent nordwärts gleiten, zuerst noch als „Schelfeis“ auf dem flachen Unterwassersockel des Kontinents aufsitzen und erst dann, wenn sie sich so weit vorgeschoben haben, daß sie ins Schwimmen geraten, in Tafeln von der Größe vieler Quadratkilometer loslösen.

Der Gletscher, den Cook sieht, ohne ihn als Gletscher zu erkennen, gehört zu dem heute Königin-Maud-Land genannten Teil der Antarktis, das der Norweger Riiser-Larsen, einer der Begleiter Nobiles auf dessen Polflug, 1930 im Zug der „Norwegia“-Expedition erforschte.

Cook geht nun auf seiner Fahrt wieder etwas nach Norden, sucht das eben vorher von einem Franzosen entdeckte Kerguelen,

aber da die Lage der Insel noch nicht genau bestimmt ist, verfehlt er sie, fährt zwischen ihr und dem Südkontinent durch.

Der südliche Winter ist nahe, Cook steuert nach Neuseeland, trifft dort auch Ende März 1773 die vor zwei Monaten im Nebel verschwundene „Adventure“.

Am 22. November 1774 startet Cook, der neuerlich das Begleitschiff verloren hat, mit der „Resolution“ zum zweiten Teil seiner Südfahrt. Am 20. Dezember überschreitet er wieder den Polarkreis, muß dann wegen Erkrankung seiner Mannschaft aus der Eisregion heraus, biegt aber Mitte Jänner 1774 wieder nach dem Süden und erreicht am 30. Jänner 1774 mit $71^{\circ} 10'$ seine höchste südliche Breite. Auch hier versperrt ihm Packeis den Weg. Dabei hat er aber trotzdem absonderlich günstige Eisverhältnisse, denn bis heute ist an dieser Stelle niemand so weit vorgedrungen wie er. Überhaupt befindet sich hier der unbekannteste Bereich des ganzen Südkontinents, über den Verlauf der Küste bringen auch die neuesten Karten keine Andeutung.

Hier zieht Cook die Summe der Erfahrungen aus seinen bisherigen Südfahrten, erklärt die Eisverhältnisse der Antarktis für unvergleichlich schwieriger als die im Norden und warnt vor jedem Versuch, weiter vorzudringen. Mit glänzender Voraussicht stellt er fest, daß sich die hier gesichteten Eisfelder wohl bis zum Südpol erstrecken müssen, und an den Schluß seines Berichtes setzt er das stolze Wort: „Die Gefahr eines weiteren Vorstoßes an diesen Küsten ist so groß, daß sich wohl kein Mensch jemals weiter wagen wird als ich, und das Land rings um den Südpol wird für immer unentdeckt und unerforscht bleiben.“

Bald darauf muß er wegen Proviantmangel und eigener Erkrankung vorzeitig nach dem Norden zurück, überwintert auf Neuseeland und fährt am 10. November 1774 zum drittenmal nach dem Südkontinent.

Diesmal trifft er auf eine genau vor hundert Jahren, 1675

entdeckte und wieder verschollene Inselgruppe und gibt ihr seinem König zu Ehren den Namen „Süd-Georgien“. Weiter östlich entdeckt er eine ganz neue Inselgruppe, die „Süd-Sandwich-Inseln“.

„Ihr Anblick erregt Entsetzen. Wilde Klippen mit dunklen Höhlen machen die Küsten unzugänglich. Überall Öde, nirgends ein Leben. Ein paar Seevögel sind die einzigen Bewohner dieses grauenhaften Landes. Auch die Seerobben und See-Elefanten von Süd-Georgien fehlen hier.“

Über die weitere Erforschung der Antarktis denkt er nach wie vor skeptisch. Er selber hält es für eine Verrücktheit, würde er die Ergebnisse seiner drei Fahrten aufs Spiel setzen, um Küsten zu erforschen, deren Entdeckung zu nichts dient und weder der Geographie noch einer anderen Wissenschaft nützlich sein kann.

Gewissenhaft wie immer fährt Cook noch bis ungefähr zu der Stelle, wo er 1773 auf seiner ersten Südfahrt ostwärts abbog, vollendet so den ungeheuren Kreis rings um das Südland, das auch ihm noch nichts von seinen Geheimnissen enthüllt hat. An keiner Stelle konnte er es betreten oder auch nur sehen. Was er sichtete war nur Packeis oder das Ende gewaltiger Gletscher, deren Ursprung sich in unerfaßbarer Ferne verbarg.

Eines war freilich festgestellt: der Südkontinent erwies sich als viel kleiner, als es die alten Geographen annahmen. Eine Eiswüste war er, wie es keine zweite auf der Erde gab, ein Land, auf dem kein lebendes Wesen atmete.

Freilich, in dem Meer ringsum, das haushoch an die unbetretbaren Eismauern vor der Küste brandete, rauschte das Leben auf wie wohl sonst nirgends auf der Welt, der Reichtum des südlichen Eismees an Walen, Robben und anderen Wassersäugetieren spottete jeder Beschreibung.

Es schien fast so, als wollte das Leben gerade hier, an den Grenzen der Eishölle, beweisen, daß es unbesieglich war wie nur je zuvor.

Das Südland war nicht das erträumte Paradies, es barg keine

selig-verklärten Wesen. Aber das Meer hier war ein Paradies der Tiere, das gewaltigste, das es heute noch auf Erden gab, und der Mensch hatte es noch nicht entweiht.

Noch einmal wird es umkreist, 1819 fährt der Deutschbalte Bellinghausen im Auftrage des Zaren Alexander I. mit zwei Schiffen, „Wostok“ und „Smirny“ in die Antarktis, zieht die Schlinge um den Südkontinent noch enger als Cook, legt 46 Längengrade innerhalb des Polarkreises zurück gegen 18 von Cook und sichtet endlich das erste unzweifelhafte Land: Alexander-Land, das freilich erst in unserer Zeit als eine langgestreckte Inselgruppe erkannt worden ist.

Aber nordöstlich des Alexander-Landes, bei den Süd-Shetland-Inseln, begegnet Bellinghausen schon einer ganzen Flottille von Fangschiffen: in das Paradies der Tiere ist nun doch der Mensch eingedrungen, hat es in einem einzigen Jahrzehnt zu einer bluttriefenden Hölle gemacht. Wo sich etwas Lebendiges zeigt, wird Jagd darauf gemacht, es gibt Schiffe, die mit fünfzigtausend Fellen heimkehren. Süd-Georgien und die Süd-Shetland-Inseln werden auf diese Weise in ein paar Jahren leergefegt, und die Fangleute müssen sich um neue Jagdgründe umsehen, werden so zu Entdeckern, erreichen aus den materiellsten Beweggründen ideale Ziele, bereichern Jahr um Jahr die Kenntnis der Gebiete rings um das Südländ, das sie freilich noch immer nicht betreten.

Zweien von diesen Robbenjägern gelangen übrigens recht bedeutsame Entdeckungen. 1825 fährt James Weddell mit zwei Schiffen, einer Brigg von 160 Tonnen und einem noch kleineren Kutter östlich der Süd-Shetland-Inseln weiter nach Süden, durchbricht auf 70° südlicher Breite das Treibeis, gelangt zu seiner grenzenlosen Überraschung in ein fast völlig eisfreies Meer — verhüllt der Südkontinent wirklich ein Geheimnis, ist hier die Pforte zu einem Paradies mitten im Eis? Bis über den 74. Grad kann Weddell vordringen, noch immer blaut das Meer, nur kleine

Schollen von Eis treiben vorbei, dicht mit Pinguinen besetzt, dann wieder umspielen ganze „Schulen“ von Walen die beiden Schiffe, nirgends zeigt sich ein Land, auch im Süden nicht — ist hier der Weg zum Südpol?

Weddell scheint hier Verhältnisse angetroffen zu haben, wie sie wohl nur einmal in fünfzig Jahren auftreten, und nur die begreifliche, aber vom Standpunkt der Wissenschaft unverzeihliche Haltung seiner Mannschaft zwingt ihn zur Umkehr: Die Leute wollen ja nicht entdecken, sondern verdienen! Und hier, in dem Meer, das später Weddell-Meer heißt, winkt nur Ruhm, nicht Geld!

Weddell wäre vielleicht dem einzigen Rätsel der Antarktis auf die Spur gekommen, das auch heute noch nicht gelöst ist: Ist das Südland eine einheitliche Landmasse, oder wird es durch einen vom Weddell-Meer zum Roß-Meer führenden, unter Eis begrabenen Meeresarm in zwei ungleiche Teile gespalten?

Um 1830 wußte man also von dem noch immer geheimnisumwitterten Südland nur folgendes: Es erstreckt sich mit Ausnahme kleiner Küstenstrecken nirgends über den südlichen Polarkreis, ungefähr um 40° westlicher Länge schneidet eine tiefe Einbuchtung ein, die weit über 75° hinausreicht. Keines der bisher gesichteten Gebiete konnte betreten werden, es war daher noch immer zweifelhaft, ob es sich dabei schon um das Festland oder bloß um vorgelagerte Inseln handelte.

In den nächsten Jahren suchte man den magnetischen Südpol zu erreichen, dessen Lage sich ja rechnerisch genau festlegen ließ. Von den drei dahin abzielenden Expeditionen hatte nur eine französische unter Dumont d'Urville Erfolg: sie fand einen neuen Teil des antarktischen Festlandes, das Adélie-Land südlich von Tasmanien, konnte aber auch hier nur eine kleine vorgelagerte Insel betreten und auf ihr die französische Flagge hissen.

Eine amerikanische Expedition von fünf Schiffen unter dem Befehl von Charles Wilkes glaubte zwar da und dort weitere

Strecken des antarktischen Festlandes zu sichten, konnte aber auch nur auf einer Eisinsel landen. Aber der Bericht von Wilkes hatte ein prächtiges literarisches Nachspiel: Edgar Allan Poe wurde durch ihn zu einem phantastischen Roman „Die Abenteuer des Arthur Gordon Pym“ angeregt, der aber noch in ehrwürdiger Scheu vor dem großen Rätsel des Südlands verharret, mit einem Fragezeichen endet. Hier knüpfte fünfzig Jahre später Jules Verne an mit einem seiner besten Romane „Die Eissphinx“.

Das Jahr 1842 wurde das bedeutsamste in der Geschichte der Südpolarforschung seit Cook. Kapitän James Roß, schon auf Arktisfahrten bewährt, Mitentdecker des magnetischen Nordpols, bekam von der englischen Admiralität den Auftrag, nun auch den magnetischen Südpol zu erreichen.

Nach einem kühnen Vorstoß durch den Packeisgürtel südlich von Neuseeland gelangte er in eine tiefe Mceresbucht, an deren Westrand eine Kette hoher Berge lief. Den höchsten, Mount Sabine, schätzte Roß auf 3000 m. Die Westseite der gewaltigen Bucht konnte er gegen 600 km nach Süden verfolgen, und nun harrete seiner wieder eine neue Überraschung: er sichtete zwei riesige Vulkane, 4000 und 3300 m hoch, die er nach seinen beiden Schiffen, ehemaligen Bombenwerfern der englischen Marine, Erebus und Terror benannte. Es sind dies die Namen der beiden Höllenhunde, die den Eingang zum antiken Hades bewachen. Hier gewannen freilich die beiden Namen eine erfreulichere Bedeutung: Die zwei Vulkane stehen am Eingang desjenigen antarktischen Gebiets, von dem man in unseren Tagen bis zum Südpol selbst gelangte.

Westlich der Vulkane traf Roß ein eisfreies Meer, das aber gegen Süden durch eine endlose, etwa 80 m hohe Eisbarriere abgeschlossen wurde. Man konnte sie nicht betreten, ihr Rand war senkrecht, und auch vom Mastkorb der Schiffe ließ sich kein Blick auf ihre Oberfläche werfen.

Erst als Roß 540 km längs der Eismauer gegen Osten segelte, wurde ihr Rand so niedrig, daß man das Land hinter ihr übersehen konnte. Wie eine unermeßliche, leicht ansteigende Ebene aus spiegelndem Silber erschien es Roß.

Zu Beginn 1843 versuchte Roß seinen Erfolg vom Roß-Meer auch im Weddell-Meer zu wiederholen, aber das dichte Packeis ließ ihn nur bis 71° 30' südlicher Breite gelangen.

Sonderbarerweise spornten die sensationellen Ergebnisse von Roß' Fahrt nicht zu weiterer Forschung an. Freilich lag da auch ein tragischer Grund vor: Die beiden eisbewährten Schiffe Erebus und Terror fuhren nun in die Arktis, sollten unter Admiral Franklin die nordwestliche Durchfahrt um Nordamerika herum erzwingen und blieben dort mit ihrer ganzen Mannschaft verschollen. Die vielen Hilfsexpeditionen aber, die zur Suche nach den Vermißten ausgesandt wurden, brachten ein solches Übermaß an neuen Entdeckungen, daß ein Expeditionsleiter den anderen übertrumpfen wollte und alles Interesse der wissenschaftlichen Welt dem Nordpol zugewandt blieb.

Und so kam von 1842 bis 1895, also mehr als ein halbes Jahrhundert, keine große Expedition in die Antarktis zustande, nur die Fangschiffe gelangten hie und da zu neuen Inseln.

An zwei Stellen hatte das Südland seine Flanken geöffnet, im Roß-Meer und im Weddell-Meer. Doch nur wenig von seinem Geheimnis wurde gelüftet. Es schien ein Hochland mit Bergen bis zu 4000 m Höhe zu sein, seine Küste war, mit Ausnahme der beiden tiefen Buchten, wenig gegliedert; das nach dem ersten Augenschein eine weit vorspringende Halbinsel bildende Graham-Land südlich von Feuerland erwies sich später als eine Inselgruppe.

Doch niemand hatte Lust, den Schleier von den Geheimnissen des Südlands weiter wegzuziehen. Es behielt seine Rätsel, und es war rätselhaft, daß es trotzdem die Menschen nicht hin zu ihm lockte.

Die Russen arbeiten weiter, sie geben ihr Bestes in Detailforschung. Die Westküste von Nowaja Semlja und große, bisher unbekannte Teile der Nordküste Asiens werden kartographisch aufgenommen, aber meist vom Land aus. Die Suche nach einer nordöstlichen Durchfahrt ruht bis auf weiteres, obwohl nunmehr einwandfrei festgestellt ist, daß Asien und Amerika nirgends zusammenhängen.

Im Nordwesten geht es dafür um so lebhafter zu.

Der Mackenzie-Fluß wird entdeckt, mit fast 3700 km Länge einer der mächtigsten Ströme der Erde. Aber wie erreicht man ihn vom Meer her? Von Osten? Oder von Westen?

John Roß, von seinem jungen Neffen James Roß, dem späteren Südpolarfahrer begleitet, gelangt von Osten bis zum Lancaster-Sund, kehrt dort um, Eis versperrt die Durchfahrt. Zur gleichen Zeit kommt der Leutnant John Franklin zwischen Spitzbergen und Grönland bis zum achtzigsten Breitengrad. Das Meer ist offen, man könnte leicht noch weiter vordringen, aber der Kommandant will nicht, und der Leutnant muß sich fügen.

1819 dringen Parry, ein Begleiter von John Roß, und James Roß wieder zum Lancaster-Sund vor, durchfahren in endlich, kommen weit westwärts bis zur Melville-Insel, müssen dort überwintern, versuchen im nächsten Jahr einen neuen Vorstoß, entdecken Banks-Land, müssen wegen des Eises dann doch wieder umkehren. Eine dritte Fahrt im Jahre 1821 bringt auch keinen Erfolg.

Aber der Beweis ist erbracht, daß eine nordwestliche Durchfahrt möglich ist.

John Franklin forscht unterdessen zu Land weiter. Von der Hudsonbai aus erreicht er in zweijähriger Reise den Kupferminenfluß, fährt von dort in winzigen Kanus, von Indianern begleitet, an der Nordküste Amerikas entlang 900 km gegen Westen, um einer Verbindung zur Hudsonbai nachzuspüren, es ist aber keine vorhanden.

Man muß über Land zurück. Der Marsch geht unter furchtbaren Entbehrungen vor sich. Die Indianer fressen einander auf, ohne daß die Weißen davon wissen. Erst als auch einer der Begleiter Franklins den Roten zum Opfer fällt, werden die Indianer niedergeschossen.

Es sind fast schon lebende Leichname, die endlich Fort Providence an der Hudsonbai erreichen.

Nun tritt ein sonderbarer Förderer der Polarfahrt auf den Plan, der Branntweinfabrikant Felix Booth. Er ist ein Freund des alten Roß, stellt ihm nicht weniger als achtzehntausend Pfund für eine Nordwestfahrt zur Verfügung — und erreicht damit die Unsterblichkeit.

Die Durchfahrt wird zwar auch diesmal nicht erzwungen. Aber James Roß, der Neffe, entdeckt den magnetischen Nordpol, nennt die große Halbinsel, auf der er liegt, Boothia Felix.

Ein geographischer Punkt, wenn auch von höchster Wichtigkeit, ist erreicht, die Nordwestpassage auf der Karte, also wenigstens theoretisch festgelegt.

Wer wird sie als erster wirklich erzwingen?

DAS OPFER EINER FRAU

Lord Salisbury, der Erste Lord der Admiralität, hatte gerade eine hochwichtige politische Konferenz. England war in diesem wildbewegten März 1848 zwar selber von größeren Krisen verschont geblieben, aber Frankreich schien nach wie vor auf das schwerste erschüttert. Man hatte die Republik ausgerufen, die radikal-sozialistischen Elemente suchten immer mehr die Oberhand zu gewinnen, die Pariser Kommune erstrebte offen eine Diktatur des Proletariats; Lamartine, der Führer der Gemäßigten, hielt wohl noch durch seine hinreißende Beredsamkeit die Gegner in Schach, aber jeder Tag konnte den Bürgerkrieg bringen.

England, das durch die Aufnahme des geflüchteten Fürsten Metternich eben vor aller Welt seinen Konservatismus dokumentiert hatte, konnte sich nicht mehr an den Wirren auf dem Kontinent desinteressiert zeigen. Der Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, wegen seiner temperamentvollen Politik Lord Firebrand genannt, schlug eine Flottendemonstration im Ärmelkanal vor, auch der Premier Lord Russel, der Führer der kurz vorher an die Macht gelangten Tories, war der Sache nicht abgeneigt. Aber Salisbury, bedächtig wie immer, widerriet mit dem Hinweis, daß gerade zu Zeiten einer Revolution die französischen Heere fast unbesieglich gewesen wären, man müßte daher gerade jetzt jede Provokation vermeiden.

Nach langer Beratung setzte er seine Ansicht durch.

Er war sehr müde, hatte eben seinen Wagen vorfahren lassen, um heimzukommen, als ihm Lady Jane Franklin gemeldet wurde.

Es wäre sehr unhöflich gewesen, sie nicht zu empfangen also legte er seufzend seinen Pelz wieder ab und ließ die Lady bitten.

„Sie sehen wieder bezaubernd aus, Lady Jane!“

„Wie eben eine Frau von fünfunddreißig Jahren aussehen kann, die in schwerster Sorge um ihren Gatten ist.“

„Ich sehe keinen Grund. John Franklin hat für die Forcierung der Nordwestpassage die besten Polarschiffe unserer Zeit erhalten, den ‚Erebus‘ und den ‚Terror‘, mit denen James Roß eben seine aufsehenerregenden Entdeckungen in der Antarktis ausgeführt hat. Die beiden Dampffregatten haben neue Maschinen bekommen, die Ausrüstung hat alle Erfahrungen der Polarforschung berücksichtigt, die hundertvierzehn Mann der Besatzung waren beste Auslese . . .“

„Und die beiden Kapitäne John Franklin und Francis Crozier die erprobtesten Nordleute, die England aufzuweisen hat. Beide hatten ein halbes Dutzend schwierigster Fahrten hinter sich. Aber sie waren beide auch schon fast sechzig, als sie am 21. Mai 1845 die große Reise antraten.“

„John glich einem Mann von fünfundvierzig Jahren.“

Lady Jane errötete leicht. „Er fand in seiner zweiten Ehe jenes Glück, das ihm in seiner ersten versagt blieb. Das erhält einen Mann jung.“

Sie starrte verträumt vor sich hin. „Er liebte mich unendlich . . ., wie auch ich ihn liebe . . ., über alles . . .“

Jetzt zwang sie sich wieder zu ruhiger Rede. „Nun sind wir seit fast drei Jahren ohne jede Nachricht. Am 26. Juli 1845 sind die beiden Schiffe noch von dem Walfänger Grumbridge gesichtet worden, als sie mit vollen Segeln in den Lancaster-Sund einfuhren. Dann kam das große Schweigen.“

„Zwei Überwinterungen waren von John auf Grund seiner Erfahrungen von vornherein vorgesehen, die Ausrüstung reicht für fünf Jahre. Vielleicht hat John gerade jetzt sein Ziel erreicht, steuert schon auf die Beringstraße zu.“

„Meine Liebe möchte es glauben. Mein Herz erzittert vor

Freude. Aber mein Verstand lähmt es, daß es vor Angst stille stehen möchte.“

„Es besteht keine Möglichkeit für eine Hilfe, auch wenn sich die Expedition wirklich in Bedrängnis befindet.“

„Man muß Möglichkeiten suchen, Lord Salisbury! Man muß John suchen!“

„Die Lage auf dem Kontinent verbietet es leider, auch nur über ein einziges Schiff für diesen Zweck zu disponieren.“

„Und die Ehre Englands verbietet es, auch nur einen Engländer ohne Hilfe zu lassen, und befände er sich auch im unzugänglichsten Polarland!“

„Die englische Politik geht voran, Lady Jane.“

„Nein, der englische Mensch!“

„Das hört sich sehr schön an, Lady Jane. Aber vom Wort zur Tat ist ein weiter Schritt!“

Lady Franklin richtete sich auf. „Man kann Politik direkt treiben — und auch indirekt. Gewiß, ein Eingreifen Englands in die europäischen Wirren würde dem Prestige unseres Landes dienen — bei den Politikern. Aber wenn England für einen seiner Besten einsteht, der mit seiner Mannschaft von mehr als hundert Männern vielleicht im Eis gefangen ist, wenn es ihn und die Seinen rettet und im Triumph zurückbringt — das erhöht Englands Ruhm bei der Menschheit! Und hinter den Politikern stehen ja doch immer wieder Menschen, Hunderttausende, Millionen — geben Sie ihnen Gelegenheit, vor England den Hut zu ziehen!“

„Ich verstehe alles, Lady Jane. Aber ich habe gebundene Hände.“

„Und ich ein gefesselttes Herz.“

„Als Politiker darf ich nur Verstand haben, kein Herz.“

„Ich liebe meinen Gatten, ich werde alles für ihn tun . . . , alles, Lord Salisbury, alles! Und darum appelliere ich auch an Ihren Verstand. Soll eine Lady Franklin die ganze Welt anflehen,

daß sie nach ihrem Gatten Suche hält, oder genügt es, dem Ersten Lord der Admiralität — eine Anregung zu geben?“

Salisbury wich ein wenig vor der Frau zurück, die herausfordernd, fast drohend vor ihm stand.

„Mein Verstand versteht die Anregung.“

„Und meine Liebe dankt dafür.“

Sie verneigte sich tief.

Zwei Jahre später empfing Lady Franklin drei eben heimgekehrte Polarforscher bei sich.

„Sie sind von Kanada aus vorgestoßen, Dr. Richardson?“

„Ja, denn dieses Gebiet war mir schon vertraut.“

„Ich weiß, Sie haben meinen Gatten auf allen seinen früheren Reisen im amerikanischen Nordland begleitet.“

„Ich habe das Land zwischen dem Mackenzie und dem Kupferminenfluß kreuz und quer nach allen Richtungen durchsucht, Vergeblich...“

„Und Sie, Thomas Moore?“

„Ich bin gemäß meinem Auftrag um das Kap Hoorn und den ganzen Pazifik zur Beringstraße gesegelt, dort hat das Eis leider jede Weiterfahrt nach Osten verhindert.“

John Roß, der dritte der Männer, die auf die Suche nach Franklin ausgezogen waren, nickte bitter. „Ich hatte von uns dreien die meisten Chancen. Zwei ausgezeichnete Schiffe, zwei glänzende junge Offiziere, Mac Clure und Mac Clintock, und außerdem konnte ich unmittelbar den Spuren Ihres Gatten folgen, segelte wie er in den Lancaster-Sund. Aber auch ich fand nicht die leiseste Spur. Sie müssen stark sein Lady Jane, und auf alles gefaßt sein.“

„Ich weiß nicht, ob John noch auf Erden wandelt. Aber in meinem Herzen lebt er, solange es schlägt. Darum wird ihn die Frau, der dieses Herz gehört, immer wieder suchen.“

„Leider bin ich selbst derzeit nicht abkömmlich. Aber ver-

trauen Sie sich Mac Clure oder Mac Clintock an — wenn jemand, so können Ihnen diese beiden Nachricht von Ihrem Gatten bringen!“

Wieder fand sich Lady Franklin auf der Admiralität ein, doch diesmal war es kein Bittgang mehr, sie kam, um zu fordern.

„England hat den ersten Schritt getan, und noch nie ist es auf halbem Weg stehengeblieben!“

Mac Clure wurde als erster ausgesandt. Mit zwei Schiffen sollte er auf der Route von Moore, also von Westen her, die Suche aufnehmen. Eine Reihe kleinerer Expeditionen hatte einzelne Teilgebiete zu erforschen.

Lady Franklin begnügte sich nicht damit, im nächsten Jahr, 1851, versuchte sie es sogar, amerikanische Kreise für ihre Sache zu interessieren.

Sie war reich, und sie wußte, daß sie in Amerika dementsprechend auftreten mußte.

Ihre Ehe war kinderlos geblieben, doch aus der ersten Ehe ihres Gatten war eine Tochter vorhanden, Dorothy, und sie sollte der Stiefmutter helfen, die Amerikaner zur Anteilnahme an dem Schicksal ihres Gatten zu bewegen.

„Du mußt das Kind sein, das um den fast schon verlorenegebenen Vater trauert — ich bin die Frau, die überzeugt ist, daß er noch lebt!“

„Du verstehst die Rollen recht nett zu verteilen: Das junge Mädchen soll die abgehärmte Waise spielen, die reife Frau aber die sehnsuchtsverzehrte Gattin!“

„Wir kämpfen beide für den gleichen Menschen, Dorothy, und müssen es beide nach unseren besten Kräften tun.“

„Eines bitte ich mir jedenfalls aus: daß Vaters Vermögen nicht angetastet wird, es ist mein Erbe!“

Mit einem höhnischen Blick auf die Stiefmutter entfernte sie sich.

Lady Franklin rückte ihren Sessel vor den Spiegel, schminkte

sich, versuchte mit Hilfe ihrer Zofe ein Dutzend Frisuren, bis ihr das Bild im Spiegel zu genügen schien.

Dann stellte sie das Bild ihres Gatten vor sich.

„Ich muß strahlend aussehen, John, strahlender denn je, damit sie die schöne Frau bewundern . . . und begreifen, daß sie noch in den Jahren ist, wo sich eine Frau nach dem Gatten sehnt . . ., ich liebe dich, John, liebe dich wie noch nie . . ., und auch diese Komödie ist reinste, stärkste Liebe!“

In Amerika hielt sie Vorträge, sprach vor der besten Gesellschaft, bezauberte alles durch ihren Scharm.

„Ich rüste zwei Schiffe aus!“ erbot sich der Großkaufmann Grinnell. „Hoffentlich bringen sie Ihren Gatten lebend zurück. Aber stellen meine Leute seinen Tod fest, dann bitte ich seine Witwe um ihre Hand!“

Lady Franklin wollte aufschreien vor Schmerz und Entrüstung, bezwang sich. „Ich will für mich nur Gewißheit. Und dem Mann, der sie mir verschafft, verspreche ich das gleiche: Gewißheit.“

Daheim küßte sie das kleine Ölbild ihres Gatten, das sie immer mit sich führte. „Nun lüge ich auch schon, John, gebe vieldeutige Antworten — auch deinetwillen! Und selbst wenn ich dich verraten müßte, so doch nur, um dich im tiefsten Grund meines Herzens nicht zu verraten!“

Sie kehrte nach England zurück, fand ihre Sache ein wenig vernachlässigt. „John, ich habe noch immer zu wenig für dich getan!“ flüsterte sie vor dem Bild ihres Gatten. Und am nächsten Tag ließ sie ihren Vermögensverwalter kommen.

„Ich will selber zwei Schiffe ausrüsten. Verkaufen Sie Galsborough, es war meine Mitgift, ich kann frei darüber verfügen.“

„Wo wollen dann Mylady im Sommer wohnen?“

„Mir bleibt Greenhill. Ein Häuschen im Grünen muß mir genügen, wenn mein Gatte unterdes vielleicht in Schnee und Eis herumirrt.“

Ihre fast schon wunderbare Zuversicht bewährte sich. In den Jahren 1851—1853 waren elf Schiffe unterwegs, um nach John Franklin zu forschen: die beiden seiner Gattin, sechs von der Admiralität, zwei des Amerikaners Grinnell und eine Privatjacht unter Führung des nun schon siebzigjährigen John Roß.

„Sucht Franklin nicht zu weit im Norden!“ beschwor Lady Jane jeden der Kapitäne. „Es gibt geheimnisvolle Ahnungen! Einmal, ich weiß nicht, war es ein Traum oder ein Blick in Bereiche jenseits unserer gewohnten Wirklichkeit, sah ich meinen Gatten über ein ödes Land schreiten, und von irgendwoher klang seine Stimme ganz leise auf: über King-William-Land zum Back-Fluß, das muß unser Weg sein!“

„Sie werden wieder einmal über den Karten gebrütet und dabei eingenickt sein, Lady Franklin, und Ihr letzter wacher Blick galt dem Gebiet, daß Sie eben nannten. Aber soweit nach Süden kann Franklin nicht gelangt sein — da wäre er ja schon längst zurück!“

Und so sehr sie auch auf ihrer Meinung beharrte, man begann hinter ihrem Rücken schon ein wenig über sie zu lächeln.

Fixe Ideen einer heroisch-verwirrten Frau . . .

So suchte man weiter, suchte den ganzen großen Archipel im Norden Amerikas ab, suchte nur dort nicht, wo man nach Lady Franklins Visionen hätte suchen sollen: unmittelbar vor der Küste des Kontinents.

Es war aber doch so naheliegend: wenn sich Franklin mit seinen Leuten hätte retten können, so mußten sie doch den Weg zur Küste eingeschlagen, sie in den fünf Jahren, seit sie vermißt wurden, auch erreicht haben.

In dem winzigen Garten von Greenhill hatte Lady Franklin eine Büste ihres Gatten aufstellen lassen und daneben eine Bank. Viele Stunden des Tages verbrachte sie dort in stummer Zwiesprache mit John, glaubte seine Stimme zu hören, schrak ein wenig

zusammen, wenn sie aus einem anderen Bereich zu kommen schien, faßte gleich wieder Zuversicht.

„Ich warte, John, ich warte auf dich. Wie könnte ich mit so starker Hoffnung warten, wenn du nicht mehr lebst?“

Aber der Sommer verging, ohne daß von einer der Expeditionen eine Nachricht eingelaufen wäre, und auch der Winter brachte keine. Doch je stärker die Kälte wurde, je unwegsamer jeder Pfad, desto mehr schwand die Trübnis aus Lady Franklins Sinn.

„Je mühevoller jeder Schritt wird, den ich durch den tiefen Schnee stampfen muß, desto klarer ist es mir, daß er mich zu dir führt, John. Und hinter jedem Schneewall, aus jedem Nebelstreif kommst du mir entgegen. Meine Seele sieht dich, nur meine Augen suchen dich noch!“

Im Sommer 1854 kam endlich Mac Clure heim, und es war ein Triumph. Er hatte die nordwestliche Durchfahrt gefunden, wenn auch von Osten her. Schon im ersten Jahr, 1850, war er bis etwa 60 km von der Melville-Bucht gekommen, überquerte das für sein Schiff undurchdringliche Eis mit Schlitten und gelangte so zu einem Punkt der Bucht, der schon von Westen her durch den Lancaster-Sund erreicht worden war.

Doch nun begannen die Widrigkeiten. Das Schiff blieb 1851 und 1852 im Eis stecken, trieb nur ein geringes Stück weiter nach Osten. Aber bei einer Erkundung zu Fuß über die Eisbarre hinweg traf Mac Clure die „Resolute“ unter Kapitän Kellet, die ebenfalls eingefroren war, kehrte mit ihr im nächsten Sommer nach England zurück.

In feierlicher Sitzung wurden Mac Clure die zehntausend Pfund überreicht, die das Parlament schon vor Jahren für das Erreichen der nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzt hatte. Praktischen Wert besaß sie nicht, auch Mac Clure hatte sie ja bloß gefunden, nicht durchfahren, das glückte erst Amundsen in den Jahren 1903—1906 auf einer Nußschale von 47 Tonnen, der „Gjøa“.

Wieder gab es einen Empfang bei Lady Franklin.

Auch Mac Clure hatte keine Spur des Vermißten gefunden, und ebensowenig die anderen Expeditionen, so erfolgreich sie auch in geographischer Hinsicht gewesen waren.

„John Franklin ist zum guten Genius der Polarforschung geworden!“ erklärte Lord Salisbury.

„Einen Genius kann man bloß verehren“, erwiderte Lady Franklin. „Man beugt sich vor ihm wie vor einem Wesen aus einer anderen Welt. Aber ich liebe John wie am ersten Tag — also muß er noch leben! Sucht ihn bei King-William-Land!“

Der Arzt Dr. Elisha Kane, einer der Teilnehmer an der Grinnell-Expedition, widersprach.

„John Franklin war der erfahrenste Polforscher unserer Zeit. Darum halte ich es für ausgeschlossen, daß er nicht die Möglichkeit eines offenen Polarmeeres in Betracht gezogen hat. Ich selber bin überzeugt, daß er bei der ersten Gelegenheit nach Norden vorgestoßen ist, um dieses Meer zu erreichen und die nordwestliche Durchfahrt nördlich aller bekannten Inseln zu erzwingen. Ich trete sofort nach meiner Rückkehr nach Amerika auf meiner schon bewährten ‚Advance‘ eine zweite Fahrt an, Mr. Grinnell hat auch diesmal in hochherziger Weise die Deckung der Kosten übernommen. Ich will zunächst mit dem Schiff längs der Westküste Grönlands so weit als möglich nach Norden kommen, und dann dringe ich mit Schlitten weiter. In drei Jahren stehe ich wieder hier, Lady Franklin, aber mit sicheren Nachrichten!“

Lady Franklin schüttelte den Kopf. „Sie werden auch diesmal viel neues Land entdecken. Aber nicht die beiden Schiffe meines Gatten, nicht ihn selbst.“

Dr. Kane lächelte in leiser Skepsis. „Warum führen Sie nicht einmal selber eine Expedition?“

Sie lehnte sich zurück, über ihr Gesicht schien sich ein Schleier zu ziehen.

„Es geht um den Führer und um hundertfünfzehn Mann. Aber ich würde nur den einen, den Gatten, suchen. Glauben Sie mir, Dr. Kane, wenn ich der Stelle nahekäme, wo er weilt oder tot liegt, ich würde ihn zuletzt gar nicht mehr suchen, sein Bild in mir würde so stark wie das Leben — und so würde ich ihn verfehlen. All meine Kraft wächst aus der Sehnsucht. Sie bewegt die Expeditionen, sie leitet die Kapitäne, sie befeuert die Mannschaft zu jedem Wagnis, sie hilft über jegliche Entbehrung hinweg. Polarfahrt ist Männerwerk, aber einmal und vielleicht nie wieder wird sie zu einer verklärt-menschlichen Tat, weil sie diesmal um einer liebenden Frau willen geschieht. Wie eine Königin aus alter Zeit ihre Ritter, so sende ich die Kapitäne aus, ins fernste, unwirtlichste Land der Welt.“

Gegen Ende des Sommers, als die neuen Expeditionen schon längst ausgefahren waren, erschien der Kapitän eines kleinen Walfängers bei der Admiralität, wies ein Stück Tau mit eingewebtem roten Faden vor, wie es bei der englischen Kriegsmarine in Gebrauch war. Er hatte es auf der Beechy-Insel gefunden. Außerdem fielen ihm Schlittenspuren auf, die sich in dieser schneearmen Gegend wohl schon einige Zeit erhalten hatten. Sie führten zu den Resten eines Winterlagers.

Aber leider konnte keine einzige schriftliche Mitteilung entdeckt werden, wie man sie bei solchen Anlässen in weithin sichtbaren Steinpyramiden zu deponieren pflegt. Auch die spärlichen Funde in dem Winterlager wiesen nicht eindeutig auf Franklin hin.

„Also kein Beweis!“ erklärte die Admiralität. „Die Funde dürften von einem unbekanntem Walfänger herrühren.“

Lady Franklin schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

„Das Winterlager ist bestimmt das meines Gatten gewesen. Aber warum hat er mit seinen Leuten die Schiffe verlassen? Und wo? Und wann? Wohin sind sie dann weitergezogen? Doch wohl

nach Süden, um auf Menschen zu stoßen! Aber warum fehlt dann schon seit mehr als fünf Jahren jede Nachricht?“

Immer ruheloser wurde ihr Sinn. Sie hatte sich eine große, fast die ganze Wand ihres Salons bedeckende Karte der Nordwestpassage anfertigen lassen, die freilich noch viele unsichere Küstenlinien und riesige weiße Flecke aufwies. Wo immer sie ihren Gatten vermutete, dahin wanderten auch ihre Augen; zogen unbekannte Küsten entlang, aus Eis und Schnee wuchsen Zelte empor, aus den Zelten traten Männer, aus den Männern löste sich John.

Ihr Herz eilte ihm entgegen. „Wie liebe ich dich! Wie sehne ich mich nach dir!“

Wenn sie in Gesellschaft ging, mußte sie gewärtig sein, daß das Gespräch auf ihren Gatten kam.

Daheim studierte sie sich vor dem Spiegel Haltung und Miene ein, mit der sie die Antwort geben wollte.

„Die Welt hat wohl kein Lebenszeichen von ihm, aber mir sagt mein Herz, daß er noch lebt! Und wer möchte wohl an dem Herzen einer liebenden Frau zweifeln? Sehe ich denn wie eine Witwe aus?“

Ein leuchtender Blick aus ihren großen Augen ging in die Ferne. Im Winter hielt sie die Hoffnung aufrecht, im Frühling und Sommer die gespannte Erwartung. Jeden Tag mußte doch endlich eine Nachricht von den vielen Expeditionen kommen.

Ein Bote der Admiralität sprach vor. Der Erste Lord ließe bitten. „Gestatten Sie, Mylady, daß ich Ihnen Mr. John Rae von der Hudsonbai-Kompagnie vorstelle.“

Rae verneigte sich. „Ich bringe die wahrscheinlich ersten sicheren Nachrichten über Ihren Gatten. Sie sind leider nicht gut. Ich habe bei den Eskimos an der Ostküste der Halbinsel Boothia Felix Gegenstände gefunden, die von der Ausrüstung der Franklin-Expedition stammen, und zuletzt auch persönliche Habe Ihres Gatten, eine Jacke, eine Uhr, ein paar Orden — hier sind sie.“

Lady Franklin hielt sich starr aufrecht.

„Ja, das alles gehört John.“

„Es gehörte!“ fiel Lord Salisbury ein. „Von einer Uhr, einem Orden trennt sich ein Mann doch nicht, die nimmt man ihm — wenn er sich nicht mehr dagegen wehren kann.“

„Ich habe die Eskimos immer eindringlicher befragt“, ergänzte Rae, „aber sie wollten lange nicht mit der Sprache herausrücken, weder durch Geschenke noch durch Drohungen konnte ich irgendwelche Einzelheiten erfahren. Nur so viel brachte ich heraus, daß vor drei Jahren eine größere Zahl weißer Männer jenseits des Backflusses umgekommen wäre.“

„Damit ist leider nicht mehr an dem Tod Ihres Gatten zu zweifeln, Lady Jane. Ich spreche Ihnen im Namen des ganzen englischen Volkes mein tiefstes Beileid aus. John Franklin gehört für alle Zeit zu den größten Helden der Nation. Ich werde veranlassen, daß Ihnen der Gehalt des Verewigten ungekürzt weiter als Witwenpension ausbezahlt wird. Die Nachforschungen stellen wir selbstverständlich ein. Um eines Toten willen dürfen Lebende nicht mehr gefährdet werden.“

Lady Franklin fuhr auf. „Für die Gewißheit müssen wir sie einsetzen! Für die genaue Kunde! Will England wirklich nicht wissen, wo die Leiche eines englischen Helden ruht?“

„Die Kosten der bisherigen Expeditionen betragen schon mehr als eine Million Pfund. Noch nie hat England eine solche Summe um eines einzelnen Mannes willen aufgewendet. Weitere Mittel würde das Parlament auf keinen Fall bewilligen.“

Lady Franklin nickte stumm, ging hinab zu ihrem Wagen.

„Zu Kapitän Mac Clintock!“

Mac Clintock war über den Besuch etwas erstaunt.

„Womit kann ich Mylady noch dienen?“

„Ich will Gewißheit!“

„Wie ich Mylady gleich nach meiner Rückkehr vor vier

Wochen berichtete, konnte ich auch bei meiner letzten Fahrt nichts über Ihren Gatten in Erfahrung bringen.“

„Wollen Sie darum noch einmal nach dem Norden gehen?“

„Wenn ich nur die leiseste Möglichkeit eines Erfolges sähe — wie immer zu Ihren Diensten!“

Lady Franklin erzählte in fliegender Hast, was sie eben von John Rae erfahren hatte.

„Ich habe es immer gesagt, daß man in der Nähe von King-William-Land suchen soll. Ich bitte Sie, fahren Sie noch diesen Sommer hin!“

„Die Zeit, wo wir im Norden noch auf freie Fahrt rechnen können, ist sehr knapp. Ich müßte in zwei Wochen von hier fort.“

„Ich beschaffe das Geld. Sie tun das Übrige.“

Am gleichen Tag hatte sie eine lange Unterredung mit ihrem Bankier.

„Sie werden eine arme Frau!“ warnte sie Mr. Arbuthnot.

„Das ist gleichgültig. Ich brauche Gewißheit, und für sie zahle ich mit allem, was ich habe. Aber morgen muß das Geld zur Stelle sein.“

„Ich strecke es vor und mache mich dann mit dem Verkauf Ihres Besitzes laufend bezahlt.“

Mac Clintock charterte einen kleinen Walfangdampfer, den „Fox“, erreichte noch im Spätsommer 1857 die Davis-Straße, wo das Schiff einfror.

Das war die letzte Nachricht, die ein anderer Walfänger nach England brachte. Und dann kam wieder das Warten, das jahrelange Warten.

Lady Franklin hatte sich fast erschreckend gewandelt. Aus der immer noch schönen Frau, die alles durch ihren Scharm bezauberte, war eine verhärmte Witwe geworden, die sich nur dann zur alten stolzen Haltung aufraffte, wenn die Rede auf ihren Gatten kam.

Und das mußte sie nun sogar vor Gericht.

Dorothy, ihre Stieftochter, klagte sie auf Ersatz der Summe, die Lady Franklin für die Ausrüstung des „Fox“ aufgewendet hatte. Dorothy behauptete, der Besitz der Stiefmutter hätte ihr als das Erbe ihres Vaters gewahrt bleiben müssen. Nur über ihre Mitgift hätte Lady Franklin frei verfügen dürfen.

Lady Franklin erschien in bescheidenster Witwenkleidung vor dem Richter.

„Es gibt nichts, was ich nicht geopfert hätte, um der Nation und mir Gewißheit über einen ihrer größten Söhne zu verschaffen. Ich habe keinen Besitz mehr, ich lebe bloß von meiner Pension. Wenn Dorothy sie pfänden lassen will — ich erhebe keinen Einspruch. Es kommt mir nicht darauf an, wie ich lebe, ich will nur solange leben, bis sichere Nachricht über das Ende von Franklin, Crozier und ihre Gefährten eingelangt ist.“

Der Richter entschied zu ihren Gunsten. „Wer das größere Opfer bringt, hat auch das höhere Recht.“

Nach zwei Jahren liefen Berichte von anderen Expeditionen ein.

Ganz im Süden, nahe der Mündung des Back- oder Fischflusses hatten Eskimos Maschinenteile eines der beiden Schiffe Franklins an Land geschleppt. Sie gaben an, daß ein großes leeres Schiff vom Eis angetrieben worden und dann später gesunken sei. Die Mannschaft hätte das Schiff schon viel früher verlassen und sei zu Fuß gekommen, wäre wohl verhungert, denn man hätte ihnen kein Fleisch abgeben können, da die Jagd gerade in diesem Jahr sehr wenig ergiebig war und kaum für den eigenen Bedarf gereicht hätte.

1860 kam Mac Clintock zurück.

„Mylady, ich bringe, was Sie wünschten: die Gewißheit. Zwei Jahre war ich im Eis blockiert, erst in dem warmen Sommer 1859 konnte ich auf ausgedehnten Schlittenreisen ganz King-William-Land durchforschen. Dort spielte sich die große Tragödie ab.“

„Meine Ahnung hat mich also nicht getäuscht!“

Der Kapitän legte einen vergilbten Zettel auf den Tisch. „Das

ist das einzige schriftliche Dokument, das wir auffinden konnten: ein kurzer Bericht von Franklins eigener Hand. Die beiden Schiffe verbrachten den ersten Winter wahrscheinlich bei der Beechy-Insel, kamen auch im nächsten Winter nicht frei, trieben mit dem Eis durch die Peel-Straße bis King-William-Land. Dort überwinterten sie zum zweitenmal, doch auch im dritten Sommer 1847 ließ das Eis sie nicht los. Das berichtet Franklin selber am 24. Mai 1847. Die Schiffe wurden auch im Frühjahr 1848 nicht flott, das bekundet ein Nachsatz vom 25. April 1848. Er besagt auch, daß Franklin am 11. Juni 1847 starb, knapp zwei Wochen nach seiner eigenen Eintragung.“

Lady Franklin blieb starr. „Ich habe es gefürchtet, ich wollte die Gewißheit. Nun habe ich sie.“

„Ende April 1848 wurden also die Schiffe verlassen, die noch hundertfünf Mann starke Mannschaft versuchte sich längs der Küste von King-William-Land zum Festland durchzuschlagen. Hunger und Skorbut dezimierten die Ärmsten. Immer wieder fanden wir Gräber und auch frei daliegende Skelette, Schlitten, Boote und andere Teile der Ausrüstung. Die letzten Überlebenden kamen bis zur Montreal-Insel. Eines der beiden Schiffe scheint durch die Eistrift bis zur Mündung des Back-Flusses getrieben worden zu sein, wo es die dortigen Eskimos plünderten.“

„Wie mein Gatte starb, darüber haben Sie keine Nachricht?“

So viel wir auch suchten, alle Steinmale, die wir entdeckten, waren leer.“

„Bleibt also immer noch ein letztes Geheimnis. Ich möchte nicht sterben, bevor es zur Klarheit geworden ist.“

Sie ruhte auch jetzt noch nicht. Die offizielle Suche nach Franklin war längst aufgegeben. Doch immer wieder gingen Expeditionen nach dem äußersten Norden Amerikas, und jede bekam mündlich oder schriftlich die Bitte mit: „Forscht, ob ihr noch mehr von Franklin erfahren könnt!“

Es gab im amerikanischen Polar-Archipel kein unerforschtes Land mehr. Immer wieder fand man Reste der Franklin-Expedition — aber sie sprachen nicht. Nicht eine einzige Aufzeichnung kam zutage.

Im Frühling 1875 meldete sich ein Leutnant Schwatka bei Lady Franklin.

Er traf eine kleine, verhutzelte Greisin, aber mit noch hellen, forschenden Augen.

„Sie bringen Nachricht über den Tod meines Gatten?“

„Nein, Mylady. Auch ich fand nur stumme Zeugen des Unterganges. Auf einer Schlittenreise gingen meine Kochgeräte durch Sturz in eine Spalte verloren. Ohne warmes Essen ist man im Polargebiet verloren. Wir waren verzweifelt. Da stießen wir am nächsten Tag — es war ein Wunder, Mylady! — auf ein bisher unbekanntes verlassenes Lager der Franklin-Expedition. Eine Reihe fast unbeschädigter Kochtöpfe lag dort, unter einem Steinmal zogen wir Büchsenfleisch hervor, das nach dreißig Jahren noch delikatschmeckte.“

„Wie gut muß John gewesen, wie sehr muß er in Gottes Gnade gestorben sein, daß er noch Gutes wirken durfte über seinen Tod hinaus!“

„Auch für die Wissenschaft, Mylady. Auf der Suche nach ihm ist ein riesiger Archipel, fast ein kleiner Inselkontinent entdeckt worden!“

„Ja, die Welt hat als Johns stolzes Vermächtnis einen kleinen Kontinent gewonnen. Ich . . . habe dafür eine ganze Welt gegeben . . ., und nicht einmal die letzte Gewißheit durfte ich dafür eintauschen . . .“

Ein paar Wochen später starb sie. Ihr letzter Blick galt der Karte der Nordwest-Passage.

Auch bis heute ist keine weitere schriftliche Mitteilung der Expedition gefunden worden.

Nun greift auch Deutschland in die Polarforschung ein. Zwei Schiffe von je 150 Tonnen, die „Germania“ und die „Hansa“, fahren Mitte Juni 1869 von Bremerhaven aus mit dem Auftrag, östlich Grönland soweit als möglich nach Norden vorzustoßen.

Sie kommen nicht allzuweit, entdecken aber prachtvolle, bisher unbekannte große Fjorde an der grönländischen Ostküste. Die „Germania“ kehrt im nächsten Jahr ohne besondere Zwischenfälle heim, die „Hansa“ aber wird vom Eis zerdrückt, die Besatzung muß sich auf eine Scholle retten, kann zum Glück ihre ganze Ausrüstung bergen. Aber zweihundert Tage lang treiben sie, im Tag etwa acht Seemeilen zurücklegend, gegen Süden. Im Frühjahr bricht von der Scholle ein Stück nach dem andern ab, und zuletzt schlagen sich die Leute von der „Hansa“ auf ihren Booten, abwechselnd segelnd und treibend, in einer Fahrt von fünf Wochen zu einer grönländischen Siedlung durch.

Zwei Jahre später hat die Mannschaft des amerikanischen Dampfers „Polaris“ westlich von Grönland fast das gleiche Erlebnis, aber über eine nie wieder erreichte Rekordstrecke: in hundertfünfundneunzig Tagen treiben sie mehr als achtundzwanzig Breitengrade, über dreitausend Kilometer nach Süden! Das Schiff war leck geworden, die Hälfte der Besatzung und ein paar Eskimos mit ihren Familien kampieren neben dem Schiff auf dem Eis. In einer furchtbaren Sturmnacht reißt die Scholle auseinander, schwimmt mit den darauf befindlichen Leuten ins offene Meer hinaus. Auch hier splintern immer wieder Teile der Scholle ab, die Eskimos bauen ein „Iglu“, eine Schneehütte, einmal geht aber ein Sprung der Scholle mitten durch den Raum.

Das Essen wird in Konservenbüchsen notdürftig angewärmt. Doch trotz aller Nöte und Leiden bleiben sogar die Kinder heil, und ein Robbenfänger kann schließlich die ganze Gesellschaft retten.

Die an Bord der „Polaris“ zurückgebliebene Besatzung vermag das Schiff an Strand zu setzen, sie überwintern darin und fahren im nächsten Jahr auf den Booten südwärts, bis auch sie von einem Fangschiff gerettet werden.

Im Sommer 1870 unternimmt der Schwede A. E. Nordenskiöld den ersten Vorstoß auf das grönländische Inlandeis, kommt aber nur etliche sechzig Kilometer weit.

Der Norweger Carlsson umfährt als erster 1871 ganz Nowaja-Semlja und entdeckt dabei das Winterlager der Barents-Expedition.

Seine Fahrt gibt die Anregung zu zwei österreichischen Expeditionen, die das Meer nördlich der Barents-See zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja erforschen sollen.

W O I S T D I E H E I M A T ?

Julius Payer, der auf einer Schlittenreise von dem im Eis blockierten Expeditionsschiff „Tegetthoff“ mit seinen 6 Gefährten fast zwei Breitengrade nach Norden vorgedrungen war, hatte erkannt, daß seine Mannschaft geteilt werden mußte. Die westliche Küste der Kronprinz-Rudolf-Land genannten Insel, längs derer noch ein weiterer Marsch nach Norden möglich schien, war so steil, daß sie mit dem schweren Schlitten nicht passierbar schien.

Es gab ein allerdings etwas gewagtes Aushilfsmittel: den großen Schlitten zu zersägen, die eine Hälfte leicht zu bepacken und bloß mit drei Mann weiterzumarschieren.

Payer hielt eine kurze Ansprache an seine Leute.

„Unsere Reise geht zu Ende. In längstens vierzehn Tagen müssen wir umkehren, um rechtzeitig wieder beim Schiff einzulangen. Heute ist der zehnte April, für den zwanzigsten Mai ist das Verlassen des Schiffes vorgesehen, das wohl nie wieder vom Eis frei werden wird. Ich hoffe, daß wir in unseren Booten Nowaja-Semlja erreichen und dort auf ein Fangschiff stoßen werden, das uns heimbringt. Aber wir wissen nicht, wie lange der Marsch mit den auf die Schlitten geladenen Booten dauern kann, ehe wir das offene Meer erreichen, und darum sind wir auch hier mit unserer Zeit so beschränkt.“

Die drei, die hier zurückbleiben, können sich tüchtig ausfaulenzen, es ist aber auch möglich, daß sie sich allein zurück zum Schiff durchschlagen müssen, falls meiner Gruppe etwas Menschliches passiert, worauf man auf einer Polarfahrt immer gefaßt sein muß.

Sussich und Lukinovich bleiben also unter Jäger Hallers

Befehl hier. Die Insel, auf der wir uns befinden, heißt Hohenlohe-Insel, und Haller wird taxfrei zu ihrem Gouverneur ernannt. Fähnrich Orel, Klotz und Zaninovich gehen mit mir. Wir sind wahrscheinlich schon in acht oder zehn Tagen zurück, länger als zwei Wochen braucht ihr keinesfalls zu warten. Sind wir bis dahin nicht eingetroffen, dann . . ., dann setzt ihr euch südwärts zum Schiff in Marsch. Bis dahin habt ihr hier nichts anderes zu tun, als nichts zu tun.“

Der Weg ließ sich recht beschwerlich an. Zunächst ging es noch über das Meer, aber zwischen unzähligen kleineren Eisbergen hindurch. Manche von ihnen waren in den letzten warmen Tagen umgekippt und hatten Spalten in das Meereis gerissen, die zu zeitraubenden Umwegen zwangen. Aber auch wo das Eis noch fest schien, gab es verborgene Risse, in die man unversehens einbrach, wenn auch ohne andere Folgen als nasse Stiefel und Hosen.

Langsam näherten sie sich so der Südspitze von Kronprinz-Rudolf-Land, wo der gewaltige Middendorf-Gletscher in hohen Steilwänden zum Meer abfiel.

Nach längerem Suchen fand Klotz, der zweite der Tiroler Jäger und Bergführer, einen Durchstieg an der Ostküste, und mit großer Anstrengung zogen die vier den halbierten Schlitten hinauf.

„Erste Rast!“ gebot Payer. „Jetzt sind wir schon fünf Stunden unterwegs.“

Sie schlugen das Zelt auf, Klotz rekognoszierte wieder das Terrain quer über den Gletscher zur Westküste hinüber, fand den Gletscher in seinem oberen Teil wenig geneigt und allem Anschein nach gut gangbar.

„Isch recht guet zu gehen für an g'sunden Mann. Woaß aber net, ob i' no' a' g'sunder Mann bin. Meine rechte Haxen isch auf amal so gar net in Ordnung.“

Payer ließ ihn den Stiefel ausziehen, untersuchte den Fuß, der recht böse aussah, an vier Zehen zeigten sich schwere Eiterungen.

„Lieber Klotz, du mußt zurück, so kann ich dich nicht brauchen. Ich gebe dir den vierten Teil von unserem Proviant, den packst du in einen Sack und gehst zu den andern auf die Hohenlohe-Insel.“

„Und was soll i' tian, wann a' Eisbär kimmt?“

Payer lachte und gab ihm einen Revolver.

Klotz schüttelte den Kopf. „Seit vierzig Jahr bin i' a' Jager, aber mit an solchen Ding kann i' nit amal auf a' Scheib'n schießen!“

„Dafür kannst du auf den Eisbären bis auf zehn Schritt herangehen!“

„Isch guet, wann der Eisbär nit derweil auf oan Schritt an mi' herankimmt!“

Brummend trollte er sich davon.

Die übrigen blieben noch eine Weile im Zelt, brachen es dann ab, um weiterzumarschieren.

Der Matrose Zaninovich spannte die beiden Hunde vor den Schlitten, Payer schritt voran, um den harmlos aussehenden Gletscher trotzdem auf Spalten zu überprüfen. Zaninovich folgte etwas seitwärts, Orel stand noch beim Lagerplatz.

Payer hörte plötzlich ein leises Knacken und Zischen, drehte sich um und sah gerade noch, wie der Matrose mit dem Schlitten und den beiden Hunden in einer Gletscherspalte verschwand, die vordem überhaupt nicht sichtbar gewesen war.

Payer, der am Zugseil hing, wurde im nächsten Augenblick von dem stürzenden Schlitten zu Boden gerissen, konnte sich liegend gerade noch am Rand der Spalte erhalten, das straff gespannte Seil nahm ihm aber fast den Atem.

Bei jeder Bewegung mußte er befürchten, mit in den Abgrund gerissen zu werden, doch war es ihm nicht möglich, einen Blick hinein zu tun.

„Leben Sie, Zaninovich?“

„Ich habe mir nicht viel getan, Herr Oberleutnant, bin auf einen Eisvorsprung gefallen, die Hunde liegen heil neben mir.“

Nach dem dumpfen Widerhall lag der Matrose in einer Tiefe von etwa zehn Metern.

„Ich werde das Zugseil durchschneiden, damit ich Ihnen helfen kann.“

„Um Gottes willen, Herr Oberleutnant, da fällt der Schlitten auf mich!“

„Ich kann ihn nicht mehr lange erhalten. Und wenn ich nicht von hier loskomme, kann ich Ihnen auch nicht helfen!“

„Dann werde ich meine Heimat Lesina nie mehr sehen . . . , oh meine liebe Heimat, leb wohl . . .“

Nie hatte Zaninovich ein Heimweh geäußert. Aber jetzt, in seiner Todesnot, brach es durch. So ergreifend klang die Klage, daß Payer nun selber ratlos wurde.

Aber es gab keine Wahl. Die erste Bedingung für ein rettendes Eingreifen war Bewegungsfreiheit.

Payer tastete nach seinem Messer. Aber das Seil spannte sich gerade über seine Tasche, und er konnte sie nicht öffnen.

„Orel, wirf mir das Messer herüber! Aber gut zielen, damit es in Reichweite meines freien linken Armes niederfällt!“

Der Fähnrich warf zuerst seine Pfeife und dann das Futteral seiner Brillen herüber, um sich im Zielen zu üben, und dann schleuderte er das Messer.

Es fiel Payer fast in die Hand. In ruhiger Entschlossenheit schnitt er die Schlittenleine durch, während Orel sich liegend an den Rand der Spalte vorschob.

„Gut gegangen! Der Schlitten hat sich nach einem kurzen Ruck wieder verklemmt, Zaninovich ist noch heil!“

Payer erhob sich, sprang mit langem Anlauf über die Spalte, spähte nun auch hinab.

„Passen Sie auf, Zaninovich: Wir beide, Orel und ich, können



Andrés Ballonfahrt zum Nordpol



Blick auf das nördliche Polarmeer



Die Landschaft des Nordpols (Aufnahme der Nobile-Ellsworth-Expedition vom Luftschiff „Norge“ aus)

allein Ihnen nicht helfen. Wir rennen daher zum Depot zurück, holen das Reserveseil und die drei Mann, und vereint ziehen wir Sie dann herauf. Können Sie es vier bis fünf Stunden da unten aushalten?“

„Wenn es mir nicht gelingt, sehe ich auch die Insel Lesina nicht wieder. Gehen Sie mit Gott, Herr Oberleutnant — nein, laufen Sie mit Gott!“

In tollen Sprüngen setzten Payer und Orel zum Meer hinab, unbekümmert um Spalten, die sich auch unter ihren Füßen auf-tun konnten. Um Zeit ging es jetzt, um nichts anderes als Zeit.

Nun hatten sie das Meer erreicht, rannten zwischen den Eis-bergen auf ihrer eigenen Spur.

Payer, von seinen Hochtouren in Tirol berggewohnt, schlug ein solches Tempo ein, daß Orel nicht zu folgen vermochte, beim ersten Versuch der Länge lang hinfiel. Payer rannte wie ein Ge-hetzter zwischen den Eisbergen weiter, und bald wurde ihm der Lauf zu einer fast unbewußten Bewegung. Wo seine Augen die Spur erblickten, dahin lenkten sie die Füße, das Hirn hatte dabei nichts mehr zu tun, blieb frei für jeden anderen Gedanken.

Der erste war ein leises Schuldbewußtsein: Hatte er wirklich alle Vorsicht getroffen, um den bergunkundigen Dalmatiner vor einem Unfall zu bewahren?

Das Gewissen sprach ihn frei. Gerade während er den Weiter-weg erkundete, war Zaninovich etwas seitwärts getreten, und dort gab die Schneebrücke nach.

Es war Payer schon so heiß geworden, daß er den mit Vogel-bälgen gefütterten Mantel auszog und wegwarf. Dann begann er wieder zu überlegen.

Der Schlitten stak ja auch in der Spalte! Und mit ihm die Lebens-mittel für zwei Wochen! Ach was, sie waren zu entbehren. Das Gebiet hier schien ganz ungewöhnlich reich an Bären, mit Hilfe der Jagd konnte man auf dem Rückweg schon das Leben fristen.

Aber etwas anderes lag noch in dem Schlitten: die kartographischen Aufnahmen des neuentdeckten Landes! Alle Mühen, Entbehrungen und Gefahren waren vergeblich, wenn das Kartenmaterial verlorenging. Es gab keine Zeit mehr für neue Vermessungen. Fehlten diese, so hatten die Forscher wohl ein neues Land entdeckt, geschaut, betreten, sie konnten es schildern — aber das genügte bloß für einen Reisebericht, nicht für die Wissenschaft.

Eine große Aufgabe unvollendet zurücklassen müssen — wer ertrug das, wer nahm das auf sich?

Payer keuchte, rang nach Atem, mußte ein paar Sekunden stillestehen, benutzte das, um sich die Handschuhe auszuziehen und in den Schnee zu legen, lief dann wieder weiter.

Ein harter Vorwurf stieg in ihm auf. Um den Proviant hatte er sich gesorgt, den Verlust der Kartenskizzen beklagt — lag nicht auch ein Mensch unten in der Spalte? Einer der besten, treuesten Gefährten?

Er wickelte sich den Schal vom Hals, um der Brust den kühlenden freien Luftzug zu verschaffen.

Ein Mensch mußte gerettet werden, es ging um Minuten, und es war auch ein Wettlauf mit dem Schicksal. Stürzte er in eine tiefere Spalte zwischen zwei Eisschollen, fiel ihn, den Unbewaffneten, ein Eisbär an, oder verdeckte plötzlich Schneetreiben die Spur, so irrten er und auch Orel ins Leere, waren rettungslos verloren, statt selber Rettung zu bringen.

Payer hielt wieder ein wenig inne, sah sich nach Orel um. Er war nicht zu erblicken, weit zurückgeblieben — oder verunglückt.

Die schweren pelzgefütterten Stiefel hinderten ihn jetzt, wo er schon das erste Ermüden spürte, am leichten Lauf. Rasch entschlossen zog er sie aus, ließ sie zurück, rannte in bloßen Strümpfen weiter.

Ein Glück, daß Zaninovich dem Anschein nach unverletzt ge-

blieben war. Vor der Kälte konnte er sich schützen, wenn es ihm gelang, dem Schlitten eine Decke zu entnehmen.

Ob ihn aber nicht eine einzige unvorsichtige Bewegung ins Bodenlose weiterstürzen ließ? Oder ob ihn das Warten zur Verzweiflung brachte? In dem Halbdunkel der überhängenden Spalte, wo jeder Blick auf Eis fiel, dehnten sich die Stunden bis zur Unerträglichkeit . . .

Woran der Matrose wohl denken mochte? An die Gefährten, die ihm Rettung bringen wollten? Nein, nein, von seiner Heimat hatte er gesprochen, von der dalmatinischen Insel Lesina. Wie fern, wie unerreichbar schien sie im Raum, wie nahe stand sie vor seinen Gedanken!

Warum verließen Menschen überhaupt ihre Heimat, die ihnen doch alles bot, wessen sie bedurften, und die Liebe dazu?

Ihn selber, den Offizier, durfte freilich das heimatliche Teplitz nicht halten, aber hatte er nicht in den Tiroler Bergen, besonders im Ortlergebiet, so etwas wie eine zweite Heimat gefunden? Und hing er nicht auch ein wenig an dem öden einsamen Land hier? Vielleicht weil es an die Eisregion der Hochalpen erinnerte? Oder weil sie ihm, dem Entdecker zum Besitz geworden war?

Seine Beine liefen, seine Gedanken schalteten frei. Er mußte lachen. Waren je bei einem Menschen tiefe Nachdenklichkeit und die sie begleitenden äußeren Umstände in einem solchen Gegensatz gestanden? Aber das war gut so, die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist fehlte, die Müdigkeit drang nicht bis zu den Gedanken vor, und der Geist brauchte keine Rast zu gebieten.

Aber nun fiel ihn doch die äußere Wirklichkeit an. Er traf auf einen anderen Menschen, er stieß auf den Bergführer Klotz, der sich auf dem Rückweg zur Hohenlohe-Insel befand und wegen seines wunden Fußes nur langsam weiter konnte.

„Zaninovich ist in eine Spalte gestürzt, ich hole die anderen zur Rettung!“

Der schlichte Mensch konnte nicht gleich das ganze Unheil erfassen, starrte Payer an, und dann begann er plötzlich zu weinen, weil er selber nichts zur Rettung beitragen konnte.

Payer hielt sich nicht bei ihm auf, lief weiter. Die Eisberge lagen hinter ihm, das Terrain war etwas übersichtlicher geworden, doch die Hohenlohe-Insel schien noch immer fast unerreichbar fern. Und die Entfernung zwischen ihr und der Unfallstelle betrug doch nicht viel mehr als höchstens zehn Kilometer!

Bisher war das Laufen eine unbewußte Bewegung gewesen, nun wandelte es sich plötzlich zum Inhalt all seines Denkens. Die Müdigkeit überwinden, eilen, hasten, rennen! Mit gespannter Aufmerksamkeit spähte er zu den dunklen Felsen hinüber, ob man ihn vielleicht dort bemerkte und ihm entgegenkam — vergeblich. Und auch seine Rufe gingen ins Leere.

Er begann seine Schritte zu zählen, rechnete sich aus, wie viele es bis zum Depot noch sein könnten, und zog jeden neuen davon ab. Das füllte den Sinn aus, beruhigte und gab zugleich auch Kraft und Zuversicht: Jeder zurückgelegte Schritt war ein Unterpfand der Rettung des Gefährten.

Endlich, nur noch ein paar hundert Schritte vor dem Depot, hörte man seine Rufe, rannte ihm entgegen.

Sein Bericht dauerte keine halbe Minute. Während die anderen das große Gletscherseil bereitlegten, schmolz sich Payer in der zufällig brennenden Kochmaschine etwas Schnee, um den nun schon unerträglich gewordenen Durst zu stillen, und dann begann er mit den Helfern zum drittenmal den gleichen Weg.

Während des Marsches nahm er die weggeworfenen Kleidungsstücke wieder an sich, ohne dabei die Gefährten aufzuhalten. Atemlos holte er sie wieder ein, trieb sie zu noch größerer Eile an.

Vollkommen erschöpft langten sie endlich auf dem Gletscher an, und Payer sah auf die Uhr. Für die zweimal zehn Kilometer hatte er wenig mehr als fünf Stunden gebraucht — eine fast un-

glaubliche Leistung. Aber genügte sie, um den Verunglückten noch lebend zu bergen?

Ohne sich auch nur ein Aufatmen zu gönnen, schob er sich, am Seil gesichert, zum Rand der Spalte vor, rief hinab. Erst beim drittenmal bekam er eine leise, unverständliche Antwort — aber sie bewies, daß Zaninovich noch lebte.

Haller, der zweite Tiroler, wurde in die Spalte hinabgelassen, band sich vom Seil los und schlang es nach bergkundiger Art um den Matrosen. Mit vereinten Kräften zogen ihn die Oberstehenden hinauf.

Zaninovich war halb starr und etwas verwirrt. Als er aus der halbdunklen Spalte wieder ans Tageslicht kam, schloß er die Augen, tastete mit den Händen nach allen Seiten, als suchte er etwas.

„Lesina . . ., Lesina . . ., wo ist der kleine Molo? Ich will aufsteigen . . ., ich bin doch wieder daheim . . .“

Aber die zwei anderen Matrosen umarmten und küßten ihn, Payer und Orel drückten ihm die Hände, gossen ihm dann ein paar tüchtige Schluck Rum ein, und so fand er endlich in die Wirklichkeit zurück. Er küßte Payer die Hand, flüsterte, rief, schrie immer wieder seinen Dank.

„Herr Oberleutnant müssen mich in meiner Heimat besuchen, mein Gast sein! Und sich mit mir an meiner schönen kleinen Heimat freuen!“

Die Tränen rannen ihm nur so über die Backen.

Payer richtete ihm aus den Mänteln ein Lager, leitete dann die Bergung der Hunde und des Gepäcks. Haller wurde als letzter heraufgezogen.

Damit war es Abend geworden, und die Retter kehrten wieder zum Depot bei der Hohenlohe-Insel zurück. Payer aber verließ mit den Seinen den trügerisch glatten Gletscher und bezog ein Nachtlager unten an der Küste.

Am nächsten Morgen grüßte sie ein Tag von wunderbarer

Klarheit. Viele der schroffen Felsbastionen waren schneefrei geworden, unzählige Vögel belebten sie, erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei. Eine Bärenspur folgte der anderen, zahllose Fuchsfährten kreuzten sie, auf den Eisschollen lagen Seehunde und sonnten sich.

Tausendfaches Leben überall, die Tiere gaben den Ersatz für das fehlende Grün.

Payer spähte in Felsspalten, auf deren Grund das Schmelzwasser rieselte, fand endlich, was er suchte, ein paar Blumen: Alpenmohn, Hornkraut, Steinbrech. Aus einem dichten Teppich von Flechten ragten sie auf.

Er pflückte sie, steckte sie an seinen Mantel, ordnete eine kurze Rast an. Das Thermometer zeigte noch immer minus neun Grad, aber diese Temperatur empfand man als mild, ja beinahe schon lau, so sehr war man an die Kälte gewöhnt.

Die Kochmaschine hatte während des Marsches gebrannt, es gab Trinkwasser, Payer tat einen tüchtigen Zug, streckte sich dann auf einer kleinen, von der Sonne durchwärmten Geröllhalde aus.

Wie doch das Land hier an seine geliebten Ortlerberge erinnerte! Dunkles, in der Sonne wie die Haut eines Rappen schimmerndes Urgestein, von zahllosen glitzernden Wasseradern überrieselt, leuchtende ungeheure Gletscher, Schneefelder von makellosem, blendendem Weiß, rauschende Bäche in den großen Spalten und Eistälern, helle Wölkchen über allem. Sinnbilder eines leisen Himmelslachsens — wie schön, wie wunderbar! Und wenn auch der Fuß aus grünen Matten fehlte, die Tiere des Meeres, des Landes und der Luft hatten sich in Tausendscharen gesammelt, die Summe und Vielfalt des Lebens war hier noch unvergleichlich größer als dort.

Fühlte er nicht den geheimen Wunsch, auch das Land hier eine, seine Heimat zu nennen? Schenkte sie ihm nicht mehr als jede andere? Daheim war er ein Offizier unter vielen tausenden, hier der Entdecker, der Herr und Gebieter, der Einzige und darum

auch der Große, der Auserwählte! Wie aus einer Liebe heraus nahm ihn dieses Land unter seine Hut, schenkte ihm Ruhm, wob eine leise Glorie um sein Haupt — mußte er es darum nicht die Heimat nennen? Sie gab seinem Namen Glanz und Dauer, sie erhob ihn über alle die Tausende von Kameraden daheim — und forderte dafür nichts anderes, als nun auch selber in die Welt einzugehen, durch sein Wort, seine Bilder ein bekannter Teil der Erde zu werden.

Und war nicht die Welt selbst in ihrer ungeheuren Erstreckung die allumspannende, mystische Heimat der Menschen?

Der schlichte Matrose, in der eisigen Dämmerung einer Spalte zwischen Leben und Tod schwebend, konnte freilich, wenn er den Begriff Heimat dachte, nur einer kleinen Insel gedenken. Aber ein Mann mit hohem Sinn, mußte der nicht weiter denken, reicher empfinden?

Er wollte die Arme ausbreiten, im Gleichnis das Land hier wie etwas Geliebtes an seine Brust drücken, riß sich aus seiner Versunkenheit.

Nicht sinnieren! Es war andere Arbeit zu tun! Gerade um der Heimat hier willen!

Er holte sich den Theodoliten, stellte ein paar Vermessungen an, skizzierte dann den Küstenverlauf, soweit er zu übersehen war, zeichnete rasch die Unterlagen für spätere Bilder — in seiner freien Zeit betätigte er sich ja auch als Maler, träumte manchmal davon, das zu seinem Hauptberuf werden zu lassen.

Als er die Blätter schon in die Mappe gelegt hatte, griff er noch einmal darnach. Die Titel fehlten ja, die Namen!

Es war das schöne Vorrecht des Forschers, der als erster in ein unbekanntes Land kam, es an den Menschen zu binden, indem er es durch eine Namensgebung in die große Gemeinschaft alles dessen aufnahm, was zur Menschenwelt gehörte. Ein Gegengeschenk war das an das Land, das den Namen seines Entdeckers berühmt machte,

ein Dank, den bloß der Mensch geben konnte, weil nur bei ihm die Sprache ist und das auszeichnende Wort.

In stolzem Schritt gingen seine Gedanken. Das Land selbst, zu dessen restloser Erforschung wohl noch manche Expeditionen nötig waren, hieß nach dem allverehrten Herrscher in der Heimat des Entdeckers Franz-Josef-Land, die große Meeresstraße, die es in zwei Teile zu trennen schien, Austria-Sund. Das schönste Kap, auf das Payer bisher gestoßen war, bekam nach seiner geliebten zweiten Heimat den Namen Kap Tirol. Die Inseln aber wurden nach verdienstvollen Männern der Heimat oder nach lieben Freunden benannt.

Dieses Kap hier, von Tausenden von Alken belebt, konnte wohl nach ihnen Alkenkap heißen, die Bucht aber, wo Payer so klar wie noch nie der vieldeutige und doch stets so unsäglich beglückende Begriff einer Heimat bewußt geworden war, sollte den Namen seiner Vaterstadt tragen.

In fast feierlicher Stimmung schrieb er unter eine Skizze: „Teplitzer Bucht“.

Das alles waren keine Bezeichnungen für heute und morgen. Für alle menschliche Zeit hafteten sie an den einzelnen Punkten des Landes und an ihm selbst; wer es wieder betrat, fand sich an diesen Namen zurecht; Örtlichkeiten, dem ersten Entdecker noch verschlossen, konnten von seinen Nachfolgern nach ihren Wünschen bezeichnet werden, aber auch diese neuen Namen fügten sich in den unverrückbaren Rahmen, den ihnen der erste hier gegeben hatte.

Sollte man den Nachfolgern solches Amt gönnen? Blieb nicht doch noch Zeit, das glücklich Begonnene zu vollenden? Oder zur Vollendung bald wiederzukehren? War nicht die Namensgebung auch schon ein mystischer Akt, das Gleichnis einer Schöpfung?

Er preßte die geballten Hände an die Brust. Niemand sollte ihm dieses Werk streitig machen und wäre es auch nur in nebensächlicher Ergänzung!

„Mein Land, ganz mein Land! Mein deine Entdeckung, mein alle deine Namen! So mache ich dich ganz zu meiner Heimat, so wirst du ganz meine Heimat! Sei mein, mein Land!“

Ein Gefährte trat zu ihm.

„Fast unter unseren Augen geht das Eis zurück!“ mahnte Orel. „Auch wenn wir die Theorie vom offenen Polarmeer nicht billigen, so müssen wir doch zugeben, daß ein Schiff mit ganz starken Maschinen sich hier immer wieder einen Weg bahnen könnte. Aber hoffentlich taut nicht auch im Austria-Sund das Meer auf, denn dann wüßte ich nicht, wie wir mit unseren Schlitten von einer Insel zur anderen gelangen könnten.“

Payer schrak auf. Die Rückkehr . . ., alles, was er eben überdacht hatte, konnte nur dann Wirklichkeit werden und bleiben, wenn alle Karten, alle Skizzen und auch alle Namen darunter mit ihm das Schiff und dann später auch die ferne Heimat erreichten.

Wieder drohte die Gefahr von der Zeit, sie war vielleicht der furchtbarste, immer geheime, immer unangreifbare Feind des Menschen. Jede, auch die kleinste Verzögerung des Rückmarsches konnte sich als eine Katastrophe auswirken. Einen Tag weiter nach Norden — und man kam vierzehn Tage später, vielleicht gar nicht mehr beim Schiff an.

Aber immer noch lockte das neue Land, die neue Heimat stärker als alle Erwägungen der Vernunft. Payer verschob die Entscheidung auf den kommenden Tag.

Der Marsch wurde jedoch immer bedenklicher. Nur noch längs der Küste war ein zusammenhängender Eissaum erhalten, doch das Eis war schon so dünn, daß man stetig des Einbrechens gewärtig sein mußte. Wich man auf sichereren Boden unmittelbar am Ufer aus, so stieß man auf ein Gewirr von unzähligen kleinen Eisbarrieren. Über den fast senkrechten Abbruch der Gletcher gab es kein Ansteigen.

Der Schlitten war dieser Beanspruchung nicht gewachsen. Drei-

mal brach er, wurde notdürftig repariert, konnte nur mehr mit der größten Vorsicht benützt werden. Ein Teil des Gepäcks mußte getragen werden, um den Schlitten zu erleichtern.

Es gab nicht mehr viel zu überlegen. Am nächsten Tage mußte umgekehrt werden.

Eine Biegung der Küste gab den Blick auf zwei seltsam geformte, fast senkrechte Felstürme frei, die Payer das „Säulenkap“ nannte.

Die Sonne war im Untergehen, aber als wollte sie diesmal den Abschied besonders schwer machen, stand über ihr eine zweite, etwas schwächere Nebensonne. Wo das schwarzdunkle Meer von den Strahlen getroffen wurde, glänzte es grell wie ein Spiegel. Ein leiser Wind zog zitternde kleine Wellen über das offene Wasser, und die Eishänge glühten in einem milden rosigen Feuer auf.

Immer blendender wurde dafür aber das Leuchten im Süden. Die Nebensonne verblaßte und verschwand, aber zwischen schweren niederen Wolkenbänken brach immer wieder ein Teil der Sonnenscheibe durch, umgab die Wolken mit roten, gelben, orangefarbenen Feuerstrahlen; manchmal sammelte sich dieses Licht und türmte sich auf, daß es einem brennenden fernen Berg, einer glühenden Vulkanwolke glich; ein paar Minuten später waren die Wolken wieder golden umsäumt als ein königliches Gewand einer verdämmernden Welt; oberhalb der Wolken aber gewann der Himmel ein seltsames, starkes und doch mystisches Grün, als spiegelten sich ferne Länder voll Wiesen und Wald darein, als grüßte so eine verlorene Heimat.

Aber all diese erhabene, geheimnisvolle Schönheit konnte sich nur auf dem Grund des Landes hier erheben. Heimat, vom forschenden Willen erschlossen, verband sich mit der Heimat des Erinnerns, beide verschlangen sich, verflossen ineinander zu einem Raum aller Sehnsucht, zu einem Glücksbereich jenseits des Alltags, jenseits der Welt.

Mit dem Tag verdämmern, in die graue Tiefe des Sterbens versinken — war das nicht die große Erlösung über alle Mühen des Lebens hinaus? Lohnte sich ein Kampf, fand Heroismus einen Dank?

Fast unwillkürlich glitt Payers Hand über die Tasche, die seine letzten Skizzen und Vermessungen barg, faßte sie fester, klammerte sich daran — und mit ihr auch sein Denken.

Neues Land war entdeckt, ein großes Werk getan worden, der Heimat und ihm zu Ehren, und eine hohe Pflicht gebot, hier nichts mehr aufs Spiel zu setzen, sich mit dem Unvollendeten zu bescheiden, darin die Erfüllung zu sehen.

„Morgen lassen wir alles entbehrliche Gepäck hier zurück, stoßen noch einen Tagesmarsch nach Norden vor — und dann kehren wir um!“

Aber er wollte noch einmal das Land hier, sein Land, von einer Höhe überschauen, wie ein Herrscher sein Reich. Daher ließ er am nächsten Morgen den Marsch nicht längs der Küste fortsetzen, sondern stieg über fast eisfreies Felsterrain zu einer, etwa vierhundert Meter hohen, ebenfalls fast aperen Felskuppe hinan.

Ein weiter Ausblick, wie von einem Alpengipfel bot sich dar. Die Sicht war noch klarer als am Vortag, nur Berge und das Meer begrenzten den Blick. Das Kronprinz-Rudolf-Land, auf dessen südlichem Teil sie jetzt standen, schien sich noch weit nach Norden fortzusetzen bis zu einem pyramidenförmigen Kap, ohne daß festzustellen war, ob es sich um eine zusammenhängende Küstenlinie oder um eine Reihe von Inseln handelte. Im Nordwesten dehnte sich ein noch ferneres Land, dazwischen lag das Meer, zum größten Teil mit Packeis bedeckt. Nur längs der Küste zog sich, soweit man es übersehen konnte, ein Streifen offenen Wassers. Mit einem Boot hätte man leicht noch weiter vordringen können, vielleicht sogar von dem eben erreichten 82. Breitengrad bis zum 85.

Viele Geheimnisse lockten, viele Rätsel waren noch zu lösen. War das Kronprinz-Rudolf-Land eine große Insel oder ein ganzer

Inselkomplex? Wie weit erstreckte es sich gegen Osten? Folgte dort noch anderes Land? Begann hinter den beiden Landstreifen im Norden schon das Polarmeer?

Ja, nur der Beginn zu einer Erforschung war gesetzt, das Vollenden blieb anderen überlassen. Darein mußte man sich schicken, so sehr das auch bedrückte und schmerzte. Alles kühne Wagen wich zurück vor kühler Berechnung. Nur soviel Proviant war noch vorhanden, nur so viele Tage durfte der Rückmarsch zum Schiff dauern.

Von den acht bis vierzehn Tagen, die sich Payer für den letzten Vormarsch nach Norden zugebilligt hatte, durfte er nur mehr je drei für den Weg vom Depot hieher und zurück zur Hohenlohe-Insel in Anspruch nehmen — so gebot eine höhere Macht, das unerwartet rasch aufbrechende Eis.

Das ferne Land im Norden, ihm nun wohl auf immer unerreichbar, stand nun schon in leiser Fremdheit gegen ihn, wollte nicht zu der geheimen Heimat gehören, die sein Forschertum hier hatte erstehen lassen.

„Ich bin da — aber nicht für dich!“ verkündete es aus eisumglänzter Weite.

Nur dem schönen pyramidenförmigen Kap im äußersten Norden gab Payer einen heimatlichen Namen: „Kap Wien“. Diesen Namen, der ihm so lieb war, hatte er sich für einen ganz besonderen Anlaß aufgespart, und es bot sich bestimmt keine Gelegenheit mehr, ihn anderswo zu verwenden. Die beiden Landstreifen aber, die den Horizont im äußersten Norden begrenzten, nannte Payer Petermann-Land, nach dem großen Geographen, der auch zu dieser Nordpolfahrt die Anregung gegeben und seine ganze Autorität dafür eingesetzt hatte, und König-Oskar-Land nach dem König von Schweden und Norwegen.

Noch ein feierlicher Augenblick kam: Die österreichische Flagge wurde entrollt. Keine tatsächliche Besitznahme sollte das

versinnbilden, dieses Land unter Eis konnte nie einen Zuwachs österreichischer Macht bedeuten.

Aber daß Österreicher weiter nach Norden vorgedrungen waren, als es bis dahin einer Expedition gelungen war, und zum erstenmal seit Jahrhunderten im Polargebiet ein neues unbekanntes großes Land entdeckten, das gewann in der flatternden Fahne sein stolzes Symbol.

In Payer erwachte der Offizier, er stand stramm, schlug die Fellstiefel zusammen, salutierte der Flagge.

Aber dann kam der wehe Abschied, das Scheiden für immer. Mit den Händen winkte Payer dem unerreichbaren Land zu, mit ausgebreiteten Armen glaubte er es zu umfassen; er stampfte mit den Füßen, wie um für immer in den Boden hier hineinzuwachsen — aber das alles brachte kein Bleiben.

Nur die Schau war ihm vergönnt, die letzte Schau vor einer vorzeitig erzwungenen Umkehr.

Doch auch eine Schau kann unbeschreiblich viel in sich tragen. Der Blick in die Ferne ist ja das schönste Gleichnis für den Weg, den das Denken des Menschen ins Unendliche geht. Das Auge braucht sich bloß für eine Sekunde zu schließen, und schon sieht es über jeden Horizont hinaus ins Unbetretene, Unbegrenzte. Öffnet es sich wieder, so begegnet es gewohntem Umriß, vertrauter Sicht — das nächste Senken der Lider bringt wieder die Schau ins Unsichtbare.

Wie ein Atmen zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit ist das.

„Wir müssen aufbrechen!“ mahnte Orel.

„Eine Kleinigkeit ist noch zu erledigen: Ich schreibe einen kurzen Bericht über unsere Reise, gebe ihn in eine Flasche und verwahre ihn in einem weithin sichtbaren Steinmal. Wer nach uns hier steht, soll wissen, daß wir die ersten hier gewesen sind, am 12. April 1874.“

Schon nach elf Tagen erreichten sie in Gewaltmärschen das Schiff, obwohl sie öfters in großem Bogen offenen Meeresstellen ausweichen mußten und mehr als einmal die Rückkehr abge- schnitten schien — in der Nacht schloß sich zum Glück das Eis wieder. Jede auch nur kleine Verzögerung hätte die Katastrophe bringen können.

Vier Wochen später verließ die ganze Besatzung das Schiff, schlug sich mit Schlitten und dann auf Booten bis Nowaja-Semlja durch, wo sie am 24. August 1874 von zwei kleinen russischen Fangschiffen aufgenommen und am 3. September im Hafen von Vardö abgesetzt wurde.

Auf dem Weg der „Polaris“ längs der Westküste Grönlands versucht eine englische Expedition unter Nares, der sich schon bei der Franklin-Suche hervorgetan hat, den Pol zu erreichen. Ihr Schiff gelangt bis $82^{\circ} 30'$ n. Br., ein Teilnehmer der Expedition, Markham, leitet dann den Vorstoß zum Pol, muß aber schon bei $83^{\circ} 20'$ n. Br. wieder umkehren.

Doch das ist ein Rekord. Ansonsten stellt Markham fest, daß Grönland eine Rieseninsel ist und daß sich rings um den Nordpol ein tiefes Meer befinden dürfte, durch das eine starke Strömung von Ost nach West geht. Unter Umständen könnte sich ein Schiff von Ost-Sibirien über den Pol bis nach Grönland treiben lassen.

Nansen greift später diese Anregung mit glänzendem Erfolg auf.

In den Jahren 1878/79 gelingt Nils Adolf Nordenskiöld die Lösung eines seit Jahrhunderten schwebenden Problems: Auf der „Vega“ umschiffte er als erster die Nordspitze Asiens, das Kap Tscheljuskin und erzwingt dann die Nordostpassage.

Auf der großen Naturforschertagung zu Graz 1875 hält Weyprecht einen sensationellen Vortrag über Polarforschung. Obwohl er selber zu den ganz wenigen gehört, die im Polargebiet neues Land entdeckt haben, schätzt er den Wert solcher Einzelexpeditionen gering ein, weil sie sich immer nur auf ein kleines Gebiet beschränken, und schlägt dafür ein Dutzend Beobachtungsstationen rings um den Nordpol vor, von 63° bis 81° nördlicher Breite, die in internationaler Zusammenarbeit alle Naturerscheinungen im Polargebiet vergleichend erforschen sollen.

Österreich erhält Jan Mayen zugewiesen, Deutschland das Baffinland. Amerika bekommt die nördlichste Station zugewiesen, sie liegt in Ellesmere-Land, gegenüber der Nordwestküste Grönlands und erhält den Namen Fort Conger.

TRÖSTERIN MUSIK

„Antreten!“ kommandierte die schrille Stimme Leutnant Greelys.

Seine Leute, drei Offiziere, sechs Sergeanten und fünfzehn gewöhnliche Soldaten standen in ihrer dicken Polaradjustierung nicht stramm genug da, und es bedurfte auch noch einiger scharfer Kommandos, bis die Reihe genau ausgerichtet war.

„Wir haben nicht den Auftrag, sondern den Befehl, hier in der Discovery-Bucht auf 81 Grad nördlicher Breite die Polarstation Fort Conger, die nördlichste der Welt, ein Jahr lang zu führen. Unser Schiff, der ‚Proteus‘, wird in einer Stunde abdampfen und uns im nächsten Jahr wieder abholen. In dieser Zeit sind wir aber auch eine Station der amerikanischen Marine, und ich werde darauf achten, daß hier die gleiche Disziplin herrscht, als befänden wir uns daheim.

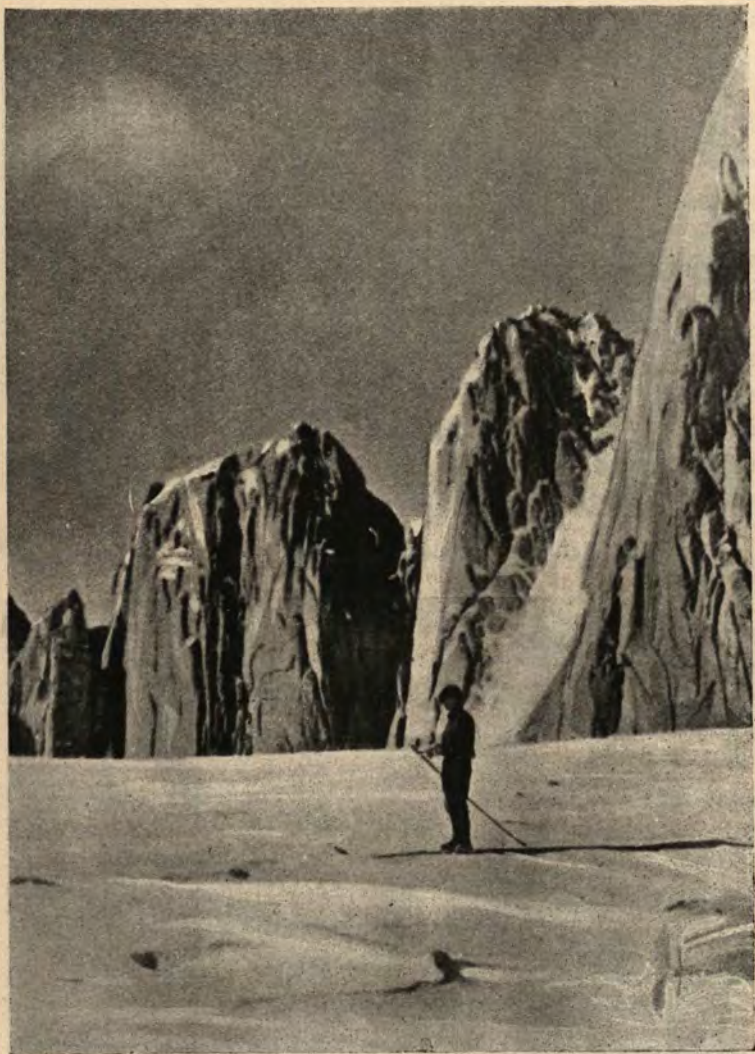
Und nun Marsch zu unseren Winterhütten, Sergeant Miller, markieren Sie die Musikkapelle!“

Miller blinzelte. „Mit dem Blasebalg oder mit der Mundharmonika?“

„Natürlich mit dem großen Instrument! Wir defilieren ja noch einmal vor dem ‚Proteus‘ und dessen Kapitän!“

„Mit dem schweren Kasten werde ich nicht gerade einen muster-gültigen militärischen Anblick gewähren!“ flüsterte Miller seinem Nachbar zu.

Auf dem „Proteus“ ging das Sternenbanner hoch, auch bei den Winterhütten wurde die Flagge hochgezogen, das Schiff lichtete den Anker, Sergeant Miller aber marschierte mit seiner großen Ziehharmonika der kleinen Abteilung in einer Haltung voran, die



Landschaftsbild aus der Antarktis: Die „Orgeln“ am Thornegletscher.



Vom Wettlauf zum Südpol: Scott findet Amundsens Zelt



„Little America“, der Stützpunkt der Byrd-Expeditionen in der Antarktis

man auch bei weitestgehender Berücksichtigung der polaren Verhältnisse nicht als entsprechend bezeichnen konnte.

Und die Kameraden mühten sich, es ihm gleichzutun.

Greely sah es nicht, salutierte gerade dem abfahrenden Schiff.

Aber plötzlich fühlte er sich ganz sonderbar befangen, als würde ihn die Musik irgendwie in ihren Bann schlagen.

Es war nur ein banaler Militärmarsch, wie man ihn daheim bis zum Überdruß hörte. Aber hier war es Musik, die erste Musik, die je durch diese Eiswüste tönte. Wie eine laute und doch verklärte Menschenstimme klang sie weithin über Meer und Eis und Schnee und Fels, gab Zeugnis von dem Willen des Menschen, hier Fuß zu fassen, und verhallte doch so seltsam in die Leere, als ginge sie vergeblich auf Suche nach leisem Widerhall. An Klippen brach sie sich und an steilen Eisgraten, sank in unbekannte Täler jenseits der Sicht, schwebte auf unsichtbaren Segeln auf das Meer hinaus, war dann wieder ganz nahe und flatterte wie ein erschreckter Vogel, der nicht weiß, wohin er sich nach dem Auffliegen wenden soll, hob sich nun doch empor, war auch Begleitung zu raumgreifendem wuchtigem Schreiten, verkündete eine Besitznahme, gegen die sich auch diese Eiswüste mit ihrem Frostpanzer nicht wehren konnte, wurde Symbol und Jubelruf des siegenden Menschen — und doch auch sein Singen, seine Zwiesprache mit der Unwirklichkeit.

Musik im Polarland . . ., mit ihr löste sich die Seele des Menschen aus ihrer Körperhülle, breitete sich unbegrenzt über Land und Zeit.

Greely salutierte weiter, aber nicht mehr dem Schiff galt der Gruß, schon dem einsamen Land, das für ein Jahr sein Heim bergen sollte.

Nahm es sie gefangen? Gab es sie wieder frei?

Diesen Tag hatte er für jeden ein freundliches Wort. Aber schon am nächsten begann das gewohnte stramme Regiment. Wer zu murren wagte, erhielt ein oder zwei Tage kein warmes Essen.

Auch Miller kam einmal daran, doch er tat dabei nicht so unglücklich wie seine Kameraden, blies auf seiner Mundharmonika die lustigsten Lieder, bis alles mitsang und einige sogar zu tanzen begannen.

Greely hörte den Lärm in der Mannschaftshütte, riß die Tür auf.
„Sie sind in Strafe, Miller!“

„Sehr wohl, Herr Leutnant, und damit meine Suppe befehls- gemäß kalt wird, blase ich sie — durch meine Harmonika, damit mich meine Kameraden nicht zu sehr bedauern.“

„Ich verbitte mir solche Reden!“

Miller stand stumm und stramm. Aber mit dem Fuß trat er so geschickt gegen die auf dem Boden stehende Ziehharmonika, daß sie einen recht eigenartigen Laut von sich gab, der an die Folgen einer reichlichen Bohnenmahlzeit erinnerte.

Das Ganze wirkte so unwiderstehlich komisch, daß selbst Greely nur mit Mühe ein Lachen verbiß. Aber gleich schrie er Miller wieder wütend an.

„Ich werde schon zu Anfang ein Exempel statuieren: Sie sind zum Gemeinen degradiert wegen unehrerbietigen Benehmens gegen den Vorgesetzten! Die anderen mögen sich das zur Warnung gelten lassen!“

Am nächsten Tag erhielt Miller noch außerdem das Verbot, auf seinen Instrumenten zu spielen.

„Damit es nicht wieder zu so sonderbaren musikalischen Intermezzi kommt!“

„Ich wollte mich ohnehin schon lange zum Kunstpfeifer ausbilden!“ äußerte sich Miller zu seinen lachenden Kameraden. Nach zwei Monaten hatte er es darin wirklich schon zur Virtuosität gebracht.

Zu Weihnachten ging es aber doch nicht ohne wirkliche Musik, das erkannte Greely.

„Sie haben für den Weihnachtsabend ein paar passende Stücke einzustudieren!“

„Sehr wohl, Herr Leutnant — wo soll ich proben?“
„Dumme Frage! Doch nicht im Freien, da frieren Ihnen ja die Töne ein!“

Als der Weihnachtsabend kam, wartete Miller mit den traurigsten Schmachtliedern auf, die es dazumal gab, und spielte sie in so getragenem Ton und Rhythmus, daß die Mannschaft zu weinen begann und sogar die Offiziere sich verstohlen eine Träne aus dem Auge wischten.

„Zum Teufel, was ist das für eine Jammermusik!“

„Herr Leutnant haben doch eine passende Musik bestellt; Paßt die nicht für einen degradierten Sergeanten auf 81 Grad Nord?“

„Wenn Sie sich ein halbes Jahr gut aufführen, kann die Strafe wieder rückgängig gemacht werden.“

„Mit der Musik dazu kann ich schon jetzt dienen!“
Virtuos verweb er die Schmachtlieder mit heiteren Musikstücken, brachte sie bald auf ein ganz tolles Tempo; tanzte dabei zurück, bis er an die Wand der Hütte stieß.

„Oh da geht's nicht weiter — aber in der Musik kehren wir heim!“

Und er spielte eine Stunde lang Heimatslieder in so innigem Klang, daß sich jeder in die ferne Heimat versetzt fühlte.

„Wir leben — ist das nicht schön?“

Der Sommer 1882 brachte ausgedehnte Schlittenreisen, auf denen die großen Inseln Grant-Land und Grinnell-Land kartographisch aufgenommen wurden. Miller drang mit Leutnant Lockwood bis $83^{\circ}30'$ vor, weiter als bisher ein Mensch gekommen war. Da er außerdem Lockwood bei einem Sturz in eine Gletscherspalte rettete, erhielt er seinen alten Rang zurück.

Der „Proteus“, der die Gruppe Greely abholen sollte, erschien aber nicht, obwohl die Eisverhältnisse sehr günstig waren.

„Macht nichts, wir sind für zwei Jahre verproviantiert!“ erklärte Greely.

Der Winter ließ sich aber ärger an als der vorhergegangene, da man mit den Kohlen sparen mußte. Miller, der einmal Mittags auf seiner Harmonika zu lange mit bloßen Händen spielte, erforderte sich dabei den kleinen Finger der linken Hand. Der Arzt mußte ihn abnehmen.

Miller verbiß den Schmerz. „Musik kann ich ja trotzdem noch machen!“

Im Frühjahr wurden die wissenschaftlichen Beobachtungen wieder aufgenommen, zu Schlittenreisen kam man nicht, da man doch jeden Tag der Ankunft des „Proteus“ gewärtig sein mußte, der in diesem kalten Sommer vielleicht nicht einmal einen Tag zuwarten konnte, wollte er nicht vom Eis blockiert werden.

Doch er erschien überhaupt nicht. Die Lage wurde bedenklich.

Die Offiziere schossen Robben und zwei Eisbären, doch das reichte auch nicht annähernd hin, um den Winterbedarf von fünf- und zwanzig Mann zu decken.

„Antreten!“ kommandierte Greely wieder einmal, aber nicht in so selbstsicherem Ton wie sonst.

„Wir müssen Fort Conger aufgeben, vielleicht treffen wir im Süden einen Walfänger. Es wird der gemeinsame Proviant für vierzig Tage mitgenommen, außerdem darf jeder Offizier sechzehn, jeder Mann acht Pfund persönlicher Habe mitnehmen. Alles andere bleibt zurück.“

Es gab viel Murren, die Trennung von den doch ein sicheres Obdach gewährenden Hütten schien vielen verhängnisvoll. Auch hätte sich auf die Schlitten noch viel mehr Last laden lassen.

„Alles hängt davon ab, daß wir so rasch als möglich vorwärtskommen!“ erklärte Greely.

Miller nahm sich nur seine Harmonika mit, die wog ja allein schon an die acht Pfund. Und bevor er sie auflud, komponierte er noch rasch einen Marsch mit unterlegtem Text.

„Wir leben noch, wir leben noch und pfeifen noch lang nicht aus dem letzten Loch!“

Die Musik bekam einen ganz sonderbaren Widerhall, als mischte sich ein leiser Hohn in das Echo. Aber da setzte Miller mit einem Schwung ein, daß jeder feindliche Nebenklang verschwand. Wie ein Triumphmarsch hörte es sich an — und war doch schon ein Rückzug.

Millers Beschuhung war schadhafte geworden, und es fehlten Felle zum Ausbessern. Nach der ersten Woche des Rückmarsches erfroren ihm drei Zehen. Er beachtete es zu lange nicht, die Zehen ließen sich nicht mehr beleben, mußten abgenommen werden.

„Herrlich, jetzt müßt ihr mich auf dem Schlitten schleppen!“ frohlockte Miller, nachdem er den ersten Schmerz überwunden hatte. „Und ich kann spielen, als wäre ich noch in der Hütte!“

Und er spielte vom Schlitten aus so flotte Marschlieder, daß sie an diesem Tag die doppelte Strecke zurücklegten.

Nach einer Woche humpelte er übrigens wieder auf eigenen Beinen. Sie marschierten abseits der Küste, weil es dort besseren Schnee für die Schlitten gab.

Miller blinzelte zur Küste hin, blinzelte noch einmal, hielt die Hand vor die Augen, nickte sich selber sehr befriedigt zu. Und dann blies er auf seiner Mundharmonika ein bekanntes Seemannslied: „Kleines Boot treibt auf den Wellen.“

Als er die Melodie zum viertenmal begann, wandte sich Greely ärgerlich um. „Hören Sie doch auf, Miller, das klingt ja wie ein Hohn! Hier schinden wir uns mit dem Schlitten, und auf dem Meer hätten wir freie Fahrt!“

„Sogar das Boot dazu, wenn Herr Leutnant etwas näher hinschauen wollten — dort zwischen den schwarzen spitzen Klippen!“

Greely eilte in großen Sätzen zum Meer hinab, alle anderen hinterdrein.

„Das Boot scheint brauchbar — eine kleine Dampfbarkasse!“

Nur Miller, der bloß ganz langsam gehen konnte, humpelte nach, blies dabei seelenruhig sein Seemannslied.

Greely kam zurück. „Das Boot ist von der Expedition Hall vor dreizehn Jahren hier zurückgelassen worden. Jetzt kann uns nichts mehr passieren!“

Miller nickte stumm, blies weiter. Kein fremder Ton klang hinein. Wie ein fröhliches Siegeslied schwebte die Musik über das Land, wiegte sich auf einer leisen Brise über dem Meer, und auch vom klaren Himmel schien sie niederzusteigen, von den Flügeln der Hoffnung getragen.

Jetzt umstanden sie alle die Barkasse.

„Wir haben alle Platz, aber wir werden uns drängen müssen.“

„Aber dafür kommen wir rasch und bequem weiter, Kohlen sind ja genug im Bunker!“

„Vor sechs Jahren ist ein richtiges großes Schiff nach Grönland getrieben worden!“

„Ich weiß, die ‚Newcastle‘, einer der Dampfer, die Franklin suchen sollten. Die Besatzung hat zwei Jahre im Schiff überwintert, hat es dann verlassen und ist nach vierwöchiger Schlittenreise von einem Walfänger aufgenommen worden. Das Schiff ist aber im nächsten Jahr doch wieder frei geworden und unbeschädigt bis Grönland getrieben worden, wo es von einer anderen Expedition aufgefunden und wieder bemannt worden ist.“

„Aber uns genügt auch die Barkasse!“

„Sie wird nach Ihnen heißen, Miller“ bestimmte Greely. „Ihren scharfen Augen haben wir diesen Glücksfall zu verdanken!“

Nach ein paar Tagen war der „Sergeant Miller“ wieder seetüchtig, die Maschine wurde angeheizt, bei schönstem Wetter fuhr man los, und Miller feierte dieses Ereignis durch ein ganzes Konzert.

Einen Monat lang hatten sie die Barkasse in Betrieb, aber sie kamen im ganzen bloß etliche hundert Kilometer weiter gegen Süden, weil immer wieder dichtes Treibeis herankam und sie oft

mehrere Tage stilliegen oder mühsam sich durch die wenigen offenen Stellen durchmanövrieren mußten.

Anfang September gab das Treibeis aber keine Durchfahrt mehr frei, man zog die Barkasse wieder auf festes Land. Der Kohlenvorrat hätte ohnehin nur noch für wenige Tage gereicht.

Auf den Gesichtern der Leute lag der erste Hauch einer Verzweiflung.

„Spielen Sie, Miller!“

„Ich muß wohl . . .“, nickte der Sergeant. Die Wunde einer unlängst abgenommenen erfrorenen Zehe schmerzte noch recht arg, aber trotzdem marschierte er als erster aufs Land, den damaligen Defiliermarsch des amerikanischen Heeres spielend.

Doch diesmal verwehte ein eisiger Sturm jeden Klang.

„Jetzt müssen wir wieder zu Fuß weiter!“ erklärte Greely. „Wir werden jetzt schon um unser Leben kämpfen. Wer einen anderen durch feiges Verhalten ansteckt, wird wie ein fliehender Soldat vor dem Feind behandelt!“

So scharf war sein Ton, daß niemand zu erwidern wagte.

Mühsam schleppten sie sich bei gekürzten Rationen wieder an die hundert Kilometer weiter, bis Kap Sabine, etwa siebenhundert Kilometer südlich von Fort Conger.

Wieder war es Miller, der eine Entdeckung machte.

„Dort drüben steht ein Steinmal, Herr Leutnant!“

Greely eilte hin, fand in dem Mal eine Blechhülle mit einem Zettel.

„Hilfsschiff ‚Proteus‘ von Eisschollen zerdrückt, Ersatzschiff ‚Pluto‘ durch Packeis aufgehalten. Da wir die Discovery-Bucht also nicht erreichen können, weiß ich nicht, wo ich die Lebensmittel deponieren soll, und nehme sie daher wieder mit. Harder, Kapitän.“

Greely begann wie ein Besessener zu wüten. „Dieser Dummkopf, dieser Feigling! Er hätte unter allen Umständen versuchen müssen,

Fort Conger auf Schlitten mit wenigstens einem Teil des Proviantes zu erreichen, den Rest hätte er hier zu deponieren gehabt. An einem Dutzend markanter Stellen wären Steinmale mit dem Hinweis auf dieses Depot zu errichten gewesen!“

Ein paar Minuten rannte er ratlos hin und her.

Aber da griff Miller wieder einmal nach seiner Harmonika, begann zu singen.

„Wir leben noch, wir leben noch, und pfeifen noch lange nicht aus dem letzten Loch!“

In die fast schon hoffnungslose Lage brachte das ein so grotesken Gegensatz, daß ein paar von den Leuten zu lachen begannen. Auch Greely gewann wieder seine Fassung. Mit ruhiger Stimme traf er seine Anordnungen zur Errichtung eines Winterlagers.

Holz fehlte, die Hütte mußte aus Steinen gefügt und mit Erde und Moos abgedichtet werden. Die ziemlich karge Jagdbeute, besonders der zum Heizen und Beleuchten unentbehrliche Tran wurde für den Winter reserviert, die Rationen wurden neuerlich verringert.

Miller meldete sich beim Arzt.

„Herr Doktor, die beiden Zehen, die ich noch am linken Fuß habe, beginnen nun auch zu schmerzen.“

Dr. Smith, noch rücksichtsloser als Greely, schrie ihn an. „Jetzt habe ich keine Zeit, muß Robben schießen. Überwinden Sie nur den Schmerz, es wird schon wieder gut werden!“

Am nächsten Tag meldete sich Miller wieder. „Ihr Rat hat geholfen, Herr Doktor, die Zehen tun wirklich nicht mehr weh, sie sind gestorben. Am besten, wir nehmen sie sofort ab.“

Der Arzt ließ sich zu einer Besichtigung herbei, schüttelte den Kopf.

„Ein bißchen brandig sind sie leider auch schon . . .“

Diesmal heilte die Wunde nicht so rasch. Aber nach zwei Wochen komponierte Miller einen „Trauergesang um fünf verlorene Zehen“, spielte ihn mit so komischer Tragik, daß es selbst dem Matrosen

Pitter, der mit einem schweren Skorbut darniederlag, ein Lächeln abnötigte.

Aber fünf Tage später begrub man ihn als ersten Toten der Expedition. Miller spielte dazu einen Choral.

In diesem Winter fiel ihm dieses traurige Amt noch achtmal zu. Alle begannen langsam dahinzusiechen, und für die acht waren die Entbehrungen eben schon zu schwer.

Wenn der Choral in die Winternacht hinaustönte, von dem Dunkel verschlungen wurde, als wäre er nie erklungen, da fühlte Miller auch seine fast unbeirrbarere Zuversicht ein wenig wanken. Aber trotzig bäumte er sich dagegen auf, gab dem Choral einen Marschrhythmus, als stampfte ein siegreiches Herr über das Eis. Und damit brach er auch die Urgewalt des Schweigens, die Töne widerhallten, als wären sie Rede und Gegenrede.

Ein Symbol war das: Wir leben noch, denn wir bekommen Antwort und hören sie!

Brach das Schweigen aber in die von zwei winzigen Tranlampen erhellte Hütte ein und ließ die Flammen flackern, daß sie fast verlöschten, da stellte ihm Miller eine heitere Melodie entgegen, und das Schweigen barg sich in den Ecken. Die leise lächelnden Gesichter der Gefährten aber gaben den Lampen ein wenig von ihrem Glanz, und die Hütte schien hell wie noch nie.

„Mir scheint, ich habe doch zu lange mit bloßen Händen gespielt!“ klagte Miller ein paar Tage später. „Rechts und links sind ein paar Finger gefühllos.“

Er zuckte ein wenig zusammen, als der Arzt das Skalpell ansetzte.

„Ich habe ja schon ein bißchen Übung in diesen Sachen — schade, daß das jedesmal eine Zehe oder einen Finger kostet. Ansonsten wäre es eine recht nette Abwechslung in dieser trostlosen Einförmigkeit!“

Links gingen der Ringfinger und der Zeigefinger drauf, rechts der kleine Finger.

Erst nach drei Wochen waren die Wunden verheilt. Bis dahin behalf sich Miller mit der Mundharmonika.

Leider mußte sie auch für eine Trauermusik erhalten. Einer der Offiziere, dessen Herz schon öfters versagt hatte, war an einem Morgen nicht mehr aufgewacht.

Von den fünfundzwanzig waren nur mehr fünfzehn übrig.

Die Tranvorräte schmolzen dahin. Gegen Ende des Winters brannte man nur noch eine Lampe, konnte den Ofen bloß notdürftig heizen. Die Erfrierungen häuften sich, Dr. Smith hatte fast jeden Tag eine Zehe oder einen Finger zu amputieren oder wenigstens ein Glied davon.

Auch Miller kam wieder daran. Als er einmal erschöpft in Schlaf sank, ohne sich richtig in seine Felle einzuwickeln, blieb sein rechter Fuß fast unbedeckt. Und das kostete ihn alle fünf Zehen.

„Nur ein Versuch!“ erklärte Miller, als am nächsten Tag der Schmerz sich zu legen begann. „Es soll bewiesen werden, daß der Mensch ohne Zehen ganz gut leben kann. Das Gehen kommt derzeit ohnehin nicht in Frage.“

Er griff nach seiner Harmonika, spielte sein selbstkomponiertes Liebling.

„Wir leben noch, wir leben noch, und pfeifen noch lang nicht aus dem letzten Loch!“

Aber die Lage wurde immer schlimmer. Ein paar von den Leuten vermochten kaum mehr aufzustehen.

Im Februar starben ein Offizier und ein Sergeant. Jetzt waren sie nur noch dreizehn.

Der Tod des Sergeanten Haynes ging Miller besonders nahe, er war sein bester Freund hier gewesen. Als er schon im letzten Einnicken war, spielte ihm Miller ganz leise mit der Mundharmonika ein Lied ins Ohr.

„Du lebst nur noch inwendig, Haynes . . ., das einzige, was von

dem Auswendigen noch zu dir kommt, sind Töne . . . , ein Lied vom Mai, du hast es immer so geliebt . . .“

Er hatte gar nicht bemerkt, daß sein Freund schon gestorben war, spielte nur immer leiser, und zuletzt glaubte er die Musik zu hören, obwohl er das Instrument schon längst abgesetzt hatte.

„Kann man in sich selber hineinspielen? Oder trägt jeder Mensch ein Ohr tief in sich, das sich erst dann öffnet, wenn es draußen still geworden ist? Aber ich lebe doch eigentlich noch . . .“

Wie um es sich selber zu beweisen, griff er wieder nach der Mundharmonika, blies ganz leise sein altes Lied vor sich hin.

„Wir leben noch, wir leben noch . . .“

Das Schicksal faßte doch immer wieder nach ihm. Die beiden Finger der Linken, die ihm noch geblieben waren, erlitten schwere Frostschäden. Der Arzt schüttelte den Kopf. Müssen leider herunter!“

„Da werde ich aber schlecht Musik machen können!“

„Aber dafür retten Sie sich vor einer Blutvergiftung!“

Diesmal verursachte die Amputation noch viel mehr Schmerz als sonst, und die Wunde wollte sehr lange nicht verheilen, der Körper war eben doch schon zu sehr geschwächt.

Erst nach mehr als vier Wochen konnte er es versuchen, sein Instrument mit dem linken Handstumpf und den noch gebliebenen drei Fingern der Rechten zu bedienen.

„Jetzt werde ich alle Melodien etwas vereinfachen müssen!“

Er bekam nur ein Brummen als Antwort. Von den dreizehn war diese Nacht wieder einer für immer eingeschlafen.

„Trotz aller Kürzungen reichen unsere Vorräte nur bis Mitte Mai!“ verkündete Greely. „Ich erkläre daher nochmals, daß auch der Rest unserer Gruppe unter Kriegsrecht steht. Wer sich an den Vorräten vergreift, wird erschossen!“

Einmal schoß er eine Robbe. Aber er und die drei Mann bei ihm waren schon zu schwach, das feiste Tier vom Wasser auf das Eis zu ziehen. Tags darauf konnte der Soldat Henry aber doch

einen kleineren Seehund anschleichen, der sich auf festem Land sonnte, und ihn erschlagen.

Er häutete das Tier an Ort und Stelle ab, zerteilte es dann und trank mit der hohlen Hand das Blut. Das beste Stück, die Leber, aß er noch roh und warm, die großen Knochen zerschlug er und saugte aus ihnen das Mark.

Dabei ertappte ihn Greely.

„Das ist Diebstahl an der Gemeinschaft! Wenn ich Sie noch einmal bei so etwas erwische, ist das Ihre letzte Stunde!“

Eine schwere Kälte verhinderte jede weitere Jagd, die Hände, die das Gewehr hielten, würden sofort starr. Auf dem Ofen in der Hütte konnte nur noch ein winziges Feuerchen unterhalten werden. Ein Soldat, der wie verloren in die Flamme starrte, fragte einmal ganz offen: „Sollen wir uns bei solchem Elend den Tod noch in dieser Nacht wünschen oder ein sinnloses Leben noch für ein paar Wochen?“

Miller griff nach seiner Harmonika.

„Wir leben noch, wir leben noch, wir pfeifen noch immer nicht aus dem letzten Loch!“

Daran schloß er, soweit es ihm die drei Finger der Rechten gestatteten, eine allgemein bekannte flotte Polka, spielte sie mit solchem Schwung, daß den andern unwillkürlich die Beine zu zucken begannen.

Ein paar Tage später verspürte er in der Rechten einen ihm nun leider schon sehr bekannten Schmerz.

„Herr Doktor, die drei Finger, die ich alles in allem noch habe, müssen wir retten, sonst kann ich nicht mehr spielen!“

„Alles für Miller!“ kommandierte Greely. „Oder besser gesagt für seine letzten drei Finger! Wenn es hier keine Musik gibt, ist es auch mit uns aus!“

„Na, damit können wir schon noch ein bißchen länger warten!“ meinte der Soldat Henry, der noch immer von allen am besten aussah.

Aber auch er beteiligte sich an der Pflege von Millers drei Fingern. Was nur zu erdenken war, wurde versucht. Der Arzt stöberte in seinem Arzneikasten noch einen Rest Salbe auf, und da es nichts mehr zum Verbinden gab, rissen sich ein paar einen Ärmel ihres Hemdes herunter, wuschen ihn und gaben ihn Smith für Binden. Um den Kranken zu kräftigen, verzichteten ein paar andere, Greely als erster, auf die Hälfte ihrer Hungerration.

Doch alles half nichts. Der Daumen wurde brandig und dann auch der Zeige- und der Mittelfinger.

Miller war schon so geschwächt, daß er bei der Amputation in Ohnmacht fiel. Aber das war gut, denn nun konnte der Arzt soweit ins Gesunde schneiden, daß keine Gefahr für eine Sepsis bestand.

Der Sergeant erwachte erst nach ein paar Stunden aus seiner Bewußtlosigkeit, blieb eine Woche lang vollständig hilflos. Man mußte mit ihm umgehen wie mit einem Gelähmten. Alle wetteiferten weiter in seiner Pflege.

Doch auf einmal begann er wieder zu lächeln.

„Wie man nur so unpraktisch sein kann! Der Stumpf an meiner linken Hand ist längst verheilt! Bindet mir einen Löffel daran, da kann ich ohne jede Hilfe essen!“

Und wieder eine Woche später verlangte er nach seiner kleinen Mundharmonika, klammerte sie zwischen die beiden Handstümpfe, versuchte zu blasen.

„Es geht . . ., es geht! Ich kann wieder Musik machen!“

An diesem Tage ging durch das „Hungerlager“, wie Greely es genannt hatte, ein leises Aufatmen.

Musik — brauchte man da zu verzweifeln? War sie nicht ein klares schönes Symbol des Lebens?

Doch einen Tag später gab Greely die letzten Rationen aus. „Nun muß sich jeder selbst weiterhelfen. Tran zum Kochen ist noch da, sammelt euch Gras und Seetang oder schleicht eine Robbe an!“

In diesen Wochen starben wieder vier. Ihr Magen nahm das „Gemüse“ nicht mehr auf.

Tags darauf erschlug Greely einen schlafenden Schneehasen. Auf acht Mann verteilt, gab das für jeden drei Bissen. Aber dafür wurde in den nächsten Tagen das Verlangen nach Fleisch so übermächtig, daß ein allgemeiner Irrsinnsausbruch drohte.

Greely griff zu einem verzweifelten Mittel. „Wir kochen unser Lederzeug aus! Henry, Sie haben ja die Riemen in Verwahrung!“

Der Soldat begann zu stottern. Greely wurde mißtrauisch, untersuchte das Depot. Alle Riemen waren verschwunden.

„Ich habe sie schon längst gekocht und aufgeessen!“ bekannte Henry.

Greely wurde rot vor Zorn. „Einmal habe ich Sie gewarnt, jetzt gilt nur noch das Recht! Auf Diebstahl in solcher Not steht Tod!“

Kaltblütig schoß er den Soldaten nieder.

Eine Stunde lang rührte sich niemand. Es war, als hätte der jähe, gewaltsame Tod des einen alle andern mitsterben lassen.

Greely fühlte, das er seinen Leuten Rede stehen mußte, auch wenn er ihr Kommandant war.

„Ich habe es tun müssen, er war ein Verräter an unserer Not!“

„Und hat sich jetzt das Verhungern erspart . . .“, murmelte einer.

Greely erwiderte nichts, suchte noch einmal das Depot der Schlittenausrüstung durch, kam mit einer Dose Tran, ein paar großen Stücken gefrorenen Fleisches und ein paar Seiten von Seehundspeck zurück.

„Das hat er sich alles aufgehoben als Zubuße zu den gekochten Riemen! Bedauert ihr den Dieb noch?“

Mit gierigen Augen verschlangen die sechs das Fleisch und den Speck. Keiner dachte mehr daran, daß einer von ihnen hatte sterben müssen, damit seine zusammengestohlenen Vorräte ihnen allen zugute kamen.

Für ein paar Tage herrschte jetzt kein Mangel, und Miller spielte auf seiner Mundharmonika lustige Weisen.

Draußen lag der erschossene Soldat noch immer unbegraben.

Bald brach die Not wieder herein, mit verdoppelter Stärke. Als einer meldete: „An Henry haben diese Nacht die Füchse genagt!“ zuckten alle auf. Brauchten sie selber Fleisch nicht notwendiger als die Füchse? Und war Henry nicht bis zuletzt recht wohlgenährt gewesen?

Alle dachten es, keiner wagte es zu sagen. Nur einer warf so gelegentlich hin: „Womit sich Henry gemästet hat, das waren unsere Rationen! Was unseren ausgemergelten Körpern fehlt, das steckt in seinem.“

Greely versuchte abzulenken. Um dem Gras etwas Geschmack zu verleihen, riet er, die Fellkleider auszukochen, das gab dann eine Brühe für das „Gemüse“.

„Das werden richtige Fettaugen werden!“ rief Miller. Aber er mußte so wie die andern die Augen schließen, als er den ersten Löffel zum Munde führte. Unter den Fettaugen schwamm der Schmutz von zwei Jahren.

Bald versagte auch dieses allerletzte Auskunftsmittel. Ein paar Stunden lang gebückt Gräs zu rupfen oder Tang aus dem Meere zu schöpfen, das rührte an die letzte Kraft.

„Henry . . .“, flüsterte wieder einer, und alle murmelten das Wort im Chor nach. „Er hat von uns gelebt — warum sollen wir jetzt nicht von ihm leben?“

Greely schlich sich hinaus, kam nach zwei Stunden wieder.

Er mußte eine schwere Arbeit hinter sich haben. Sein Atem ging keuchend, es dauerte lange, bis er zu reden vermochte. Mit heiserer Stimme brachte er es zu einem leisen Flüstern.

„Ich habe ihn in eine Mulde geschleppt und schwere Steine darübergewälzt. Sie wieder heraufzuheben, dazu sind wir alle zusammen zu schwach!“

Und dann wandte er sich zu Miller. „Spielen Sie, was Ihnen immer nur einfällt!“

Miller ließ sich die Mundharmonika zwischen seine Handstümpfe schieben. Zuerst zwang er sich, ein paar leichtere, heitere Stücke zu blasen, aber er fühlte, daß sie keinen Widerhall mehr fanden, über die Leute hinweg ins Leere verhallten.

Tote Musik, so lebendig sie auch klang . . .

Die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage wurde ihm bewußt. Wie wohl konnte es da tun, die Klänge wie Boten in sich selber zu senden, das letzte Erinnern zu holen, um darin zu versinken wie in einem verdämmernden Meer . . .

Zuerst schlug es noch mit starken Wellen, brandete an die Ufer des Lebens, riß Lücken in sie, sprengte Klippen ab, und man empfand das wie einen jähen, unerträglichen Schmerz — es war ja zu hart, eine nach der andern von den hundert kleinen Hoffnungen aufzugeben, auf die man noch eine Zukunft aufzubauen wagte, wie sich ein Kind aus Steinchen ein winziges Haus fügt.

Immer wieder summt Miller in sich hinein, und die Qualgedanken wurden langsam von den Träumen abgelöst, den Wanderern im Unwirklichen. Da gab es keine Grenzen und keine Zeit, keine Zweifel und keine Unmöglichkeit, man konnte alle Gedanken ausschwärmen lassen wie Bienen, die auch im verborgensten Winkel eine Blüte entdecken und ihre Süße mit sich bringen.

Mit ihnen in die Weite, mit ihnen in eine klare milde Luft, in einen Frühling . . ., in ein fernes Märchenland . . ., wie schön . . .

Ja, so lustig summten die Bienen . . ., man mußte darein einstimmen . . .

Durcheinlauten Ton seiner eigenen Musik erwachte Miller wieder, sah sechs andere Augenpaare forschend, bittend auf sich gerichtet.

Ein leises Aufzucken ging durch seinen ausgemergelten Körper.

Er gehörte nicht mehr sich selber, sich allein. Sechs Gefährten konnte er das einzige geben, wessen sie noch bedurften: den leben-

digen Klang vor den Pforten des Todes. Der Klang stützte, der Klang war lindernder Balsam auf qualvolle Sterbensgedanken. Und er hüllte das scheidende Leben in milde Schleier, daß es langsam und schmerzlos aus der Körperlichkeit wich, selber nur noch ein verhauchender Klang wurde.

Und der einzige, von dessen Lippen hier noch ein Klang fließen konnte, wußte sogar einen Text dazu, einen dummen, sinnlosen, kindischen Text.

„Wir pfeifen aus dem letzten Loch, wir pfeifen noch, wir leben noch!“

Einer nach dem andern fiel darein ein, und zuletzt summten sie alle im Chor.

„Wir pfeifen aus dem letzten Loch, wir pfeifen noch, wir leben noch!“

Immer wieder begannen sie damit, wurden leiser und leiser, und zuletzt war es nur noch ein Hauchen — aber doch auch noch ein Klang.

Ein lauter Pfiff? Ein greller, starker, scharfer Pfiff? Wer besaß denn hier noch die Kraft dazu? Und wer wagte es, damit die andern aus sanftem, süßem Verdämmern zu reißen?

Die Pfiffe wiederholten sich in einem Dreierhythmus — was war denn das? Kamen sie nicht von draußen?

„Klingt wie eine Dampfpeife . . .“, murmelte Greely, schleppte sich vor die Hütte, kam gleich wieder zurück, schlug mit den Händen um sich, brachte lange keinen Laut heraus, flüsterte dann endlich mit seiner heiseren Stimme: „Ein Schiff ist da . . . ein Schiff!“

Eine Stunde später nahm die Korvette „Thetis“ die sieben Überlebenden von den fünfundzwanzig aus Fort Conger an Bord.

Miller, auf einer Bahre getragen, blies auf seiner Mundharmonika dazu einen fröhlichen Marsch.

Und die Klänge eilten voraus in die Heimat, brachten ihr Bild zurück wie einen Willkommensgruß.

den Klang vor den Fluren des Todes. Der Klang, die Luft, der
Klang war lindernder Balsam auf qualvolle Sterbensqualen. Und
er heilte das scheidende Leben in milden Schläfen, das er langsam
aus schrittlos aus der Körperlichkeit wickeln selber nur noch ein
verwundenes Klang wurde.

Und der einzige, von dessen Lippen nur noch ein Klang flüchten
konnte, wollte sogar eben erst durch einen dünnen, blauen,
kristallinen Tag.

Wir spielen aus dem letzten Loch, wir spielen noch, wir
spielen noch, wie es uns beliebt, wie es uns beliebt, wie es
uns beliebt.

Einer nach dem andern ist davon ein, und zuletzt summieren
sie alle im Chor.

Wir spielen aus dem letzten Loch, wir spielen noch, wir spielen
noch.

Immer wieder begannen sie damit, wurden leiser und leiser,
und zuletzt war es nur noch ein Hauch, der sich nach noch
ein Klang.

Ein leiser Pfiff, ein leiser, harter, scharfer Pfiff, der
dann dem nur noch die Kraft blieb, und was weiter er dann im
anderen der weiten, schon verblassten zu sein.
Die Luft war stillen sich in einem Distanzraum -- was
war dann das, kamen sie nicht zu tragen.

„Klingt wie eine Dampfmaschine...“ merkte die Greise, schleppte
nach vor die Hand, kam leicht wieder zurück, schling mit den
Händen um sich, machte lange keine Laut mehr, flüster dann
endlich mit leiser beinahe Stimme: „Ein Schiff ist da... ein Schiff.“

Eine Stunde später nahm die Korvette „Theis“ die Leiche
auf, besah sie von den Luftschiffen aus von oben, in der
Luft, auf einer hohen Höhe, über dem Meer, über dem
Meer, über einem weiten Meer.

Und die Klänge stiegen wieder in die Höhe, bischen zu
und zurück wie einen Willkommensruf.

T A G E B U C H B L Ä T T E R

Eine Zeitlang gilt Nordenskiöld als verschollen, und der amerikanische Zeitungsmagnat Gordon Bennett, der einmal Stanley auf die Suche nach Livingstone aussandte, wittert hier eine neue Sensation, legt nicht weniger als eine Million Dollar für eine Suchexpedition aus, die freilich nebenher auch noch nach Norden vorstoßen soll.

Kapitän de Long, der Führer der „Jeanette“, erfährt bald nach seinem Aufbruch im Sommer 1879 von der glücklichen Rückkehr der „Vega“ und hat nur noch ein Ziel: den Nordpol.

Das Schiff wird aber sehr bald vom Eis eingeschlossen und treibt über zwanzig Monate durch das Nordmeer, ununterbrochen muß das Wasser ausgepumpt werden, das durch ein großes Leck eindringt, und im Juni 1881 sinkt die „Jeanette“.

Die Mannschaft schleppt drei Boote über das Eis, das ihnen beinahe unter den Füßen weg nach Norden triftet. Nach neunzig Tagen erreichen sie endlich das offene Meer, die Qual scheint zu Ende. Aber gleich in der ersten Nacht erhebt sich ein schwerer Sturm. Ein Boot kentert, die Insassen ertrinken, die beiden anderen werden getrennt. Die Besatzung des einen gelangt bis zur Küste, muß noch etliche zweihundertfünfzig Kilometer landeinwärts wandern, ehe sie die erste menschliche Siedlung erreicht. Das dritte Boot unter de Long selbst erreicht gleichfalls das Festland. Aber sie haben nur noch für fünf Tage Proviant. De Long sendet die zwei kräftigsten seiner Leute voraus, um Hilfe zu holen, er selber folgt langsam mit den Kranken.

Die Boten erreichen den zweiten Trupp, der sofort zur Hilfeleistung aufbricht, aber wegen furchtbarer Schneestürme wieder umkehren muß.

De Long setzt unterdes seinen Todesmarsch fort. Seine kurzen Tagebuchnotizen sind vielleicht das erschütterndste Dokument der ganzen Polarforschung.

18. Oktober, 128. Tag seit Verlassen der „Jeanette“. Wir begruben heute den Eskimo Alexis.
19. Oktober, 129. Tag. Wir zerschnitten das Zelt und versuchten daraus Schuhe zu machen. Dr. Ambler suchte einen neuen Lagerplatz, den wir bei Dunkelheit bezogen.
20. Oktober, 130. Tag. Klar, sonnig, aber sehr kalt. Kaach völlig erschöpft.
21. Oktober, 131. Tag. Um Mitternacht lag Kaach tot zwischen dem Doktor und mir.
22. Oktober, 132. Tag. Der Doktor, Collins und ich trugen die Leichen von Kaach und Lee bis zum Hügelrand, wir konnten sie aber nicht begraben, da ich ohnmächtig wurde.
23. Oktober, 133. Tag. Alle immer schwächer. Wir suchten vor der Dunkelheit noch etwas Holz. Ich las ein Stück Sonntagsandacht vor. Wir leiden alle entsetzlich an den Füßen, wir haben keine Schuhe mehr.
24. Oktober, 134. Tag. Furchtbare Nacht.
25. Oktober, 135. Tag. Trostlos.
26. Oktober, 136. Tag. Kälte, Hunger, krank.
27. Oktober, 137. Tag. Iverson zusammengebrochen.
28. Oktober, 138. Tag. Iverson starb am Morgen.
29. Oktober, 139. Tag. Während der Nacht starb Dreßler.
30. Oktober, 140. Tag. Boyd und Goertz in der Nacht gestorben. Collins liegt im Sterben.

Hier bricht das Tagebuch ab. In der nächsten Nacht sind wohl auch die letzten, de Long und der Arzt Dr. Ambler gestorben.

Es liegt ein unbeschreiblicher Heroismus in diesen Aufzeichnungen. Man braucht bloß einen Blick auf die letzte Seite der Aufzeichnungen zu werfen: kein zitternder Strich, kein Abweichen von der geraden Linie. Niemand würde glauben, daß er hier die letzten Worte eines an Erschöpfung Sterbenden vor sich hat.

Erst im nächsten Frühjahr wird das Todeslager de Longs gefunden.

Ein paar Stücke der Ausrüstung treiben quer über das Polarmeer an die Ostküste Grönlands, werden dort aufgefunden.

Der junge norwegische Biologe Dr. Fridtjof Nansen denkt sehr über diesen Fund nach. Könnte nicht ein Schiff, so stark gebaut, daß es den Eispressungen widersteht, die gleiche Trift machen, ohne besondere Mühe für die Mannschaft?

Aber ehe er diesen Gedanken weiter ausspinnt, gibt ihm ein Vorstoß Nordenskiölds auf das grönländische Inlandeis, wobei dessen Eskimo-Begleiter fast die Mitte des Landes erreichen, einen anderen Plan ein: Grönland auf Skiern von Ost nach West zu überqueren.

Die Reise ist ausgezeichnet vorbereitet, in vierzig Tagen wird ohne jeden Zwischenfall das Inlandeis gequert. Nansen ist mit einem Schlag ein berühmter Mann, der nun viel größere Pläne verfolgen kann.

FESTLICHE HEIMKEHR

Die „Windward“, das Schiff der Expedition Jackson, die sich die endgültige Erforschung und Kartierung des Franz-Josef-Landes zum Ziel gesetzt hatte, war am 12. August 1896 gegen Mitternacht im Hafen von Vardö eingetroffen, ohne daß es irgend jemand in dem nachtschlafenden Städtchen bemerkt hätte.

„Mr. Jackson, bitte, lassen Sie das kleine Boot klar machen.“

„Sie wollen wirklich den braven Postmeister von Vardö wohl zum erstenmal in seiner Dienstzeit zu einem Nachtdienst aufrufen, Doktor Nansen?“

„Ich kann nicht mehr warten, Mr. Jackson, keine Stunde, keine Minute!“

„Ich verstehe. Sie haben mir erzählt, Sie hätten sich vor drei Jahren dem ‚Daily Chronicle‘ in London verpflichtet, im Falle ihrer glücklichen Rückkehr dem Blatt sofort ein Telegramm von zweitausend und einen Bericht von viertausend Zeilen zukommen zu lassen, gegen ein jedenfalls sehr bemerkenswertes Honorar von fünftausend Pfund, und bis zum Erscheinen des Berichts alle ausführlicheren Mitteilungen an andere Blätter zu unterlassen. Ich weiß auch, daß Sie, als die Spenden nicht reichten, Ihr ganzes kleines Vermögen für die Ausrüstung des ‚Fram‘ geopfert haben, und Sie konnten Ihrer Frau so wenig zurücklassen, daß sie während Ihrer Abwesenheit so wie vor der Heirat wieder als Konzertsängerin auftreten mußte — aber die fünftausend Pfund entgehen Ihnen doch nicht, auch wenn das Telegramm an den ‚Daily Chronicle‘ erst morgen früh abgeht!“

„Es sind auch andere Telegramme aufzugeben.“

„Ich weiß, Sie müssen Ihre Frau verständigen und die Mutter

Ihres Begleiters Johansen, Sie müssen auch der Regierung Nachricht zukommen lassen.“

„Ich will vor allem wissen, ob der ‚Fram‘ schon eingelangt ist!“

„Das allerdings wäre eine dringliche Kunde für Sie.“

Nansen schwieg nachdenklich eine kleine Weile. „Ja, so kann es sein . . ., und so ist es doch wieder nicht. Meinetwegen tue ich das alles — verstehen Sie mich recht, Mr. Jackson, nicht aus Ehrgeiz oder Ruhmsucht, aber ich muß endlich reden, reden, reden! Zu einer Welt reden, die nie recht an mich glauben wollte, die meinen Plan, sich mit dem Schiff einzufrieren und dann einfach ein paar Jahre lang über das Polarmeer treiben zu lassen, immer skeptisch aufgenommen, vielleicht sogar gewünscht hat, ich möchte unrecht behalten. Damals stand ich fast allein einer ganzen Welt gegenüber, und jetzt stehe ich wieder gegen sie, aber nach vollbrachtem Werk! Johansen und ich sind um volle drei Breitengrade weiter nach Norden vorgedrungen als je einer vor uns, und ich hoffe, daß auch der ‚Fram‘ heuer vom Eis freigeworden ist und heil zurückkehrt. Das alles quält mich, zersprengt mich, muß aus mir heraus! Ich will keine lächerliche Bescheidenheit markieren, ich weiß, daß uns etwas Großes gelungen ist — aber es gehört schon der ganzen Welt! Ich fühle mich ihr verbunden wie noch nie, ich habe das Empfinden, als ginge ich ganz in ihr auf — wenn ich zur Welt reden will, spricht die Welt zu sich selbst!“

„Kann Sie nun so ziemlich verstehen, Doktor Nansen. In Stunden wie dieser wird ein großer Mensch zur Menschheit — oder er ist kein großer Mensch. Sie sind einer, das habe ich Ihnen gleich am ersten Abend erklärt, als ich Sie und Johansen vor meinem Stationshaus auf Kap Flora traf. Freue mich heute noch, daß ich noch dort war und Sie nicht, wie Sie planten, den langen und gefährlichen Weg über das Treibeis nach Spitzbergen wagen mußten.“

Er ging zum Matrosenlogis.

„Bill, Alex, rudert Herrn Doktor Nansen ans Land!“

Nansen holte die Mappe mit den Telegrammen, die er noch auf Kap Flora verfaßt hatte, als sie dort die „Windward“ erwarteten, stieg dann ins Boot.

Es waren nur ein paar Minuten bis zum Strand, aber sie bedeuteten den Weg aus der Verschollenheit zur Welt, aus der Einsamkeit zur Gemeinschaft. Hätte seine kühne Fahrt irgendwie in letzter Stunde unglücklich geendet, sinnlos wären alle Mühen gewesen, sinnlos sein und der Gefährten Leben vertan worden. Eine Tat, nur um ihrer selbst willen getan, ist nicht getan. Nur wenn sie den Menschen bewußt wird, gewinnt sie ihren Wert. Nichts ist der Mensch, wenn nicht die Menschheit hinter ihm steht, als Freund oder auch als Feind.

Diese kurze Fahrt in heller Nordlandsnacht war die Wiederkehr zur Welt, zur Menschheit.

Er mußte lachen. Auch wenn diese Menschheit schlief und schnarchte und träumte!

Nansen kannte Vardö von früher her. Aber kein lebendes Wesen begegnete ihm auf dem Weg zum Postamt außer einer Kuh.

Der Postmeister machte gerade kein freundliches Gesicht, als er aus dem besten Schlaf getrommelt wurde, ließ aber doch den so dringlich tuenden Besucher ein.

Nansen grüßte höflich. „Ich hätte eine Reihe von Depeschen aufzugeben.“

„Jetzt, mitten in der Nacht?“

„Nein, es ist ja schon zwei Uhr morgens. Hier, bitte.“ Und er reichte ihm die Blätter.

„Da werden wir ja bis morgen abend nicht fertig! So viel wird in Vardö in einem ganzen Jahr nicht telegraphiert!“

„Das habe ich mir schon auf Kap Flora gedacht: Das Postamt in Vardö wird Überstunden einlegen müssen.“

„Was soll das für ein Witz sein? Kap Flora, das liegt ja irgendwo oben im Polarmeer, wo sich die Eisbären gute Nacht sagen!“

„Ihnen lassen sie aber einen guten Morgen wünschen.“

Der Postmeister wurde nun doch ein wenig unsicher, drehte die Petroleumlampe stärker auf, starrte dem Fremden ins Gesicht, zuckte auf, suchte auf dem ersten Telegramm die Unterschrift, und dann verschlug es ihm eine kleine Weile die Rede. In seiner Aufregung vergaß er sogar, den Gast zu begrüßen, riß alle Türen auf, die in das Amtszimmer führten, schrie hinaus: „Nansen ist zurückgekommen! Nansen ist hier! Hier auf dem Postamt!“

Erst als die Hausgenossen in groteskem Aufzug dahergeeilt kamen, gewann er wieder so viel Fassung, um sich zu Nansen hinzuwenden und ihm die Hände zu drücken.

„Willkommen, Herr Nansen! Willkommen auf norwegischem Boden!“

„Hat man schon Nachricht vom ‚Fram‘?“

„Nicht, daß ich wüßte. Sie sind nicht mit dem ‚Fram‘ gekommen, Herr Nansen?“

„Nein. Ich habe mit Leutnant Johansen das Schiff im vorigen Jahr verlassen, um möglichst weit nach Norden vorstoßen zu können, und ich bin dann über Franz-Josef-Land zurückgekehrt, wo ich zum Glück die Expedition Jackson traf. Aber das erfahren Sie alles aus dem Telegramm.“

„Ich habe erst gestern mit Professor Mohn über Sie gesprochen.“

„Was, Mohn ist auch hier! Der Mann, der als erster meine Pläne für durchführbar erklärt hat, wird der erste sein, der mir auf heimatlichem Boden begegnet!“

„Diese Ehre muß ich eigentlich für mich in Anspruch nehmen!“

„Ich meinte, von meinen Freunden in wissenschaftlichen Kreisen. Aber nun muß ich wieder auf das Schiff zurück.“

„Sie können es unbesorgt tun, Herr Nansen. Ich lasse sofort meine beiden Telegraphistinnen holen, in einer halben Stunde beginnen wir mit der Arbeit.“

Nansen fühlte sich nun doch ein wenig schläfrig, als man ihn zum Schiff zurückruderte. Vielleicht, daß er auch ein bißchen taumelig war vor Freude, nicht bloß endlich die Heimat betreten zu haben, sondern gleich auf einen seiner liebsten, treuesten Freunde zu stoßen. Wenn diese glückliche Reihe weiterging, konnte er ja hoffen, auch seine Gefährten vom „Fram“ noch in diesem Herbst wiederzusehen!

Auch als er schon in seiner Koje lag, ließen ihn diese Gedanken nicht los. Schon als er vor acht Jahren, 1888, als Erster an die Durchquerung Grönlands ging, war ihm das Glück zur Seite gestanden. Er wagte das anscheinend Widersinnige, versuchte die Querung in der Richtung von Ost nach West, wo es keine Rückflucht zu einem Ausgangspunkt gab, wo auch bei bedrängtester Lage nur eine Möglichkeit der Rettung winkte: das Erreichen der besiedelten Westküste. Das Unternehmen ließ sich nicht verheißungsvoll an, mehr als drei Wochen hatten sie nach dem Verlassen des Schiffes in kleinen Booten zwischen dem Treibeis lavieren müssen, ehe sie die Ostküste erreichten, froren manchmal ganze Tage lang ein — und trieben doch immer zur Küste hin.

Einmal stürzte ein Stück von einem Eisberg auf eine Scholle, die er gerade eine Minute vorher mit seinen sechs Gefährten verlassen hatte, und zertrümmerte sie — keiner wäre mit dem Leben davongekommen.

Und dann das Wetter während des fünfwöchigen Marsches über das Inlandeis: niemals so günstig, daß es die eigene Leistung geringer werden ließ, und doch trotz einer Kälte bis

zu minus fünfundvierzig Grad nie so ungünstig, daß das Erreichen des Zieles in Frage gestellt schien — gerade so hatte er es sich gewünscht.

Wie ärgerlich schien es, daß er, an der Westküste angelangt, in diesem Jahr nicht mehr nach Europa zurückkehren konnte, und wie wirkte sich dieser erzwungene Aufenthalt aus! Er lebte mit den Eskimos, schrieb ein Buch „Eskimoleben“ über sie, aber er lernte auch die Bedingungen ihres Daseins kennen, er begriff, daß man auch im hohen Norden vom Land leben konnte, wenn man sich nur die vielhundertjährigen Erfahrungen der Eskimos zunutze machte, und das schuf die Vorbedingungen zu seinem späteren Marsch vom „Fram“ nordwärts und dann zum Franz-Josef-Land, wo sie auch nicht einen Tag Not litten, trotz knappester Vorräte.

Glück, immer wieder Glück!

Im nächsten Frühjahr dann glatte Rückfahrt nach Kopenhagen, der Trubel einer Festwoche, stolze Einfahrt nach Christiania, wo sein Schiff von einer ganzen Eskader von Dampfern geleitet wurde, der Jubel beim Empfang in der Stadt, die Festrede Björnsons beim Festbankett — Glück, restloses Glück!

Das alles lebte in ihm wieder auf, klang in seine Träume hinein und in ein dunkles Gewoge neuer Pläne, die auch das jetzt Erreichte weit in den Schatten stellen sollten.

Den nächsten Vormittag verbrachten er und Johansen damit, sich wieder menschlich zu bekleiden, ihre selbstverfertigten Fellanzüge bedeuteten selbst in einem kleinen Eismeerhafen wie Vardö mehr ein Kuriosum als eine Kleidung.

Professor Mohn hielt gerade sein Mittagsschläfchen, als ihm Nansen gemeldet wurde.

So überraschend kam ihm das, daß er den Namen wie den eines Fremden wiederholte.

„Nansen . . ., Nansen — wer ist denn das?“

Vollends fassungslos wurde er, als der Gast eintrat, er staunte

Nansen an, umarmte ihn und bestaunte ihn wieder, stellte dann eine ganze Flut von fast unzusammenhängenden Fragen.

„Verzeihen Sie, Nansen, daß ich so durcheinanderrede, aber die Freude nimmt mir jedes geordnete Denken. Sie sind eben erst zurückgekehrt — und schon frage ich Sie nach neuen Plänen!“

Nansen schwieg eine kleine Weile. „Größeres will ich nach Großem — also das Größte! Vielleicht lasse ich mich auf dem ‚Fram‘ noch einmal, aber viel weiter östlich einfrieren, um wirklich über den Pol zu triftten, vielleicht wage ich mich an den Südpol — beides müßte mir gelingen, ein gutes Schicksal ist mit mir!“

Mohn wurde ernster. „Das Schicksal liegt immer in uns selbst, Nansen. Ich muß da oft an einen hohen steilen Fels mit wunderbarer Aussicht denken. Geben wir uns allzusehr dem Blick in eine berückende Ferne hin, so kann es geschehen, daß wir den Rand des Felsens übersehen, einen Schritt zu viel tun, den Schritt ins Leere, in die tödliche Tiefe — außer wir haben vorher ein Geländer errichtet. Ein ganz simples, mahnendes Geländer: Bis hierher und nicht weiter!“

Nansen lächelte vor sich hin. „Ich will aber doch noch ein bißchen mit diesem Geländer warten, es ist zu viel strahlende Ferne vor mir . . .“

Am Abend kamen die ersten Antworten auf seine Telegramme: Glückwünsche von allen Seiten. Seine Gattin Eva teilte eine frohe Botschaft mit: Die Regierung hatte ihr sofort ein Torpedoboot zur Verfügung gestellt, auf dem sie Nansen entgegenfahren konnte.

Nansen schloß die Augen in beseligendem Erwarten. Wieder ein Glück . . .

Als die „Windward“ sich dem Hafen von Hammerfest näherte, hielt eine elegante weiße Jacht auf sie zu, trug die englische und die norwegische Flagge und sandte ununterbrochen Grußsignale.

„Die ‚Otaria‘ meines Freundes Baden-Powell! Ein glücklicher Zufall nach dem andern!“

Baden-Powell ließ sich zur „Windward“ übersetzen, begrüßte Nansen mit bezwingender Herzlichkeit.

„In einer Woche wollte ich auf die Suche nach Ihnen gehen! Vor drei Jahren, kurz vor Antritt Ihrer Expedition, habe ich Sie gefragt, wo ich Sie einmal suchen sollte, und Sie erwiderten: auf Franz-Josef-Land! Ich gedachte hier nur Kohlen und Proviant zu fassen, plante dann, von Spitzbergen aus längs des Eisrandes weiter nach Osten zu fahren, um Sie zu finden oder wenigstens Nachricht über Sie zu bekommen — vielen Dank, daß Sie mir das so bequem gemacht haben!“

„Doch wie kamen Sie überhaupt hieher?“

„Ich habe ein paar englische Astronomen nach Nowaja-Semlja gebracht, wo sie die Sonnenfinsternis beobachteten. Die Kajüten sind jetzt übrigens leer — wollen Sie mit Ihrer Frau meine Gäste sein?“

„Ich erwarte Eva erst morgen abends, aber ich nehme in unser beider Namen gern an. Vielleicht sogar für einige Wochen, die Regierung hat mir nämlich mitgeteilt, ich möge erst in der zweiten Septemberwoche in Christiania eintreffen, da erst dann alles zu meinem Empfang bereit wäre.“

„Sie werden geehrt werden, wie Sie es verdienen!“

Als die „Windward“ in den Hafen von Hammerfest einfuhr, schien diese nördlichste Stadt der Welt von einem geradezu südlichen Enthusiasmus ergriffen. An die tausend Leute aus der Stadt und ihrer Umgebung umsäumten den Hafen, alles war beflaggt, auf den Bergen brannten Feuer, und die Jubelrufe tönnten dem Schiff in förmlichen Salven entgegen.

Wie Nansen ans Land stieg, drängte alles zu ihm hin, jeder wollte seine Hand schütteln, und die Frauen überschütteten ihn mit den wenigen Blumen, die in Hammerfest aufzutreiben waren. Die jung und hübsch schienen, bebten ihm entgegen, und wenn er ein paar an sich gezogen und geküßt hätte, wäre es für sie das höchste Ereignis ihres Lebens gewesen.

Nansen gestand es sich zu: Er sehnte sich schon nach einer Frau. Jetzt, bei der festlichen, glückumstrahlten Heimkehr, wurde die Entbehrung von drei Jahren bewußt, unverbrauchte Kraft begehrte Erfüllung — aber nur Eva gehörten seine Gedanken, seine Wünsche.

Man feierte ihn, er hörte bloß mit halbem Ohr zu, und wenn er erwiderte, sprachen nur seine Lippen die üblichen Dankesworte, seine Gedanken gingen weitab, dem Torpedoboot entgegen, das ihm die geliebte Frau bringen sollte.

Er mußte lachen. Wenn diese Frau auch Eva Nansen hieß, sie war ja gar nicht seine richtige gesetzliche Ehefrau! Vor seiner Abreise hatte er sich im geheimen, aber in aller Form von ihr scheiden lassen, um ihr leichter eine neue Ehe zu ermöglichen, falls man ihn nach vier oder fünf Jahren verschollen geben mußte.

Ja, die Frau, die nun bald unter heißen Küssen in seine Arme sank, hatte kein gesetzmäßiges Recht auf solche Liebe, ebensowenig wie er selber — als freie Menschen gewannen sie einander neu. Wie köstlich, wie selig mußte diese Liebe werden!

Der Bürgermeister fragte, wann er Nansen zu einem Festbankett einladen dürfte.

„Erst morgen . . ., morgen!“

Endlich zeigte sich das Torpedoboot am Horizont. Nansen bemühte sich, ruhige Erwartung zu markieren. Aber sein Herz schlug fieberhaft, seine Hände zitterten vor Verlangen, den Leib einer jungen Frau zu spüren, seine Augen gingen in die Runde und sahen Eva, überall Eva, seine Lippen nahmen die Küsse voraus, die sie bald empfangen und geben sollten, und es litt ihn nicht an einer Stelle auf Bord, ruhelos wanderte er vom Bug zum Heck, vom Heck zum Bug.

Nur noch wenige Minuten konnte es dauern, da warf das Torpedoboot Anker, setzte das kleine Beiboot aus, eine Frau kam auf die „Otaria“, zu ihm . . ., zu ihm!

Auf dem Strand schoß man mit einer kleinen alten Walfang-

kanone Salut, wieder gingen überall die Flaggen hoch, die Leute sammelten sich noch einmal zu jubelnder Begrüßung, und nun war es soweit, endlich soweit: Er hob Eva über das Fallreep herauf, schloß sie in seine Arme, lange, endlos.

Immer übertraf ein Glück das andere, aber dieses schien das höchste!

Nein, nein, es kam noch ein höheres, von Evas Lippen, von Evas Armen ging es aus, die sich um ihn schmiegt, als sich die „Otaria“ nachts auf leisen Wellen schaukelte und durch die kleinen Fenster der Kabine der Widerschein der festlichen Beleuchtung vom Ufer drang.

Eva, Eva . . ., wieviel Seligkeit barg dieses Wort, wenn sich ein Triumphbogen des Ruhmes darüber wölbte, zwei Menschen zur Erlesenheit erhob!

Am nächsten Tag, beim Festbankett, saß Eva dann schon an seiner Seite, teilte alle Ehrungen, die dem Gatten zuteil wurden, und ihr strahlendes Antlitz wurde ein Spiegelbild des seinen.

„Wann erhoffen Sie die Rückkehr des ‚Fram‘?“ fragte der Bürgermeister.

„Morgen, übermorgen, die nächste oder übernächste Woche — so habe ich es berechnet, und bisher haben alle meine Berechnungen gestimmt“.

„Es wäre ein Glück ohnegleichen!“

Am Tag darauf, den 20. August, klopfte Baden-Powell morgens an die Tür seiner Gäste an.

„Lieber Doktor Nansen, ein Mann will Sie dringendst sprechen!“

Seit Eva da war, hatte Nansen das Frühaufstehen aufgegeben, gerade am Morgen plauderte es sich am besten von den vielen großen Erlebnissen der letzten drei Jahre.

Er warf sich einen Mantel um, trat heraus. „Für mich ist jetzt nur eines dringlich; Nachricht vom ‚Fram‘!“

Der fremde Herr verneigte sich. „Ich bin der Leiter des hiesigen

Postamts und fühle mich unendlich froh, Ihren Wunsch erfüllen zu können.“

Er überreichte ihm ein Telegramm, Nansen flog es durch, las es laut vor sich hin.

„Skjærvö, 20. August 1896 früh. Fram heute in gutem Zustand hier angekommen, geht sofort nach Tromsö weiter, an Bord alles wohl, willkommen in der Heimat, Sverdrup.“

Ein paarmal wiederholte er den Text, immer lauter, zuletzt schrie er ihn aus. Eva kam im Schlafrock aus der Kajüte, lehnte sich an ihn, las nun auch mit.

„Jetzt sind alle unsere Wünsche erfüllt — unser Glück vollendet sich!“

Die „Otaria“ fuhr dem „Fram“ nach Tromsö entgegen. Nansen war ein wenig schweigsam geworden, aber man sah es ihm an, daß er innerlich bewegt war wie noch nie.

Er erinnerte sich, wie er den „Fram“ zum letztenmal sah; als Gefangenen des Eises. Aber jetzt hatte sich das wunderbare Schiff wieder aus dem Eis befreit, fuhr durch heimatliche Gewässer — welch froheste Botschaft! Immer wieder malte er sich das Wiedersehen mit den Gefährten aus; seine Hände streckten sich oft wie sinnlos vor, aber es war nur ein Vorkosten, wie er jeden einzelnen der Getreuen an sich ziehen und umarmen wollte; seine Lippen murmelten die Worte der Begrüßung, die er an sie richten wollte, an jeden nach seiner Art; seine Augen suchten sie, seine Gedanken eilten ihnen entgegen, und manchmal glaubte er schon die Dampfpeife des „Fram“ zu hören, als ersten Willkommensgruß.

Doch die Wirklichkeit übertraf noch alle Erwartung.

Wie eine entfesselte Elementargewalt brach sich die Freude Bahn.

Als die „Otaria“ und der „Fram“ Bord an Bord vor Anker gingen, wurden die taktmäßigen drei englischen Hurras der „Otaria“ von den Fram-Leuten neunmal imgleichen Rhythmus erwidert. Dann kamen Nansen und Johansen an Bord des „Fram“, und nun über-

stiegen die Freudebezeugungen schon so sehr jedes Maß, daß Nansen zuletzt leise mahnen mußte: „Wir haben viel geleistet, vielleicht mehr als andere, aber viel weniger geopfert — und wir haben mehr Glück gehabt als alle anderen zusammen!“

Leutnant Scott-Hansen, der jüngste von allen mit seinen fünf- undzwanzig Jahren, hatte dafür nur sein helles Knabenlachen als Antwort. „Ende gut, alles gut, wir sind glücklich wie noch nie — sollen wir da noch fragen, ob wir das unserer Tüchtigkeit verdanken oder einem guten Geschick?“

Aber als sie zur „Otaria“ hinübere ruderten, wohin sie Baden-Powell zu einer Jause gebeten hatte, wurde Nansen wieder etwas einsilbig.

Lag nicht von allem Anfang an eine rätselhafte Gnade auf seinem Unternehmen? Niemals geriet der „Fram“ in eine von jenen ganz schweren Eispressungen, wie sie von anderen Expeditionen geschildert wurden — wer durfte behaupten, daß das Schiff auch solche katastrophale Pressungen hätte aushalten müssen, trotz seiner idealen Bauart? Und nie war auch nur ein Mann der Besatzung ernstlich krank, nicht einen Tag lang fiel einer bei der ihm zugewiesenen Beschäftigung aus — lag nicht auch darin mehr als die Folge einer trefflichen Organisation? Als sich einmal, schon auf dem Rückweg von der Schlittenreise, die beiden Kajaks aus ihrer Vertäuung lösten, aufs Meer hinaustrieben und Nansen in das eisige Wasser springen mußte, um die beiden Boote wieder einzufangen und damit sein und Johansens Leben zu retten — behütete ihn nicht auch da eine Vorsehung, daß er mit der buchstäblich allerletzten Kraft die Kajaks erreichen und sich auf sie hinaufschwingen konnte? Auch nicht ein Schwimmtempo mehr hätte er noch machen können, so sehr hatten ihn die fast übermenschlichen Anstrengungen und die eisige Kälte erschöpft. Und eine ähnliche Gnade wurde ihm zuteil, als später einmal ein riesiger Walroßbulle das Boot angriff, die Segeltuchhaut aufriß

und sie gerade noch eine Sekunde vor dem Sinken die nächste rettende Eisscholle erreichten.

Sein stolzes Siegesgefühl drängte diese Gedanken wieder zur Seite, ließ ihn in der Vorahnung neuer Triumphe schwelgen; die auf dieser Fahrt gewonnenen Erfahrungen gaben die Gewißheit, auf einer zweiten Polreise wirklich den Nordpol zu erreichen, auf einer dritten die Eroberung des Südpols zu versuchen. Auch hier bürgte sein Glück für den Erfolg!

Er war jung, er war nun weltberühmt. Um seine erste Expedition hatte er noch kämpfen müssen, für jede folgende fand er die Unterstützung der ganzen Welt. Zugreifen mußte er — sein Glück tat das übrige!

Er kam nicht dazu, diese Gedanken weiter auszuspinnen, das Boot legte bei der „Otaria“ an.

Am Abend gab die Stadt Tromsö natürlich auch ein Festbankett. Diesmal waren sie schon alle vereint, allen galt der Jubel, die gemeinsame Tat war vom gemeinsamen Erfolg verklärt worden. Männer standen zueinander, wie Helden in alten Zeiten, und alle Ehre, die sie ihrem Führer zollten, boten sie nach alter Art auch dessen Frau dar.

Betäubende Jubelrufe strömten über Nansen und Eva hin, und plötzlich sprang Nansen auf, hob Eva in seinen Armen hoch, daß sie über alle hinsah und von allen gesehen werden konnte, hielt sie so über sich wie ein glücklich strahlender Wikinger sein junges Weib bei einem großen Festmahl.

Heldische Überlieferung, stolze Gegenwart geworden — jeder einzelne empfand die seltsame Gewalt dieser Stunde, und nach einem kurzen Atemholen brach eine Begeisterung los, die bei diesen kühlen, harten Menschen des Nordens nur zu verstehen war, weil sich die Glücksstunden von Jahrzehnten in die Freudenseligkeit eines überwältigenden Augenblicks zusammendrängten.

Eva winkte mit beiden Händen den Festgästen zu, dankte ihnen

immer wieder mit lachendem Mund und lächelnden Augen, aber ihre Hand suchte die des Gatten, fand sie, und im leisen Druck strömte alles Übermaß ihrer Beglückung auf den Mann über, den sie liebte, und ein zartes Streicheln der Finger fragte: Gibt es in dieser Stunde auf der Welt eine glücklichere Frau als mich?

Nein, es gab keine, und auch für den Mann konnte nie mehr ein vollkommeneres Glück kommen, auch nicht aus einem neuen, größten Triumph heraus.

„Ich habe es nicht nötig, bescheiden zu sein . . .“, sagte Nansen zu sich selbst. „Aber ich will mich mit dem bescheiden, was mir das Glück bis jetzt zugeteilt hat — nie wieder darf ich mein Schicksal herausfordern!“

Er ließ Eva wieder sanft auf ihren Sitz gleiten, erhob sein Glas. „Diesen Trunk der Frau, die drei Jahre um mich gebangt hat — doch nun nie wieder bangen wird!“ Und um seinen schon unumstößlichen Entschluß nicht bereits jetzt kundzutun, fügte er hinzu: „Sie weiß ja, daß das Glück mit mir ist!“

Neuer brausender Jubel erhob sich, alle tranken unter Hochrufen Eva zu.

Ein festlicher Tag folgte dem andern. Alle Schiffe, denen der „Fram“ begegnete, setzten Flaggensalut, das kleinste Fischerboot wie die größten Überseedampfer. Und in jeder Stadt gab es das nun schon gewohnte Festmahl.

Aber es gab nun doch einen neuen, alles Bisherige überragenden Höhepunkt: den Empfang in Christiania am 9. September 1896.

Ein siegreich heimkehrender Fürst hätte nicht glorreicher geehrt werden können, als es hier mit Nansen und seinen Gefährten geschah. Hunderte von Schiffen aller Art, schwarz von Menschen, warteten schon am Eingang des Christiania-Fjords auf den „Fram“ und gaben ihm das Ehrengeläute.

Mit wehenden Flaggen grüßte man die Polarmänner, mit fröh-

licher Musik und endlosen Freuderufen. Eine Summe von Beglückung gab das, die man wie einen wohligen Hauch spürte oder wie einen sanften, leichten, schwebenden Druck von lieben Händen. Man atmete diese Freude ein und fühlte ein sonderbares Durchströmen von Seligkeit im ganzen Körper, und die Gedanken wiegten sich darin wie Wolken in milder Luft. Immer wieder fluteten solche Wellen des Jubels heran und gaben dem Herzen einen eiligeren, wundervoll belebten Schlag. Und herrschte ein paar Augenblicke Stille, so brachte das ein frohes Verweilen bei sich selbst.

Und dann wehte wieder durch den ganzen Fjord ein einziges rauschendes Bewillkommen.

Das Gedränge der Boote wurde beinahe schon beängstigend, als der „Fram“ in die Bucht von Pipperviken einfuhr. Die Festung Akershus sandte aus ihren großen Kanonen dreizehn Salutschüsse, die Kriegsschiffe folgten mit der gleichen Ehrung. Am Kai ging die Reichsflagge hoch, der König und der Kronprinz warteten zum Empfang, sie waren eigens von Stockholm gekommen, um die „Fram“-Leute auf dem Boden der norwegischen Hauptstadt zu begrüßen.

Eine Staatsbarkasse brachte sie ans Land. Die Musikkapellen spielten einen Choral und dann die Hymne des Landes. Vielleicht hunderttausend Menschen sangen sie, zwanzigtausend Gäste aus Norwegen und der ganzen Welt hatten sich zu ihnen gesellt.

Die Hymne dauerte noch an, als Nansen, von seinen Gefährten gefolgt, die Stufen des Kais hinaufstieg.

Bisher hatten ihn nur die Menschen, die Landsleute begrüßt, nun grüßte ihn das Land selbst, neigte sich bewundernd vor seinem großen Sohn.

Eine unsagbare Verbundenheit sprach aus dem allen, ein Aufgehen des einen in den Unzähligen, der Unzähligen in dem einen. Die Wurzeln wurden bewußt, mit denen auch der Größte, der sich der ganzen Welt zugehörig fühlt, in seiner Heimat haftet, und die

Heimat gab ihm wieder die Kraft zu seiner unvergleichlichen Leistung.

Wieder ein Übermaß an Glück — und wieder lockte der Ehrgeiz. Auch diese jubelnde, überwältigende Begeisterung ließ sich noch übertreffen, wenn er nach einer noch größeren Tat heimkehrte, etwa nach dem Erreichen eines der beiden Pole.

Sein Leben konnte einem höchsten, von keinem andern erreichbaren Gipfel entgegengehen — war es nicht seine Pflicht, es dafür einzusetzen?

Noch einmal wurde er schwankend, verschob die Entscheidung.

Der König, der Kronprinz, die Minister, der Bürgermeister, die Professoren der Universität, illustre ausländische Gäste drückten ihm glückwünschend die Hand. Wie ein Rausch fiel ihn all dieser Jubel an. Alle Häuser waren festlich geschmückt, aus allen Fenstern winkte man ihm zu. Sogar ein paar Triumphportalen waren errichtet, eine davon formierten die Turner der Stadt in lebender Pyramide.

Man mußte wirklich taumelig werden, zu viel des Glücks ergoß sich auf den einen und seine Gefährten. Wie in einem wachen Traum glitten sie dahin.

In einer kleinen Atempause teilte der Ministerpräsident Nansen die geplanten Auszeichnungen mit. Nansen erhielt die höchste, die das Land zu vergeben hatte, das Großkreuz des Olaf-Ordens, auch Sverdrup und die Offiziere wurden entsprechend bedacht.

Nansen fuhr auf. „Und meine Mannschaft?“

Der Minister wurde ein wenig verlegen. „Es handelt sich doch nur um ganz gewöhnliche Matrosen!“

„Auf der ‚Fram‘ war jeder jedem gleich, Exzellenz! Ich half ebenso beim Kohlschippen wie der ‚gewöhnliche Matrose‘! Alle waren sie meine Gefährten und Freunde, jede Gefahr war uns gemeinsam, und darum gebührt uns auch eine gemeinsame Ehrung! Ich nehme keinen Orden an, ehe nicht auch jeder der Leute vom ‚Fram‘ die verdiente Auszeichnung bekommen hat!“

„In diesem Fall, lieber Doktor Nansen, ist Ihr Wunsch auch für die Regierung ein unabweislicher Auftrag!“

Ein Empfang in der Universität schloß sich an, ein Festbankett im Rathaus zu hundert Gedecken und am Tag darauf ein Festessen mit tausend Gästen.

Und immer wieder glich das Leben einem seligen Rausch.

Bis am dritten Tag die Ermüdung kam, der leise Überdruß.

Besteht das Leben denn nur noch aus Festen? Ruhe . . . endlich Ruhe!

Am vierten Tag sagte Nansen all die verschiedenen kleinen Feierlichkeiten ab, die noch geplant waren.

„Ich bin nicht ganz wohl, vielleicht auch nur erschöpft!“

Aber er blieb den ganzen Tag daheim, entwarf Zeichnungen in altnorwegischem Stil für das Haus, das er sich in einem Vorort von Christiania bauen wollte.

„So, Eva — das wird unser künftiges Heim!“

„Schön . . ., wunderschön . . ., ganz nach meinen Wünschen und Träumen. Aber wie lange wird dich dieses Heim halten?“

„Für immer, Eva. Für immer.“

„Und deine großen neuen Pläne, von denen sogar schon die Zeitungen berichten?“

„Bleiben Pläne, unerfüllbare Wünsche, Träume. Ich will nicht mein Schicksal herausfordern. Ich hatte Glück, wie vielleicht keiner zuvor, der auf Nordfahrt ging, und ich weiß, daß ich hier auf einem Gipfel stand, den ich nie mehr erreichen werde. An was immer ich noch gehe, nie mehr wird mir ein solches Glück zur Seite stehen.“

„So sprichst du, Fridtjof, bei dem der Wagemut sonst keine Grenzen kannte?“

„Ich habe gelernt, daß jedes Wagnis zu frevelhaftem Übermut wird, wenn die Vernunft nicht mehr die Führung behält. Vielleicht darf der darüber hinweggehen, der um jeden Preis einen Aufstieg erzwingen muß. Aber steht man einmal oben, ganz oben, dann gibt

es nur noch den Abstieg. Wer klug ist, gestaltet ihn so sanft, daß er kaum zu spüren ist. Wer frevelt, stürzt dabei zu Tod. Ich aber will der sein, der das Maß in sich hat, das große ewige Maß alles Handelns, das Maß für sich selbst und die Welt.“

„Ich bin glücklich, daß du mir nun für immer bleibst. Aber wirst du, der Mann der Tat, dich wirklich zu keiner Tat mehr bekennen können?“

„Meine Tat ist getan. Ich weiß um mein Gesetz, ich habe es erfüllt. Es bleibt mir noch für ein ganzes Leben zu forschen und zu wirken, aber es gibt für mich nichts mehr zu wagen. Und ich bin nicht einmal traurig darüber. Nur der vollendet sich selbst, der sein großes Werk überdauert, es von allen Seiten, aus immer größerer Ferne und darum um so klarer erschaut. Dieses restlose Wissen um sich selbst scheint mir die wahre, höchste Vollendung.“

„Und ich brauche nicht mehr um dich zu bangen — das ist meine Vollendung, die der Frau. Aber wirst du die Enge ertragen?“

„Mir bleiben doch noch immer die Träume, Eva! Die grenzenlose Welt der Träume! Reicher werde ich werden, reicher als je zuvor — welchen Wert hätte denn das Leben ohne seine Träume?“

Die Antarktis bleibt sonderbarerweise ein halbes Jahrhundert lang vernachlässigt. Nur ein Meisterwerk der Romanliteratur beschäftigt sich mit ihr: „Die Abenteuer des Arthur Gordon Pym“ von Edgar Allan Poe, die ein paar Jahrzehnte später in Jules Vernes „Die Eissphinx“ eine gar nicht üble Fortsetzung erfahren haben.

Ende 1894 läßt sich der junge norwegische Naturwissenschaftler Carsten Borchgrevink, der in Sidney eine Stellung gefunden hat, auf dem Robbenjäger „Antarktic“ als gewöhnlicher Matrose anheuern und betritt dann am 23. Jänner 1895 als erster Mensch in der Nähe von Kap Adare den Boden des antarktischen Kontinents.

Der Bann der Unzugänglichkeit scheint gebrochen.

Zu Beginn 1898 untersucht eine belgische Expedition unter Leutnant Adrian de Gerlache den Palmer-Archipel und das Graham-Land und wagt auch die erste Überwinterung in der Antarktis.

Im Südpolarwinter 1898/99 unternimmt Borchgrevink eine zweite Expedition, nunmehr auf einem eigenen Schiff, der „Southern Cross“, baut an der gleichen Stelle, wo er als erster den antarktischen Kontinent betrat, ein Holzhaus und überwintert dort.

Im Internationalen Polarjahr 1902 gehen gleich drei Expeditionen auf einmal in die Antarktis: eine deutsche unter Erich von Drygalski auf der „Gauß“, eine englische unter Commander Robert Scott auf der „Discovery“ und eine schwedische unter Dr. Otto Nordenskiöld, einem Neffen des Entdeckers der Nordostpassage, auf der alten „Antarktic“ Borchgrevinks.

Drygalski entdeckt eine bisher unbekannte Küste des Südpolkontinents und nennt sie „Wilhelm-II.-Land“, macht auch einige Schlittenreisen auf dem Festland.

Die „Discovery“ überwintert im Mac-Murdo-Sund zwischen dem Viktoria-Land und der Insel, auf der sich die Vulkane Erebus und Terror befinden, Scott unternimmt mit Leutnant Shackleton den ersten Vorstoß zum Südpol und gelangt bis $82^{\circ}17'$.

Bunt bewegt sind die Schicksale der schwedischen Expedition. Programmgemäß läßt sich Nordenskiöld mit fünf Gefährten an der Ostküste von Graham-Land an Land setzen, um dort zu überwintern. Die „Antarktic“ sollte sie im nächsten Sommer abholen, kommt aber nicht. Die sechs müssen einen zweiten Winter in der Hütte verbringen. Auf einer Schlittenreise begegnet Nordenskiöld drei Kameraden von der „Antarktic“. Das Schiff hat wegen der schlechten Eisverhältnisse das Winterlager nicht erreichen können, drei Mann wollen zu Fuß dahin, verlieren einen Teil ihres Proviant, müssen in einer kleinen Steinhütte überwintern. Und nur hundert Kilometer davon entfernt überwintert auch die Mannschaft der „Antarktic“, das Schiff ist vom Eis zerdrückt worden, doch sie haben alle Ausrüstung retten können.

Inzwischen ist aber ein uruguayisches Kriegsschiff zum Entsatz in die Antarktis gedampft, holt die Mannschaft vom Winterlager und die drei Mann, die später zu ihr gestoßen sind, und am gleichen Tag trifft ein Teil der „Antarktic“-Mannschaft ein! Den Rest holen die Uruguayer, alles Unheil hat sich zu einem fast unwahrscheinlichen Glück gewandelt.

1908 macht sich Shackleton selbstständig, ersteigt als erster den über 4000 Meter hohen Vulkan Erebus und unternimmt dann den Vorstoß zum Südpol. Aber der Proviant reicht nicht, und er muß 180 Kilometer vor dem Südpol auf ganz leichtem Terrain umkehren. Eine andere Abteilung unter Dr. Douglas Mawson erreicht als erste den magnetischen Südpol.

Shackleton wird wieder von Scott gefolgt, der diesmal ganz bestimmt den Südpol erreichen will. Scotts Schiff, die „Terra nova“, trägt die beste Ausrüstung, die bis dahin eine antarktische Expedition

besaß, und der Erfolg muß mit fast mathematischer Gewißheit eintreten.

Zur gleichen Zeit rüstet aber auch Roald Amundsen zu einer Südpolarexpedition, weiß jedoch seinen Plan so geheim zu halten, daß die Welt erst bei seiner Abreise von Madeira davon erfährt. Scotts Schiff „Terra nova“ sichtet bei einer Rekognoszierung längs der großen Eisbarriere zum grenzenlosen Erstaunen der Mannschaft die Norweger und bringt die Nachricht ins Winterquartier. Amundsen aber steht als erster Mensch auf dem Südpol, einen Monat vor Scott.

D A S T O R A U S E I S

Der Sturm piff und schrie und gellte und tobte und heulte, daß die drei erschöpften Männer im Zelt mit letzter Kraft ihre Stimme ein wenig verstärken mußten, um einer den anderen zu hören.

„Es klingt wie eine Pauke, wenn die äußere Zeltwand an die innere schlägt“, meinte Wilson.

Bowers nickte. „Ein Wunder, daß sie noch nicht durchgerissen ist. Vier Tage dauert nun schon dieser Orkan, wie ihn wohl noch niemand in der Antarktis erlebt hat.“

Dumpf fährt die Stimme Scotts dazwischen. „Wie ihn noch keiner überlebt hat!“

Stärker denn je schlugen die gefrorenen Zeltwände aneinander. Wie die Schlußakkorde einer tragischen Symphonie hörte es sich an, und die drei zogen sich unwillkürlich tiefer in ihre Schlafsäcke zurück, erschauerten vor der Kälte und vor dem nahen Sterben.

Scott faßte sich als erster wieder. „Bowers, die Lampe ist — pardon, war Ihr Ressort. Bitte sehen Sie nach, wie lange sie noch brennen wird.“

„Wenn es gut geht, zwei Stunden.“

„Wird gerade reichen. Die Briefe an meine Frau, meine Angehörigen und Freunde sind schon geschrieben, jetzt kommt noch eine ausführliche Darstellung für die Öffentlichkeit. Die Welt hat ein Recht, Klarheit zu verlangen, warum die best-ausgerüstete Expedition, die sich je in die Antarktis wagte, so jämmerlich zugrunde ging. Ich muß es begreiflich machen, wieso wir hier, nach der Erreichung des Südpols, nach einem

Marsch von mehr als 1300 km, nur noch 200 km von unserer Basis, 20 km vom nächsten, rettenden Depot entfernt, so hoffnungslos zusammenbrechen konnten.“

„Es war eben alles gegen uns . . .“, murmelte Bowers.

„Das Schicksal — und die Elemente . . .“, ergänzte Wilson. „Auf dem Hinweg haben die mandschurischen Ponies versagt, an die wir so große Erwartungen knüpften, und auch das elende Wetter ließ uns so kostbare Zeit verlieren.“

Bowers nickte bitter. „Wir wären auch bei bestem Wetter die Zweiten gewesen. Amundsen kam vier Wochen vor uns ans Ziel, und wir hätten auch bei günstigsten Verhältnissen höchstens zwei Wochen aufholen können.“

„Daß wir die zweiten waren, das hat unser Herz gebrochen . . ., jetzt wissen wir es . . .“, flüsterte Scott vor sich hin. „Die ganz ungewöhnlich schlechten Schneeverhältnisse auf dem Rückmarsch, das unerklärliche Manko an Petroleum in den Depots, die unerwarteten und in keiner Weise vorherzusehenden Stürme, die uns oft tagelang ans Zelt fesselten, und nun der Orkan, der schon vier Tage ohne jede Minderung wütet, das alles vollendete nur das Schicksal, das uns auf dem Pol in Gestalt von Amundsens Zelt erwartete. Ich fühlte es schon damals: Es liegt keine Gnade auf uns. Nur Gott, der Herr, weiß, warum er sie uns weigerte. In unserer letzten Stunde wollen wir mit ihm nicht hadern, uns bloß geduldig in alles ergeben. Wir sterben ohne Schuld, und da wird uns wohl drüben die große Klarheit gewährt werden. Aber jetzt laßt mich meinen Bericht schreiben.“

Er richtete sich so gut es ging, den Schreibblock wieder zurecht, schärfte den Bleistift, wollte ihn ansetzen, zog ihn zurück. Auch der beiden Gefährten, die ihnen im Tod vorausgegangen waren, mußte er noch gedenken.

Evans war das erste Opfer des Rückmarsches. Sonderbar — gerade er! Der größte, kräftigste, unermüdlichste der fünf Mann

von der Polabteilung war er gewesen, ein Sturz in eine Spalte verursachte wohl eine Verletzung des Gehirns, und die Wetterunbilden besiegelten seinen Niederbruch.

Oates, Rittmeister Oates — wie ein antiker Held war er gestorben! Als er sah, daß seine Erschöpfung und seine erfrorenen Füße ihn marschunfähig machten, während die Rettung aller vom raschesten Erreichen des nächsten Depots abhing, da wankte er unter einem Vorwand vor das Zelt.

„Ich werde vielleicht einige Zeit ausbleiben . . .“

Und er kam nicht wieder. Die Gefährten sollten bei der eigenen Rettung nicht behindert sein.

Scott schloß die Augen, um irgendetwas besser zu sehen.

Standen nicht Evans und Oates hier im Zelt, nickten sie nicht ihm zu? Vertraut, lächelnd, verklärt? Nur mit einem seltsamen Blick, als müßten sie von einer unendlichen Höhe zur Tiefe blicken? Schwindelte es einen, wenn er ihren Augen begegnete, geriet man da nicht in ein seltsames Schweben, in ein bodenloses Gleiten?

Ein Dunkeln und Wiederaufflackern der Lampe riß ihn aus seiner Versunkenheit.

Nicht mit den Toten reden . . ., dazu war bald Zeit genug! Jetzt hatte er anderes zu tun: als Lebender eine letzte Botschaft an die Lebenden zu schreiben.

Er kam öfters ins Stocken, die Hand konnte den Gedanken nicht mehr recht folgen.

Wilson tat besorgt einen müden Griff nach der Lampe. „In längstens einer Viertelstunde geht unser Brennstoff zu Ende. Eine Tagereise vor unserem nächsten Depot . . .“

„Es ist ein Jammer . . .“, bestätigte Wilson. „Und draußen heult der Orkan mit fast urweltlicher Kraft.“

Scott schrieb die Schlußsätze.

„Wir können auf nichts mehr hoffen, wir werden bis zum

Ende ausharren, doch der Tod ist nicht mehr fern. Ich kann nicht weiter schreiben. Um Gottes willen, sorgt für unsere Hinterbliebenen!“

Erschöpft ließ er den Bleistift fallen, der sich in einer Falte des Schlafsacks verfing, tastete wieder nach ihm.

Das Letzte fehlte ja noch, die Unterschrift. Mit ruhiger Schrift setzte er seinen Namen unter den Bericht.

Der Name . . . , der blieb, dauerte in dieser Welt weiter und wohl auch in jener anderen, die schon ihre Pforten geöffnet hatte. Ungeheure Torflügel aus Eis, von Orkanen in ihren Angeln bewegt, sprangen auf — wie das Krachen, Bersten, Donnern einer gewaltigen Eispressung hörte es sich an.

Wieder öffneten sich Scotts Augen, Wilson hatte die Lampe noch einmal ganz aufgedreht.

„Nur noch ein paar Minuten Brennstoff — da soll die Lampe ihr Letztes hergeben, im eigenen Feuer ertrinken, nicht müde verlöschen wie wir!“

Bowers lüftete ein wenig die Eingangsklappe des Zeltens. Ein Sturmstoß wehte Schnee herein.

„Draußen ist es wegen des entsetzlichen Schneetreibens dunkler als hier im Zelt!“

„Draußen . . . , wie ist das schon so fern . . .“, murmelte Scott.

„Ja, ja . . .“, stimmte Wilson bei. „Was draußen ist, das war . . . , nur was wir fühlen und denken, das ist . . .“

„Aber ein paar Minuten sehen wir einander noch!“ fügte Bowers in fast kindlich-heiterem Ton hinzu.

Sie nickten einer zum andern hin, faßten sich im Blick, fühlten in den Augen der Gefährten einen Widerklang eigenen Empfindens, Treue, Freundschaft, Dank — vielleicht auch Mitleid konnte es sein. Aber langsam und dann immer rascher versank das alles — was bedeutete es noch, wenn man schon an der Schwelle stand, vor dem großen Tor?

Die Gesichter, die eben noch so deutlich zu erkennen waren, verschwammen, glichen Masken über Symbolen: Scott, der Wille und die Tat, Wilson, das Forschen und Wissen, Bowers, das Zustimmung, das Ausführen. Eine Sekunde lang schien es, als zeigten sich hinter jedem Tausende, Hunderttausende, eine ganze Menschheit: alle, alle sahen sie in diesem Augenblick, für alle Menschen standen sie drei hier ein, als wäre das Zelt die Welt, als wäre im kleinsten Raum alles weiteste Erstrecken beschlossen.

Ein Zucken der Lampe, ein hellstes Aufflackern — und dann das Dunkel.

Der letzte, eben noch erfaßte Gedanke halte ein wenig nach. Sie hatten jeder die Gefährten gesucht, fanden sie nur noch in einem fernen Erinnern, fast schon jenseits der Wirklichkeit.

So sah Wilson aus, daheim im Zoologischen Institut, über sein Mikroskop gebeugt; so Bowers, als Leutnant vor seiner Kompagnie marschierend, jung, froh, strahlend; und so Scott, von seiner ersten Expedition zurückgekehrt, in der Glorie des kühnen, einer großen Zukunft entgegengehenden Forscherhelden.

Auch diese Schau verflog, und jeder sah nur noch sich selber, als blickte er in einen Spiegel. Scott sah sich als junger Ehemann, Bowers an dem Tag, da er zum erstenmal die Leutnantsuniform trug, und Wilson, als er die erste wissenschaftliche Entdeckung niederschrieb, die seinen Namen bekannt machte.

Dann verlosch auch dieses Bild. Aus Dämmerungen stieg wieder das ungeheure Tor aus Eis auf, und dahinter breitete sich das Unsichtbare.

Ein leises Frösteln ging durch die müden Körper der drei. Mit einer letzten, fast schon unbewußten Bewegung zogen sie die Schlafsäcke enger an sich.

Eine kleine Weile war Stille.

„Also so ist das Sterben . . .“, dachte sich jeder der drei. „Man vermag kein Glied mehr zu rühren, aber man ist bloß müde,

nicht schläfrig, die Gedanken bleiben wach, sind nur ein wenig anders als sonst. Schade, daß man sie einander nicht mehr mitteilen kann — wer spricht noch, wer hört noch? Nur zu sich selber kann man noch reden . . .“

Riesenhaft, wie ein Himmelsbogen, wölbte sich hinter allen Gedanken ein Tor aus Eis.

„Warum sind wir hierher ins Polarland gekommen?“ fragte einer sich selbst. „Warum zogen wir durch diese Wüste aus Schnee und Eis, Tag um Tag, Woche um Woche, ohne etwas anderes zu sehen als die Male aus Schnee, die wir errichteten, um durch die gleiche Öde den Weg zurück zu finden?“

„Wir mußten, wir mußten!“ gab sich jeder selbst die Antwort. „Der Wille von Tausenden war in uns gesammelt, das Unbekannte zu erkennen, das Niegeschaute zu erschauen, das Niebetretene zu beschreiten.“

„Menschen waren wir!“ murmelten alle drei. „Die Erde ist des Menschen Besitz, und so lange er sie nicht ganz besitzt, hungert er nach ihr. Und wer von den einzelnen den vielen voraus sein will, muß dort sein, wo noch keiner war — in seinen Gedanken oder mit seinen Augen!“

„Über die Erde gehen, das ist noch immer nicht alles!“ erkannte Scott. „Über der Erde sein, das ist die Vollendung. Sind wir es schon?“

„Wir wollten hinauf, wir standen oben!“ kam die Antwort im Chor. „Vom Meer stiegen wir auf zum Pol wie zu einem Gipfel, das All-Menschliche in uns trieb uns an, das nach allem greift, um im irdischen Gleichnis das All zu begreifen.“

„Ja, weil wir ganz Menschen waren, darum begehrten wir das Ganze! Darum wichen wir nicht, ehe wir nicht am Ziel standen!“

„Aber von Anfang an wurden wir gemahnt, daß keine Gnade auf uns lag!“ klagte einer. „Warum kehrten wir nicht um?“

„Es ist groß, unter der Gnade zu sein!“ bestätigte Scott sich selbst. „Aber größer ist, wer ohne Gnade das Große erstrebt, und zum Größten wird der, der wider die Gnade handelt, den Fluch auf sich nimmt — und doch weiterschreitet nach eigenem Willen! Ein Gesetz erfüllen bedeutet nicht mehr, als gehorsam sein, wie es die Diener tun und die Sklaven. Aber dem Schicksal trotzen, das Gesetz brechen, aufrecht bleiben in jeglichem Sturm — das macht das Göttliche in uns frei! Oder wenigstens die heilige Empörung, gottähnlich zu sein und doch ein Mensch bleiben zu müssen! Luzifer gilt uns als tragischer Held, aber von den Engeln, die ihn schlugen, spricht niemand, sie erfüllten ja bloß einen Befehl — auch wenn er von Gott kam!“

„Und doch war ein anderer vor uns am Ziel!“

„Amundsen und die Seinen, sie waren die ersten, wir die zweiten — aber wir bleiben die Größeren! Von jenen wird man sagen: Sie hatten Glück. Uns wird man aber bewundern: sie hatten kein Glück, und trotzdem . . ., ja, bei uns war der Trotz, die Auflehnung, die Empörung, ein Hauch von Luzifer lag in uns! Unser wird man sich immer wieder liebend erinnern, die andern bloß verzeichnen. Sie gingen in die Geschichte ein, wir in die Herzen!“

„Doch der Weg dahin führt über den Tod . . .“, klagten sie alle drei.

Wieder sahen sie das gewaltige Tor aus Eis. Aber auf den Riesenflügeln erglänzten schon Ornamente aus Schnee, Eisblumen verschlangen sich zu Girlanden, die Querbalken funkelten, als wären sie aus Kristall gefügt, und auf den Riegeln schimmerten gefrorene Tropfen wie Perlen. Der Orkan, der die Flügel aufgerissen hatte, dauerte weiter, aber er tobte nicht mehr, zu einem Singen im Sturm war er geworden.

„Durch das Tor müssen wir . . ., und dahinter ist das ewige Dunkel!“

„Nicht verzagen!“ mahnte Scott sich selbst. „Am Pol waren wir, der uns im Gleichnis das Rätsel der Zeit erkennen läßt: sechs Monate Tag tauscht man dort für sechs Monate Nacht! Nirgendswo gibt es eine längere Nacht, und nirgends wird sie von einem längeren Tag gefolgt. Aber ist ein Dunkel schon eine Nacht? Woher wissen wir, daß nur der Tag Licht ist? Kann nicht das Dunkel ein viel größeres Licht in sich tragen, das unsere Augen nicht erkennen, das unsere Seelen erst erfassen können, wenn wir durch die große Pforte geschritten sind?“

Sie erschauerten wieder. Ihre Glieder waren wohl schon erstarrt, aber ihr Blut staute sich vor verschlossenen Adern, und das brachte auch in den Sinn ein leises Bangen. Es war schön, in Gedanken, die sich vorwitzig schon ein wenig über die Schwelle geschwungen hatten, das Sterben wie etwas Überwundenes zu schauen: von drüben wurde ja das Diesseits schon zu einem fernem Jenseits. Aber man war doch auch noch dem Körper verhaftet, und für den endete der Weg vor dem großen Tor . . .

Bei anderen Menschen ist das Sterben ein Verdämmern, ein Traumweg in die Nacht. Aber sie, die trotzig etwas Höchstes erzwangen, das ihnen versagt bleiben sollte, und im heiligen Rausch der Tat das Leben dafür gaben, waren vom Diesseits erlöst, ehe sie sich ganz davon lösten, ihr stolzer Wille war zu groß gewesen, als daß er mit dem Leben hätte enden können.

Ihre Körper hatten noch ein letztes stilles Wissen von sich selbst. Aber ihre Seelen badeten sich schon in jener hehren Klarheit, die den Bereichen jenseits von Leben und Tod zugehört.

Die Gnade, die ihnen bisher versagt blieb, senkte sich nun auf sie, denn sie hatten sie erzwungen.

Das Tor aus Eis ragte noch immer ins Unendliche. Aber Südlichter spielten schon um die Flügel, schienen sie von innen zu erhellen, als wären sie ein Teil ihres geheimnisvollen Wesens.

Pforten aus Licht . . ., aus grünen, gelben, roten Bändern schie-

nen sie gefügt, jede Starrheit wich, alles war ein Fließen, und alles Fließen wurde leuchtend zur Form. Strahlenkronen lagen darauf wie Embleme, Kaskaden wallten langsam über sie herab, zarteste, lichtgesponnene, in Buntheit zerronnene Draperien schlangen sich um sie, und Fackeln steilten auf wie Pfeiler.

Und eine Straße führte hindurch aus glitzerndem Schnee, der gefrorenem Licht glich, aus festem körnigem geschmeidigem Schnee, auf dem jeder Schritt elastisch federte, als gäbe ihm der Boden bei jedem Aufsetzen einen leisen Schwung — alles Schreiten wurde so zu einem Gleiten. Und die Schlitten, die man sonst immer keuchend hinter sich schleppen mußte, folgten von selbst, als trügen sie eine geheime Kraft des Bewegens in sich.

Jenseits des Tores aber, in dem großen Dunkel, wurden Umrisse sichtbar, den Depots glichen sie, die man nie erreichte, und etwas Hellere wogte um sie, wie flatternde Fahnen für festlichen Empfang.

„Leben wir noch? Sind wir schon tot?“ fragte einer sich selbst.

„Wir sind!“ kam als Antwort. „Wir schweben in der Zeit, sie trägt uns wie ein Strom, wir ruhen im Raum, und unsere Gedanken erfüllen ihn ganz. Wir sind schon alles, was wir denken können, und wir sind auch ein Gedanke des Alls.“

„Aber wir waren Menschen!“

„Wir bleiben es! Wir wandeln durch die Zeit, ohne uns zu verwandeln, und alles Enden ist bloß ein leises Ändern. Wellen im Geschehen sind wir, wogen auf und ab am gleichen Ort und dehnen uns doch ins Unbegrenzte aus. Wir waren glücklich — da ging die Welle hoch empor. Wir erfuhren viel Leid — da glitten wir tief in das Wellental. Immer und immer bleibt der Mensch er selber und auch ein Gleichnis von sich selbst.“

„Wozu das alles? Warum? Warum werden wir aufgerufen,

zu leben, und verurteilt zu sterben? Warum ruhen wir nicht ewig in uns selbst?“

„Weil das wahrhaft der Tod wäre! Und wir sterben, weil uns das den unwiderleglichsten Beweis für unser Leben gibt. Nacht muß sein, auf daß ein Tag kommen kann, und Leid, damit wir uns der Freude so ganz erfreuen können.“

„Dann wäre der Mensch der ewige Gegensatz in der Gleichform des Alls, das Ticken der Weltuhr durch die Ewigkeit. Die Reihe, die in sich selbst wiederkehrt, das Maß für das Ungemessene, die Begrenzung des Grenzenlosen im engen Raum des Gedankens!“

Sie öffneten noch einmal die Augen, nicht um zu schauen, bloß um zu erkennen, daß rings um den Körper schon ein undurchdringliches Dunkel war und in ihnen die große Helle. Sie lauschten noch ein wenig, und der Orkan brachte ihnen aus Urzeiten das Hohelied der Kraft. War das ein Triumphgesang ohnegleichen! Der Atem der Ewigkeit rauschte mit, im Pulsschlag des Alls ging der Rhythmus.

Die drei sahen sich noch einmal zum Pol schreiten — nein, fünf waren sie wieder, Evans und Oates hatten sich zu ihnen gesellt. Sie umschritten noch einmal den kleinen öden Fleck, nach dem all ihr Streben gegangen war, sie suchten nach der wolkenverhangenen Sonne, um ein kleines Instrument auf sie zu richten und so den Beweis zu errechnen, daß sie wirklich am Pol waren.

Doch plötzlich öffneten sich die Wolken oder der Himmel selbst, eine Sonne stand dort, strahlender als sie je ein Mensch erschaute, und doch so mild im Glanz, daß das Auge ihr Licht schlürfen konnte, wie die Lippen einen süßen Trank.

„Sind wir am Ziel?“ fragten sie sich wieder.

„Wohin wir blicken, ist Norden, und wo Norden ist, dort ist auch unsere Heimat!“

„Aber sind wir auch am Pol unseres Lebens, von wo uns jeder Schritt näher zu einer größeren Heimat führt?“

Sie wollten es messen, sie wollten es berechnen nach alter Gewohnheit. Aber sie griffen nicht mehr nach einem Instrument aus Messing und geschliffenem Glas, ihre Herzen hoben sie aus der Brust, hoben sie der Sonne entgegen, spähten mit verklärten Augen, ob das warme zuckende Fleisch den gleichen Glanz auf sich trug wie die Sonne, ob sein Schlag in gleichem Rhythmus ging mit dem Lichtatmen und Krafterbeben des Gestirns, ob all sein tieferes Wesen schon eingeordnet war in die mystische Harmonie des Kosmos.

Ein leises Rücken war noch notwendig, als streckte sich ein müder Leib im Sterben, ein Neigen, als sänke ein Haupt zur Brust, ein Aufrichten, als glitten Augen in innerer Schau über alle Horizonte zu einem seligen Zenit — und dann kam der hohe Einklang, das Zusammenströmen alles Denkens, Fühlens, Wünschens in einen Gipfel des Seins, wie alle Meridiane am Pol zusammenlaufen, ineinandergleiten und auf einmal nicht mehr sind, das Vereinen im Nichts, das zugleich alles ist, das Überströmen von Tag und Nacht in die rätselhaft-wunderbare Gleiche der Ewigkeit, wo das Licht wie ein Dunkel ist und jegliches Dunkel ein neues, herrliches, göttliches Licht.

Durch das Tor aus Eis schritten sie, die einmal Menschen der Erde waren, höhere Menschen wurden, und das Eis war wie ein Feuer, das milde wärmte, jeden Frost vergessen ließ. Ein Diamantlicht sandte es aus wie einen köstlichsten Trank, der jeden Durst stillte und jeden Hunger, ergoß es aus ewigen Depots, die sich nie erschöpften.

Das Schreiten ging schon ohne jegliche Schwere, war ein Wolkenschweben im weitesten Raum, und damit auch das Irdische noch ein letztes lächelndes Geleit gab, standen zu beiden Seiten Tausende von Pinguinen Spalier, neigten in

grotesker Ehrfurcht die spitzen schwarzen Köpfchen über der weißen Brust, versinnbildeten in diesen beiden Farben noch ein letztes Mal Licht und Schatten, Tag und Nacht auf der Erde — und dann kam das Reich jenseits des Tores, das ohne Ende ist und ohne Zeit, das Reich, wo die Menschen Gott begegnen, wenn sie ihn auf Erden gesucht haben.

Und alles Streben nach Großem, alles stille Heldentum und alle Erhabenheit der Seelen ist ein Weg zu Gott.

In zwei angrenzende Teile zerfällt ein Gebiet weit im Westfall-Meer gelegen, woszu den Polarkapitänen, der die Anstalten in der Richtung zum Nord-Meer überquert, doch bekannt ist, ein anderer Krupp entgegen, der etwa den Weg Anandrom einschlägt.

Die schone Planung scheitert leider an Goldmangel. Fühler kann nur ein Schiff ausreisen, dringt im Westfall-Meer weiter südlich vor als irgendjemand vor ihm, entdeckt dort auch eine Eismauer, analog der Süd-Barriere, und ohne Ausweichlinie, das Luftgold-Land und das Fühler-Land, gerät aber dann in eine Sackgasse und muß heim, da die Mittel für eine Fortsetzung der Expedition nicht auszureichen sind.

Shackleton nimmt Fühlers Plan auf, Kogland, bereits in ein ersten Weltkrieg verwickelt, bewilligt ihm wiederum die Mittel für zwei Schiffe. Die „Endurance“ geht ins Westfall-Meer, die „Aurora“ ins Nord-Meer, von beiden Schiffen sollen Polarstationen angelegt werden.

Die „Endurance“ wird vom Eis gedrückt, sinkt. Die Besatzung setzt sich auf eine Scholle, treibt mit ihr in fünfviertel Jahren bis zur Elephanten-Insel im Norden von Graham-Land. Der Proviant ist knapp geworden, und Shackleton wagt etwas Überhätiges. In einem Rettungsboot der „Endurance“ segelt er über 1200 km eines sturmreichen, eisbedeckten Meeres nach Süd-Georgia, überquert in einem mehr als ehestensüchtigen Marsch als erster die Gletscher des Inyl, ruhter, scheidet ein Entzetzschiff aus. Aber er findet die

Eine deutsche Expedition unter Wilhelm Filchner setzt sich ein ganz großes Ziel: sie will feststellen, ob das Weddell- Meer und das Roß- Meer zusammenhängen und der antarktische Kontinent so in zwei ungleiche Teile zerfällt. Ein Schiff soll ins Weddell- Meer gehen, wo es den Poltrupp absetzt, der die Antarktis in der Richtung zum Roß- Meer überquert; dort kommt ihm ein anderer Trupp entgegen, der etwa den Weg Amundsens einschlägt.

Die schöne Planung scheitert leider an Geldmangel. Filchner kann nur ein Schiff ausrüsten, dringt im Weddell- Meer weiter südlich vor als irgendeiner vor ihm, entdeckt dort auch eine Eis- mauer, analog der Roß- Barriere, und eine Küstenlinie, das Luit- pold- Land und das Filchner- Land, gerät aber dann in eine Eistrift und muß heim, da die Mittel für eine Fortsetzung der Expedition nicht aufzutreiben sind.

Shackleton nimmt Filchners Plan auf, England, bereits in den ersten Weltkrieg verwickelt, bewilligt ihm trotzdem die Mittel für zwei Schiffe. Die „Endurance“ geht ins Weddell- Meer, die „Aurora“ ins Roß- Meer, von beiden Schiffen sollen Polabteilungen ausgesandt werden.

Die „Endurance“ wird vom Eis zerdrückt, sinkt. Die Besatzung rettet sich auf eine Scholle, treibt mit ihr in fünfviertel Jahren bis zur Elefanten- Insel im Norden von Graham- Land. Der Proviant ist knapp geworden, und Shackleton wagt etwas Unerhörtes: In einem Rettungsboot der „Endurance“ segelt er über 1200 km eines stürmischen, eisbedeckten Meeres nach Süd- Georgien, überquert in einem mehr als abenteuerlichen Marsch als erster die Gletscher der Insel, rüstet sofort ein Entsatzschiff aus. Aber er findet die

Elefanten-Insel vom Eis blockiert, erst beim vierten Versuch kann er die Gefährten retten.

Auch die „Aurora“ hat schwer unter den schlimmen Eisverhältnissen zu leiden, muß vorzeitig umkehren, die zehn Mann, die sie auf Viktoria-Land zurückließ, hängen in der Luft, aber Shackleton organisiert auch hier die Rettung, kehrt mit seinen Leuten mitten im Krieg nach England zurück.

Nach dem Krieg findet Shackleton keine Geldgeber mehr, und die kleinen Mittel, die er auftreiben kann, reichen gerade hin, eine kleine arktische Expedition vorzubereiten, die von Kanada ausgehen soll. Shackleton will unter anderem auch nachprüfen, wer in dem üblen Streit zwischen Cook und Peary recht hat, denn allererste englische Fachleute haben auch in den Aufzeichnungen Pearys große Mängel, ja sogar nachweisbare Falschmeldungen gefunden.

Leider werden die bescheidenen geldlichen Zusagen im letzten Augenblick zurückgezogen, Shackleton stellt sich auf den Südpol um, stirbt aber plötzlich in Süd-Georgien.

Auch Australien beteiligt sich wieder an der Südpolarforschung, eine Expedition wird ausgerüstet, die unter der Führung von von Dr. Douglas Mawson steht.

STÄRKER ALS DER TOD

Sir Douglas Mawson konnte mit dem bisherigen Verlauf seiner antarktischen Expedition vollauf zufrieden sein.

Im antarktischen Sommer 1908/9 war er bei der Expedition Professor Davids Führer der Gruppe gewesen, die in Süd-Viktoria-Land den magnetischen Südpol entdeckte, und gelangte damit zu Ruhm über die ganze Welt hin. Damals begeisterte er sich an der abweisenden Öde der Antarktis, die mit berghohen Mauern von Eis gepanzert ist und wie furchtbare Geschosse ihre Orkane aussendet, die es in solcher Dauer und Urgewalt nirgends auf der Welt gibt. Der Jahresdurchschnitt der Windgeschwindigkeit beträgt in Europa etwa 16 km, in Adelie-Land stellte Mawson einen solchen von 80 km fest!

Das ungeheure antarktische Festland, der sechste Kontinent, ist das letzte Land der Erde, das so bleiben will, wie es in Urzeiten war, es birgt die letzten großen geographischen Rätsel dieser Welt, und wer an seine Verslossenheit rührt, der rührt auch an Abwehrkräfte, die geheimnisvoll sind wie das Land selbst.

Ohne den Einsatz des Lebens winkt hier kein Erfolg — doch hat das je einen abzuhalten vermocht, der das Große in sich trägt und an seine Berufung glaubt?

Mawson war einer von diesen Männern, und darum hatte er die erste australische Antarktis-Expedition angeregt. Sie sollte nach der Australien zunächstliegenden und trotzdem bisher unerforschten Küste der Antarktis führen, die sich zwischen dem von der deutschen Expedition Drygalski entdeckten Gauß-Berg und dem Kap Adare hinzog. Mawson fand in Australien bereitwillige Unterstützung, der Walfänger „Aurora“ wurde umgebaut, die Ausrüstung

und Verproviantierung entsprach den letzten Erfahrungen, und die Teilnehmer, meist Akademiker, waren sorgsam ausgewählt.

Zu Beginn 1912 setzte die „Aurora“ die Expeditionsteilnehmer an der Küste von Adelie-Land ab, eine geräumige Winterhütte wurde erbaut; im nächsten antarktischen Frühling, also im Herbst dieses Jahres, setzten sich sechs Schlittentrupps in Marsch, die das Land nach allen Richtungen zu erforschen hatten.

Den Trupp, der voraussichtlich auf die größten Schwierigkeiten stoßen mußte, führte Mawson selbst. Seine Begleiter waren Leutnant Ernest Ninnis und der Geologe Dr. Xaver Mertz, beides erprobte Hochalpinisten. Sie sollten das King-George-V.-Land durchqueren und dessen Küste kartieren. Auf jeden der drei Männer kam ein Schlitten mit 6 Hunden, der Proviant reichte für die doppelte Zeit, als sie ausbleiben wollten.

Jetzt hielten sie wieder eine Rast, Mertz pfiff vor sich hin, Ninnis zündete — zum zwanzigstenmal an diesem Tag — seine Pfeife an, und Mawson trennte ein paar Hunde, die zu raufen begonnen hatten.

„Ich hätte mir nicht gedacht, daß schon auf dem Hinweg ein Drittel der Hunde draufgeht!“

„Kein Wunder!“ meinte Ninnis. „Die Anstrengungen übertrafen ja doch jede Erwartung. Wir hatten zwei unbekannte, endlos breite und zerklüftete Gletscher zu überqueren — ein solches Gewirr von Spalten gibt es wohl in der ganzen Antarktis nicht!“

Mertz pfiff seine Kadenz aus. „Dafür haben wir eben einen von den drei Schlitten stehengelassen, so daß wieder auf jeden sechs von diesen Biestern kommen und wir nicht schärfer anzupacken brauchen als früher. Wir — meine Wenigkeit ausgenommen, denn ich habe das Glück, mit der Wegsuche betraut zu sein, und dazu gehört leichte Beweglichkeit!“

Mawson hieb mit der Peitsche nach ein paar anderen Hunden, um eine allgemeine Rauferei zu verhindern. „Wir wissen, daß dir

deswegen nicht weniger Mühe bleibt, du mußt so ziemlich den ganzen Weg zweimal machen, und du legst immer wieder Hand an, wenn wir, Ninnis oder ich, einen Schlitten nicht weiterbringen. Solche unregelmäßige Arbeit ermüdet noch viel mehr!“

„Mertz wird vor versammelter Front belobt und dankt in seiner gewohnten Art!“ Er pfiff wieder vergnügt vor sich hin. „Ich war eben immer für alles, was unregelmäßig ist — wer das Mäßige liebt, ist meiner Ansicht ein sehr mäßiger Mensch, in des Wortes un-guter Bedeutung.“

„Mußt du immer geistreich sein, Mertz?“

„Wer hat in unserem Proviant jeden Geist verpönt? Sir Douglas Mawson! Und was nicht in den Kanistern ist, muß man eben im Schädel mitführen.“

„Benzin hat bei gleichem Gewicht einen viel höheren Heizwert als Sprit.“

„In modernen Kochapparaten — zugegeben. Aber in einem so altertümlich konstruierten Verdauungsapparat?“

Nun lachte auch Ninnis. „Doug, du alter Temperenzler, heute, am Tag der glücklichen Umkehr, könntest du wirklich ein festliches Dinner geben. Mach endlich einmal die nette Reservekiste auf deinem Schlitten auf, wo die Schokolade, die Mandeln und Rosinen, das Puddingpulver und wer weiß was noch andere süße Sachen drin sind, vielleicht vergären sie in unseren armen ausgepichten Magen zu Alkohol!“

Mawson nickte einverständlich. Wenn er auch nicht rauchte oder trank, eine kleine Näscherei war ihm bei der Arbeit als Stimulans immer willkommen.

„Gut, heute abends wird die Süßkiste aufgemacht. Und dann weiter nach je hundert Kilometern von den fünfhundert, die wir bis zur Station noch vor uns haben.“

„Drei Hochs für Doug, den besten Mann in der Antarktis von den zwanzig, die derzeit diesen Kontinent ‚bevölkern‘!“

„Aber vorsichtigerweise erst am Abend, nach dem Dinner!“

„Ich danke für das rührende Vertrauen, meine Herren! Aber nun wieder Aufbruch!“

Die allgemeine gute Laune wurde auch dadurch nicht getrübt, daß sich der Weg heute besonders unangenehm anließ. Tiefe Gletschertäler waren zu überqueren, wo für den Ab- und den Aufstieg mühselig verwickelte Routen ausgekundet werden mußten; dann wurde der Gletscher wieder völlig ungangbar, so daß ein Ausbiegen auf den Abbruch zur Küste notwendig wurde, wo die Spalten noch zahlreicher, aber dafür leichter zu übersehen waren; ein paar mal blieben die Schlitten hängen, es kostete große Mühe, sie wieder flott zu machen, und die ungebärdigen Hunde taten das übrige.

Erst nach ein paar Stunden kamen sie wieder auf besseres Terrain, einen etwa zehn Kilometer breiten, schwach geneigten Gletscher, der, soweit man es übersehen konnte, keine Spalten aufwies.

„Wenn wir da drüber sind, schlagen wir das Lager auf!“ beantragte Ninnis. „Heute sehne ich mich schon nach der Ruhe — und außerdem nach dem Plumpudding!“

Dr. Mertz, der beim Aufziehen der Schlitten aus einer Schlucht mitgeholfen hatte, nahm wieder die Spitze, um wie immer die Oberfläche des Gletschers nach Spalten zu überprüfen.

Es zeigte sich nichts, Mertz legte ein flotteres Tempo vor, piff ein Marschlied, um auch die Gefährten anzufeuern.

Eine leichte Graufärbung des Schnees, verbunden mit einer kaum merkbaren Senkung der Oberfläche schien ihm verdächtig, er sondierte vorsichtig mit dem Stock, fand nichts Beunruhigendes, gab doch das vereinbarte Warnungszeichen, hob den Stock empor.

Mawson, der mit seinem Schlitten folgte, fand die Stelle auch nicht bedrohlich, setzte sich aber zur Vorsicht doch auf den Schlitten, um das eigene Gewicht auf eine größere Fläche zu verteilen, und gab das Warnungszeichen an Ninnis weiter, der ziemlich weitab nachkam.

Er sah sich noch nach ihm um und stimmte ihm bei, als er seinem Gespann eine andere Richtung gab, um die verdächtige Stelle nicht schief, sondern auf dem kürzesten Weg geradeaus zu queren.

Wenn es sich hier wirklich um eine verdeckte Spalte handelte, bildete der lange Schlitten so etwas wie eine Brücke.

Er selber war jedenfalls glatt darüber hinweggekommen, trieb die Hunde wieder zu schnellerem Lauf an. Mertz, der schon weit voraus war, blieb stehen und drehte sich um, wartete auf die Gefährten.

Doch plötzlich schien über sein Gesicht ein jähes Entsetzen zu gleiten, er schrie etwas Unverständliches, deutete nach rückwärts.

Mawson sah sich nun auch um, war ziemlich verwundert. Es gab doch nichts zu sehen!

Nichts, wirklich nichts. Aber nun schrak er jäh auf. Nichts — auch dort, wo Ninnis mit seinem Schlitten und seinem Gespann sein sollte!

Er sprang vom Schlitten ab, rannte zurück.

Eine breite Spalte gähnte, die Schneebrücke war durchgebrochen.

„Das Gletscherseil, Mertz!“

Mertz packte von Mawsons Schlitten das lange Seil aus, eilte zu Mawson, band ihn an, damit er sich über den Rand des Spalts beugen konnte.

Er war ungewöhnlich tief, der Grund ließ sich überhaupt nicht erkennen. Auf einem Vorsprung lagen zwei Hunde, der eine tot, der andere mit gebrochenem Rückgrat, daneben das zerrissene Zelt und ein Proviant sack. Auf die Rufe kam keine Antwort.

Mertz holte das Reserveseil, verknüpfte es mit dem andern, das ergab eine Länge von fast fünfzig Meter. Auch damit reichten sie nicht einmal bis zu dem ersten Vorsprung.

In der Tiefe blieb es stumm.

Mawson umging die Spalte in weitem Bogen, um längsseitig hinabblicken zu können. Abwechselnd riefen sie beide hinab.

Kein Laut kam herauf. Auch der eine Hund, der sich früher noch ein wenig geregt hatte, war verschwunden, offenbar stürzte er noch weiter in die Tiefe.

Die beiden Männer wollten es sich nicht zugestehen, daß sie mit dem unzureichenden Seil keine Hilfe bringen konnten.

„Ninnis kann durch den Fall auch bloß ohnmächtig geworden sein.“

„Gehirnerschütterung —, da dauert es manchmal an die drei Stunden, bis der Verunglückte wieder zu Bewußtsein kommt.“

„Solange müssen wir in regelmäßigen Abständen rufen.“

Sie legten sich einander gegenüber an den Rand des Spalts, riefen alle fünf Minuten den Namen des Gefährten.

Keine Antwort kam.

Um sich zu betäuben, riefen sie immer lauter. Und nun hallte ihr eigenes Wort dumpf herauf.

„Ninnis!“ schrien sie.

„Ninnis!“ gab das Eis als Antwort.

„Ninnis!“ brüllten sie in die Spalte hinunter.

„Ninnis!“ erwiderten das Dunkel und die Spalte ohne Grund.

„Ninnis!“ klang es aus einer Ferne zurück, die unendlich weit lag, vielleicht schon jenseits der Welt.

Nun schrien sie gemeinsam den Namen hinab, in hartem, zornigem Ton.

Sie fuhren zusammen. Nur wieder der Name kam als Antwort. Aber mit einem erschreckenden, entsetzlichen Nachklang, als müßte das Wort seinen Weg zwischen endlosen Mauern nehmen und bräche sich an einem geschlossenen Tor. Ein Grauen klang darin mit, und etwas wie ein Wehschrei vibrierte lange noch nach.

Ein letztesmal versuchten sie es mit all ihrer Kraft, bereuten es sofort.

Jetzt schwang sich der Widerhall auf wie ein Nebel, wie eine Wolke, verdichtete sich zu etwas Unbegreifbarem, zu einer Schwere, die sich würgend um ihren Hals, ihren Körper und auch um alle ihre Gedanken legte.

„Ninnis!“ klang es herauf, nicht mehr als Antwort, schon als wilder, fordernder Ruf.

Wie von einer schweren Last gezogen schoben sich beide noch weiter vor, konnten im nächsten Augenblick das Übergewicht bekommen. Und ihre Gedanken eilten voraus in die Tiefe.

„Ninnis . . ., Ninnis . . .“, flüsterten sie mit geschlossenen Augen, um so den Verschollenen wieder sehen zu können. Und er stand auch schon vor ihnen, nur ein wenig starr, ein wenig farblos, ein wenig seltsam und fremd . . ., und in den unbewegt vorausblickenden Augen lag ein bannendes, lähmendes Grauen.

„Nein, ich lebe noch, ich will leben!“ schrie Mawson, um sich aus der furchtbaren Vision herauszureißen.

Zur gleichen Zeit erhob sich auch Mertz. Aber er schwankte, brauchte eine ganze Weile, bis er wieder so aufrecht stand wie Mawson.

„Es ist umsonst . . .“

„Unsere Seile reichen nicht . . .“

„Und niemals vermögen zwei Menschen einen dritten frei an einem Seil aufzuziehen.“

„Es ist jedenfalls besser . . .“

„Daß er tot ist . . .“, wollte Mawson ergänzen, schauderte vor dem Wort zurück. „ . . . daß es so ist . . ., aber wir wollen für ihn beten . . .“

„Und auch für uns, das geht dann gleich in einem.“

„Wir werden uns heute zum Dinner wirklich mit den Süßigkeiten behelfen müssen.“

„Der ganze andere Proviant liegt ja unten in der Spalte.“

„Wir werden die Hunde der Reihe nach schlachten, das verschafft uns Fleisch.“

„Ich schlage dir vor, Doug: Wandern wir längs der Küste weiter. Da können wir vielleicht ein paar Robben erschlagen.“

„Ja, vielleicht. Und sicher brauchen wir um eine Woche länger zur Station. Das dürfen wir jetzt nicht mehr riskieren.“

„Wir müssen es, Doug!“ kam die schon etwas gereizte Antwort. Mawson riß zornig den Kopf hoch. „Ich habe zu befehlen — noch immer gibt es hier nur einen Willen, den meinen!“

Es war das erstemal, daß es einen Streit zwischen den beiden Freunden gab. An diesem Abend sprachen sie nichts mehr miteinander. Alle Arbeit geschah stumm. Und auch ohne ein Wort schlugen sie das kleine Reservezelt auf, ohne ein „Gute Nacht!“ krochen sie in ihre Schlafsäcke.

Sinnlose Träume unterbrachen immer wieder ihren Schlaf. Einmal schrie Mawson auf: die unheilvolle Spalte zeigte sich, Ninnis schien aus ihr zu entschweben, im nächsten Augenblick wandelte sich seine Gestalt in ein Todesgespenst, und dann war davon nur eine Hand zu sehen, eine frei in der Luft ruhende, zum Greifen geöffnete Riesenfaust, die wie das Maul eines spukhaften Tieres auf Beute lauerte.

Ganz langsam, wie an einer Schnur gezogen, glitt die Hand auf ihn zu, faßte nun die seine — eine unbeschreibliche Kälte kam von dieser Berührung, eine qualvoll zögernde Lähmung. Aber mit letzter, verzweifelter Kraft packten seine eigenen Finger die Totenhand, zerbrachen ihre Knochen, und wie Splitter fielen sie in die Tiefe.

In der nächsten Sekunde erwachte Mawson. Seine Rechte war außerhalb des Schlafsackes geraten und halb erfroren. Er mußte die starren Finger lange reiben, bis wieder Blut in sie kam.

Undeutliche, angstvolle Gesichter verfolgten ihn weiter, ohne daß er sich ihrer am Morgen entsinnen konnte.

Am nächsten Tag, den 15. Dezember, begannen sie den Rückmarsch quer über den Gebirgskamm, ungefähr auf der gleichen Route wie beim Hinweg. Sie hatten ein gutes Vorzeichen: Am späten Nachmittag stießen sie auf den Reserveschlitten, den sie auf dem Hinweg als entbehrlich stehengelassen hatten. Jetzt war alles, was er noch barg, willkommene Hilfe, sogar das Zelt konnte etwas erweitert werden.

Doch von den sechs Hunden, die ihnen nach dem Unfall noch geblieben waren, mußten sie den ersten schlachten, um den kargen Proviant zu sparen.

Trotz der Entbehrungen spannten sie ihre Kräfte auf das äußerste an, marschierten unbekümmert darauflos, ohne auf Risse und Spalten zu achten.

„Fällt mir nicht ein, auch nur einmal mit dem Stock zu sondieren!“ erklärte Mertz.

„Hier wird nur eines sondiert: wir selber! Der Tod klopft jeden Morgen an unsere Brust, horcht jeden Abend unser Herz ab — doch ich habe dafür nur ein Lachen! Einmal hat er mich versäumt, als ich vor Ninnis über die Spalte ging, und seitdem weiß ich, daß ich ihm entrinnen kann, wenn ich es nur will! Und ich will es!“

Mertz erwiderte nichts, begann nach langem wieder einmal ein Studentenlied zu pfeifen.

Mawson fand, daß es merkwürdig hohl klang, schielte zu dem Gefährten hin, schrak zurück.

War er selber denn schon so irr, daß er statt des Freundes den Tod als Begleiter sah? Es dauerte geraume Zeit, und er mußte seinen ganzen Willen aufbieten, bis er Mertz wieder klar sah.

Zu Weihnachten hatten sie trotz aller Mühen und Gefahren die Hälfte des Weges zur Station zurückgelegt, es blieben noch etwa zweihundertfünfzig Kilometer, unter normalen Verhältnissen ein Marsch von höchstens zwei Wochen.

Am 28. Dezember mußte der letzte Hund geschlachtet werden. Er war schon so abgemagert, daß das Geschirr an ihm herabfiel. Trotzdem, die zähen Reste seiner Muskeln gaben ein Mittagessen und ein Nachtmahl, jeder Knochen wurde bis auf die letzte Faser abgenagt.

Der Kopf blieb für das nächste Frühstück. Ein Gerät zum Spalten fehlte ihnen, also rissen sie abwechselnd mit den Zähnen die winzigen Fleischfetzen herunter.

Mittags meinte Mertz so nebenher: „Eigentlich bin ich froh, daß wir mit den Hunden fertig sind — mein Magen konnte nicht mehr mit. Was von dem vorletzten Hund noch da ist, mußt du auf dich nehmen . . ., ich bringe es beim besten Willen nicht mehr hinunter . . .“

Ein krampfhaftes Erbrechen bestätigte seine Worte.

„Dann wirst du dich eben mit der Schokolade, den Mandeln und Rosinen behelfen.“

Die Koständerung verfehlte nicht ihre Wirkung. Am letzten Tag des Jahres legten sie einen Marsch von vierundzwanzig Kilometern zurück.

Dafür fühlte sich Mawson wieder einmal seelisch nicht auf der Höhe. Er glaubte ein Flimmern vor den Augen zu spüren, es war aber eher eine Wirrnis in seinen Gedanken, immer wieder tauchte wie aus einem Traum eine Spukgestalt auf, verdichtete sich zu einem schmalen, in gleichem Schritt mit ihm dahinziehenden Schneemann, dem die Schneehülle ganz sonderbar schlotterte, als wäre sie nur ein Laken über einem Gerippe.

Die Augen unter der Pelzkappe lagen unheimlich tief, und die Hände . . ., nein, auf die durfte man nicht sehen, die glichen kleinen abgenagten Hundeknochen! Erst wenn er den verworrenen Blick mit aller Kraft konzentrierte, erkannte er Mertz, der immer mühsamer neben ihm schritt und kaum mehr beim Ziehen des Schlittens half.

„Heute mußt du ein paar Biskuits essen, du kommst ja ganz von Kraft!“

Mertz knabberte ein winziges Stückchen nach dem andern herunter.

„Es geht beim besten Willen nicht, Doug. Ich habe so gar keinen Appetit.“

Die Tagesmärsche wurden immer kürzer. Mertz magerte so rapid ab, daß Mawson manchmal in Zweifel geriet: hatte er vor ein paar Tagen wirklich eine Spukgestalt gesehen oder nur das Aussehen des Freundes vorausgeahnt?

Zuletzt fühlte sich Mertz so elend, daß er sich auf den Schlitten setzen und von Mawson ziehen lassen mußte.

Aber Mawson, allein vor die doppelte Last gestellt, bewältigte heute eine größere Strecke als am Vortag, irgend etwas hetzte ihn, und in einem grotesken Wahn spielte er immer wieder mit dem Gedanken, der Tod hockte auf dem Schlitten und ließe sich von ihm über Schründe und Klüfte ziehen.

Manchmal sah er sich verstohlen um — und erschrak wirklich. Wie Mertz mit eingefallenen Wangen, mit Augen, die in ihren Höhlen verschwunden zu sein schienen, zusammengekrümmt auf dem Schlitten kauerte, glich er wahrlich einem Gespenst . . .

Aber plötzlich fing die Spukgestalt zu wimmern an wie ein krankes Kind. „Mich friert, Doug . . ., mir ist so schrecklich kalt . . .“

Mawson hielt, legte den Schlafsack bereit, und Mertz kroch hinein. Den Kopf zog er ganz ein, daß er fast zwischen den langen Pelzhaaren verschwand.

„Als würde ich eine Leiche zum Grab führen . . .“, dachte sich Mawson.

Abends kochte er für Mertz eine Fleischbrühe, Mertz trank sie gierig, fühlte sich endlich etwas besser.

„Wie weit haben wir noch zur Station?“

„Ich schätze, hundertsechzig Kilometer.“

„Das werden wir schon machen. Einmal muß es mir doch wieder besser gehen.“

Am Morgen versuchte Mertz aufzustehen, wankte einige Schritte um das Zelt, kroch auf allen Vieren zurück.

„Heute nicht marschieren . . ., liegen bleiben . . ., und schlafen, schlafen . . .“

Er war so schwach, daß er nicht einmal mehr in den Schlafsack schlüpfen konnte, Mawson mußte ihn hineinlotsen. An einen Weitermarsch war unter solchen Umständen nicht zu denken.

Zu Mittag kochte Mawson das Beste, was er noch hatte: Schokolade mit viel Zucker. Aber der Kranke wies schon den ersten Löffel zurück, den Mawson ihm einflößen wollte.

Den ganzen Nachmittag schlief er, und als er am Abend erwachte, sprach er völlig irr, und Mawson hatte große Mühe, ihn soweit zu beruhigen, daß er wieder einschlief.

Gegen Mitternacht erwachte Mawson, freute sich, daß Mertz so ruhig schlummerte. wollte ihm die Kapuze ein wenig zurechtrücken, berührte dabei sein Gesicht.

Es war eiskalt.

Draußen tobte ein wilder Sturm. Wenn er sich in dem Gestänge des Schlittens verfang, die Riemen um dessen Hörner schlug, so hörte es sich an, als peitsche ein wilder Jäger seine Gespensterhorde.

Das war ein Jagen und Hatzen, ein unheimlicher Galopp . . ., der Tod hockte wieder auf dem Schlitten und ließ seine Opfer defilieren, hatte wohl noch etwas vor, darum konnten ihm die Toten gar nicht rasch genug vorbeistürmen.

Nacht, Einsamkeit, grauenvollstes Alleinsein in unbeschreiblicher Öde . . ., es gab kein Denken, bloß Angst, kein Fühlen,

bloß Angst, kein Hoffen und auch kein Verzweifeln, bloß eine furchtbarste Angst.

Plötzlich eine Stille —, der Orkan verstummte so, wie er gekommen war, in einem Augenblick.

Aber das jähe Schweigen barg das gleiche Grauen in sich, denn der, der nun schwieg, war ein Mensch gewesen, ein Gefährte und Freund. Es schien unmöglich, ihn aus dem Zelt zu entfernen, denn der Schlafsack war angefroren, man hätte das Zelt zerlegen müssen. Und es hatte auch keinen Sinn, bei minus vierzig Grad hinaus in die Nacht zu flüchten.

Mawson ballte die Faust. „Und wenn nicht bloß ein Toter, wenn der Tod selber neben mir läge, ich will das Leben, ich lebe weiter!“

Dann befiel ihn wieder ein jähes Erschauern. Besaß der Tod nicht irgendeine Kraft, die im Schlaf die Glieder lähmen konnte? Durfte er einschlafen, wenn das vielleicht auch schon ein Hinüberschlummern ins Ewige war?

Wieder bäumte sich sein Wille auf. „Ich bin stärker, ich werde immer der Stärkere bleiben! Ich schlafe jetzt ein, aber ich will wieder aufwachen!“

Und solche Kraft besaß sein Wille, daß er einen langen, traumlosen, erquickenden Schlaf fand, obwohl eine Leiche neben ihm lag.

Am Morgen begrub er den Toten in einem Schneegrab, behielt sich nur dessen Jacke, aus der er ein Schlittensegel nähte, marschierte weiter.

Vor sich schuf er sich mit dem Kompaß immer wieder ein Ziel. Aber nach den Seiten spähte er nur noch in leiser Beklemmung aus, denn da wanderten Dutzende, Hunderte von Unsichtbaren mit, manchmal kamen sie ganz nahe heran, und da meinte er den Hauch ihres eisigen Atems zu spüren. Und sich umzusehen wagte er gar nicht: da folgten zu viele, oder der eine saß auf dem Schlitten.

Höhnisch warf er seine Worte über den Kopf nach rückwärts. „Gut, daß ich nicht ganz allein bin, die Einsamkeit wäre nicht zu ertragen!“

Zehn Kilometer im Tag, das nahm er schon als Höchstleistung. Oft waren es bloß drei oder vier, oder er mußte überhaupt im Zelt liegen bleiben. Die Zehen erfroren, begannen sich zu schwärzen und eiterten, die Nägel fielen aus, jeder Schritt schmerzte.

„Aber ich kann trotzdem noch gehen! Kommt nur alle mit, wenn ihr mich begleiten wollt, meinewegen bis zur Station!“

Mit so grausigem Spott schrie er das in den Sturm, daß im nächsten Augenblick eine unheimliche Stille eintrat.

Der Sturm schwieg, das Land — und die Gespenster. Das Eis schien sie verschlungen zu haben.

Jetzt fühlte aber Mawson die Einsamkeit wie noch nie. Vielleicht hatte die „Aurora“ schon die Freunde aus der Station abgeholt, und er war der einzige Mensch auf einem ganzen Kontinent! Wenn er rief, so konnte seine Stimme über Tausende von Kilometern gehen, und sie traf kein menschliches Ohr. Und das war schon nicht viel weniger, als würde er in eine Unendlichkeit hinausschreien.

Ein Mensch gegen die Ewigkeit — konnte er da bestehen?

„Einmal muß es ja doch auf Erden einen letzten, allerletzten Menschen geben — ich will sein Vorläufer sein! Ich lebe, darum bin ich auch eine Welt!“

Jede Stunde, die er auf seiner Uhr ablas, war eine stumme Frage: Wem näherte er sich, was kam ihm entgegen? Aber dafür bedeutete jeder Tag, den er auf seinem Kalender abstrich, einen Schritt auf festem Boden: die Entfernung zur Station hatte sich verringert.

Die Unsichtbaren folgten nicht mehr an seiner Seite. Aber aus der Tiefe herauf klammerten sie sich an seine Füße, spien

Todespest auf seine faulenden Zehen, rissen unter ihm Spalten auf.

„Wir holen dich schon! Wir haben Zeit, du nicht!“ schienen sie zu flüstern.

Er lachte aus zusammengebissenen Lippen. Dann verband er Seile und Riemen zu einer Art von breiter Strickleiter, die er nun als Zugseil verwendete, so daß er den Schlitten weit hinter sich herzog. Stürzte er in eine Spalte oder glitt er auf steilem Eis ab, so verding sich der Schlitten, und er konnte sich an der Strickleiter wieder emporziehen.

„Ihr habt ja bloß die Elemente! Aber ich, der Mensch, habe das Gerät!“

Drei Wochen schleppte er sich so bei immer kargerem Rationen weiter. War einmal die Erschöpfung zu groß, so schob er einen Schlaftag im Zelt ein. Aus dem verwilderten Kopf und Barthaar konnte er ganze Bündel herausziehen. An den Zehen besaß er keine Nägel mehr.

Vom Proviant war nur noch ein Kilo vorhanden.

Aber am Himmel zeigte sich der dunkle Widerschein von offenem Wasser — die Bucht, an der das Stationshaus lag, konnte nicht mehr fern sein.

Wieder zwang ihn ein Orkan, stärker noch als alle früheren, für einen Tag ins Zelt.

Er kaute Riemen, aber er aß nichts.

„Den letzten Proviant verzehre ich, wann ich will!“

Am nächsten Tag mußte er doch aufbrechen. Noch einmal begleiteten ihn die Unsichtbaren, zerrten an seinem Rock und klammerten sich an seinen Schlitten, verkrallten sich in seiner Mütze und seinen Haaren, spien ihm Wolken von Schnee ins Gesicht, richteten Eiswälle vor ihm auf, sandten den Todeswunsch in seine Gedanken. Ein langsames und doch unaufhaltbares Erstarren legte sich über seinen Sinn.

Wieder bäumte er sich auf. „Wenn ich der letzte Mensch auf diesem Kontinent bin — ich weiche doch nicht!“

Betäubendes Sturmheulen kam als Antwort. Und dann stand wieder die Einsamkeit gegen ihn auf. Die grauenvolle Verlassenheit eines Menschen, der auf einem ganzen Kontinent allein auf sich gestellt ist, im Wahn oder in Hellsichtigkeit alles ringsum von Dämonen erfüllt sieht und doch wie eine fast schon mystische Sendung den Weiterlauf alles Lebens und damit auch des seinen als Ziel vor sich hat.

„Ich und das Leben . . . , das Leben und ich . . .“, sagte er sich unzählige Male vor, während er, der letzten Erschöpfung nahe, den Schlitten durch die tiefen Schneewehen schlepte.

In der Ferne sah er etwas Sonderbares aufragen, hielt darauf zu.

Es war ein hoher Schneemann, offensichtlich erst vor kurzer Zeit aufgerichtet. Unter ihm befand sich Proviant für drei Mann auf zwei Wochen und ein Zettel mit der genauen Angabe des Weges und der Entfernung zur Station: knapp fünfunddreißig Kilometer! Und erst gestern waren die Helfer hier gewesen!

In zwei oder drei Tagen war er bei der Station — bei den Menschen!

Aller Spuk schien verflogen. Zum erstenmal seit zwei Monaten aß er sich an, ohne zu prüfen, was noch blieb.

Der nächste Tag brachte neue Hemmungen. Das Eis in der Nähe der Küste war vom Sturm ganz glattgeschliffen. Mit Steigeisen wäre es ein harmloser Marsch gewesen. Auf den glatten Fellstiefeln mußte er jeden Schritt mühselig erkämpfen.

Aber einen Tag darauf erreichte er eine Eishöhle, die sie seinerzeit auf einem kleinen Ausflug von der Station aus entdeckt und scherzhaft die „Aladdinshöhle“ genannt hatten, und fand darin einen neuen Gruß seiner Freunde, Orangen und eine Ananas.

Doch die Unsichtbaren gaben sich noch immer nicht geschlagen. Ein Orkan von hundert bis hundertfünfzig Stundenkilometer setzte

ein. Jeder Schritt auf dem blanken steilen Eis hätte den Todessturz bringen können.

Eine volle Woche mußte Mawson in der Eishöhle ausharren, nur noch zwölf Kilometer von der Station entfernt. Brennstoff hatte er jetzt im Überfluß. Die Höhle schützte ihn vor dem Orkan — und doch fiel ihm wieder die Angst an, die er kaum mehr gespürt hatte, seit sein Marsch ein Kampf auf Leben und Tod geworden war. Mit den Dämonen der Eiswelt, die ihm die fiebrige Anspannung aller Kräfte vortäuschte — oder sichtbar werden ließ — wurde er fertig, mit den Dämonen in sich nicht. Das kämpferische Alleinsein hatte sich ertragen lassen, die Einsamkeit mit sich selbst griff an die Grenzen des Möglichen.

Immer wieder gingen, während er die wohlige Wärme des Petroleumofens über seine Hände streichen ließ, eisige Schauer der Angst durch ihn. Dem Tod war er dutzend Male entronnen — jetzt stand die Angst in ihm auf, daß dieses Furchtbare ja doch nur aufgeschoben war, wenn auch auf Jahre oder Jahrzehnte, und daß es unwiderruflich blieb wie nur je. Das Sterben schien fern wie noch nie, und trotzdem quälte er sich Tag um Tag um die Rätsel des Verscheidens, des Nachts wälzte er sich in seinem Schlafsack hin und her, von Angstträumen bis in die letzten Tiefen seines Seins aufgewühlt.

Und alle diese Qual kam von der Einsamkeit, die eine endlose Zwiesprache mit sich selbst war.

Um Gottes willen, nicht mehr allein sein! Alles ließ sich ertragen, nur das nicht!

Noch mitten im letzten, wenn auch schon abflauenden Wüten des Sturmes brach er wieder auf. Sollte ihn der Orkan auch in die Tiefe stürzen, alles war besser als diese entsetzliche Einsamkeit, dieser Gipfel aller Qual!

Der Sturm legte sich, die Sicht wurde klar.

„Ein Schiff . . ., ein Schiff! Die ‚Aurora‘ kommt!“

Eine halbe Stunde spähte er aufs Meer hinaus. Das Schiff sank langsam unter den Horizont. Es war wohl gekommen, die Stationsbesatzung abzuholen, hatte alle an Bord genommen bis auf ihn und seine beiden Gefährten, die man verloren gab . . . und doch für sie eine letzte Hoffnung bewahrte . . .

In dem Stationshaus war gewiß aller Proviant und aller Brennstoff zurückgeblieben, er konnte davon ein paar Jahre sein Leben fristen — allein mit sich selbst, in endloser, schrecklicher, erbarungsloser Einsamkeit . . ., zu viel . . . zu viel!

Mit verzerrtem Gesicht wankte er die zwei Kilometer bis zur Station.

War es eine neue, hohnvolle, letzte Vision, ein Spuktraum bei offenen Augen? Aus dem Haus stieg Rauch auf!

Er schrie, schrie wie noch nie in seinem Leben. Und da öffnete sich die Tür. Menschen eilten auf ihn zu. Er war nicht mehr allein.

Als er sich ein wenig gefaßt hatte, hörte er den Bericht. Die „Aurora“ hatte die Mehrzahl der Expeditionsteilnehmer an Bord genommen, bloß sechs waren freiwillig geblieben, um Mawson und seine beiden Gefährten zu erwarten.

Er kam allein . . .

Viele Monate dauerte es, ehe er sich von seinem seelischen Zusammenbruch erholte. Den körperlichen überwand er leichter.

Nach einem Jahr brachte ihn die „Aurora“ nach Australien zurück.

Seine Braut erwartete ihn am Pier.

„Ich bin ein Krüppel, Helen!“

„Dann begnüge ich mich eben mit den Resten! Du lebst, Doug — und das Leben ist alles!“

„Ich danke dir, Helen . . ., nun werde ich nie mehr einsam sein . . ., die Einsamkeit, sie ist ärger als der Tod . . ., sie ist der Gipfel aller Qual!“

Die klassische, heroische Zeit der Polarforschung scheint vorüber. Flugschiff, Flugzeug, ja sogar das Unterseeboot lassen alle Entfernungen dahinschwinden, die Kartierung aus der Luft erspart in einem Tag die Arbeit von vielen Wochen. Nicht mehr die Ausdauer auf monatelanger Eiswanderung ist das Problem, sondern die technische Ausrüstung. Das schnelle mehrmotorige Flugzeug drückt der Forschung im großen Rahmen seinen Stempel auf, die leichte kleine Maschine, die nicht viel mehr als fünfzig Meter für den Anlauf und das Landen braucht, wird in Zukunft die Detailforschung beherrschen.

Gewiß, es sind auch hier Tragödien möglich. Aber sie sind nun schon eher unter „Flugunfälle“ einzureihen als unter „mißglückte Polarfahrten“. Die Methode der Hundeschlitten wird bloß noch für geologische Forschungen in Gebrauch bleiben, die ja ein längeres Verweilen an bestimmten Orten zur Voraussetzung haben, und auch hier wird die Verproviantierung aus der Luft einen großen Teil der Gefahren und damit auch der Romantik einer Polarfahrt beseitigen.

Die Technisierung der Polarforschung bedingt auch einen viel größeren Aufwand an Menschen, aus der zu einer Einheit verbundenen Mannschaft wird das Personal. Die großen Fahrten der Vergangenheit wurden mit zehn bis zwanzig Mann durchgeführt, Byrd nimmt bei seiner Antarktis-Reise ein ganzes Korps von mehr als hundert Mann mit.

D E R D Ä M O N

1898

Leutnant Adrian de Gerlache, der Führer der belgischen Südpolexpedition, die auf der „Belgica“ 1898 in das Packeis der Antarktis eingedrungen war, stand vor einem schweren Entschluß.

Sein ursprünglicher Plan war, zuerst nach dem Weddell-See zu gehen, dann längs der Eiskante zum Roß-See zu segeln und das Süd-Viktoria-Land aufzusuchen, das seit seiner Entdeckung durch Roß vor nun schon siebenundfünfzig Jahren von keinem Menschen mehr betreten worden war. Hier wollte er mit drei Gefährten als erster in der Antarktis überwintern, während die „Belgica“ nach Australien ging und im nächsten antarktischen Sommer die Forschungsgruppe wieder abholen sollte.

Allerlei widrige Zwischenfälle hatten aber die Fahrt verzögert, doch dann gab es wieder eine günstige Wendung: die guten Eisverhältnisse erlaubten eine Erforschung der Westküste des Graham-Landes vom Schiff aus. Damit vergingen aber wieder drei Wochen.

Gerlache versuchte trotzdem, seinem Plan gemäß die Fahrt zum Roß-See zu forcieren, wurde jedoch neuerlich durch Packeis aufgehalten und kam zu der Einsicht, daß jetzt, Ende Februar und damit auch zu Ende des antarktischen Sommers, keine Möglichkeit mehr gegeben war, das Roß-See zu erreichen.

Damit fiel auch die Absicht, eine Forschungsgruppe auszusetzen.

Sollte er sich mit dem immerhin schönen Erfolg einer Erforschung des Graham-Landes begnügen, nach Australien segeln und im Oktober wieder nach dem Süden gehen, oder sollte er eine Überwinterung auf dem Schiff wagen?

Er neigte dem zweiten Vorhaben zu, wollte sich aber doch vorher noch mit Dr. Cook beraten.

Dr. Frederick A. Cook, ein Deutschamerikaner, hatte vor sieben Jahren Peary auf einer seiner Grönlandfahrten begleitet und später als erster den höchsten Berg Nordamerikas, den 6187 Meter hohen Mount Mac Kinley in Alaska bestiegen. Als Arzt der „Belgica“ war ursprünglich ein Belgier ausersehen, der aber im letzten Augenblick aussprang, weil ihm das Schiff zu wenig verlässlich erschien. Auf eine Anzeige in europäischen und amerikanischen Blättern erbot sich Cook als Ersatzmann und wurde von Gerlache mit Freuden aufgenommen.

Mit seinen zweiunddreißig Jahren war er der Senior der Expedition, besaß auch als einziger Polarerfahrung, und darum holte Gerlache oft seinen Rat ein.

Doch diesmal wollte Cook nicht recht mit seiner Meinung heraus.

„Wir laden uns hier eine große Verantwortung auf — sollten wir nicht auch Amundsen beiziehen?“

Roald Amundsen, ein Norweger von sechsundzwanzig Jahren, war der erste Leutnant auf der „Belgica“.

„Ich bin einverstanden.“

Der Norweger erschien. Er war mittelgroß, hager, auf den ersten Blick fast unansehnlich, aber kam man mit ihm in ein ernsthafteres Gespräch, so konnte man sich kaum eines sonderbaren Bannes erwehren, der von dem jungen Mann ausging. Sein ungewöhnlich langer, schmaler Schädel mit der weit vorspringenden eckigen Hakennase, seine fast starren, immer in irgendeine Ferne gerichteten grauen Augen verliehen ihm den Typus eines Raubvogels. Im Verkehr mit der Mannschaft bewahrte er meist große Zurückhaltung, aber wenn er sich zu einem der Leute hingezogen fühlte, konnte er von hinreißendem, fast jungenhaftem Frohsinn sein.

Gerlache unterrichtete ihn in kurzen Worten von dem Zweck der Beratung.

Amundsen hörte kaum bis zum Ende zu, tat dann einen Freudensprung.

„Wenn zwei Dinge getan werden können, dann das kühnere! Wir überwintern mit dem Schiff!“

„Wir müssen auch auf die Stimmung unserer Gefährten Rücksicht nehmen!“ wandte Cook ein. „Ich glaube, die meisten sind für die Rückfahrt nach Australien.“

„Dann bleiben wir erst recht hier!“

„Noch nie hat ein Schiff in der Antarktis überwintert. Die Wetterverhältnisse dürften unvergleichlich schlimmer sein als in der Arktis, und es fehlt uns auch darüber jede praktische Erfahrung.“

Amundsens Augen bekamen wieder ihren starren Blick.

„Das zwingt uns den Entschluß auf. Wir werden etwas wagen, das noch keiner gewagt hat, wir stoßen ins Unbekannte vor!“

Cook wollte noch einmal zur Vorsicht mahnen. Ein Blick aus Amundsens Augen streifte ihn, und so sehr er sich auch wehrte, er wurde in seine Gedanken eingezwungen.

„Das würde freilich den Einsatz lohnen.“

Amundsen sprach vor sich hin, sprach zu sich selbst, vielleicht auch zu einer Gewalt, die über ihm stand.

„Man muß besessen sein, wenn man Großes will . . ., über mir ist ein Befehl, ich gebe ihn weiter, und er heißt: du mußt der erste sein! Vorangehen, das ist noch nicht viel, aber irgendwohin als erster Mensch den Fuß setzen, das ist groß und ein Gleichnis für noch Größeres: der Mensch wird der Herr der Welt! Doch es genügt nicht, irgendwo als erster zu stehen und dann wie ein Hahn zu krähen: Seht her, hier war keiner vor mir! Schweigen muß man — und weiterschreiten! Immer ins

Neue, immer ins Unbekannte, immer muß man das Nie-Getane tun, die Nie-Errüngene erzwingen und es dann hinter sich lassen, damit man frei wird für den nächsten Schritt! Was leer ist, mit sich erfüllen, das ist der wahre große Sinn alles Menschentums! Die Welt für uns, damit wir die Welt werden!“

Immer mehr straffte sich seine hagere Gestalt, der Wille von tausend Erlesenen schien in ihm gesammelt, und aus seinen kühlen grauen Augen strahlte jene geheime dämonische Kraft, die manchen Menschen gegeben ist als ein Erbteil aus der nächsthöheren Welt, von der wir kommen, in die wir wieder gehen.

Die beiden andern fühlten den Willen Amundsens über ihre Gedanken gehen wie einen starken stummen Sturm, dessen Brausen ganz zu schweigender Gewalt geworden ist.

„Die ‚Belgica‘ wird als erstes Schiff in der Antarktis überwintern!“ erklärte Gerlache.

„Was immer auch kommen mag!“ schloß sich Cook an.

Aus Amundsens Zügen wich langsam die seltsame Starrheit.

„Wir müssen einen Versuch markieren, als wollten wir das Packeis forcieren, damit die Mannschaft glaubt, daß die Überwinterung wirklich unvermeidlich wird!“

Die erste antarktische Nacht gestaltete sich aber schwerer, als man erwartet hatte. Das Fehlen des Tageslichts, verbunden mit dem Unlustgefühl, alle diese Mühseligkeiten nicht aus freier Wahl, sondern nach dem Willen des Befehlshabers auf sich nehmen zu müssen, führten zu kaum noch ertragbaren körperlichen und seelischen Depressionen. Selbst Gerlache blieb zuletzt nicht frei davon. Nur Cook und Amundsen bewahrten sich ihren klaren Sinn.

Cooks glänzenden medizinischen Improvisationen war es zu danken, daß es in der Polarnacht keinen Toten gab, so nahe man auch oft daran war.

Die „Belgica“ kam im nächsten Sommer erst sehr spät aus dem Eis heraus, erreichte aber doch wieder heil die Heimat. Die in der langen Polarnacht gemachten wissenschaftlichen Beobachtungen wirkten bahnbrechend für die Südpolforschung.

In Amundsen erwachte wieder der Dämon. Erste Überwinterung in der Antarktis — gewiß eine bemerkenswerte Leistung. Aber sie durfte nur ein Anfang sein: Wann gehe ich an die nächste? Wo kann ich wieder ein Erster werden?

1903

Schon als Knabe war Amundsen ganz versessen auf alles, was sich auf die Franklin-Expedition bezog. Was Franklin in heroischer Leistung erstrebte und was ihm trotz aller Erfahrung, trotz unbeugsamen Willens und bester Ausrüstung nicht glückte — sollte es auch keinem nach ihm gelingen?

Wo lag der Fehler, daß es den vielen Suchexpeditionen im Verlauf von zwei Jahrzehnten nicht gelang, die Nordwestpassage wirklich durchzuführen? Die Nordküste Amerikas und der ganze riesige Archipel gegen den Pol hin wurden erschlossen, aber kein Schiff vollendete den so heiß erstrebten Weg von Ost nach West, alle gingen sie entweder im Eis zugrunde oder sie kehrten auf der gleichen Route wieder zurück.

Wieder spürte er einen Bann über sich, eine dämonische Gewalt nahm von ihm Besitz.

„Ich weiß, wie die nordwestliche Durchfahrt zu erreichen ist — daher muß ich sie auch erzwingen! Als erster!“

Manchmal rannte er wie geistesabwesend herum. Vor seinen Augen tanzten die Spezialkarten der Nordküste Amerikas, jedes unbedeutende Kap, jede kleine Bucht, jede noch nie passierte Durchfahrt tauchte plötzlich aus Fernen auf, die Wirklichkeit rings um ihn war bloß Kulisse, hinter der er die nie gesehene

Landschaft erschaute, sein Schiff zwischen Eisschollen lenkte — daß er dabei an Randsteine, Bäume, Fußgänger anstieß, was verschlug das? Er legte sich eine Route fest, und nach der wurde gefahren!

Das war nur ein Spiel, doch es beruhigte ein wenig. Daheim angekommen, breitete er nun wirklich die Karten aus und dirigierte Holzstückchen durch die verwickeltsten Durchfahrten, nahm so vorweg, was einmal kommen mußte.

Wenn man nur nicht für das alles so zeitraubende Vorbereitungen treffen müßte! Und vor allem das Geld dafür hätte!

Aus seinen bescheidenen Ersparnissen und dem Darlehen einer gutherzigen alten Tante kaufte er ein kleines, aber stark gebautes Robbenfängerboot von 47 Tonnen, die „Gjøa“.

Aber nun reichten seine Mittel nicht einmal zur Ausrüstung für die erste Probefahrt. Er wandte sich an Nansen.

„Leihen Sie mir an Instrumenten, was Sie nur entbehren können — für eine einzige Probefahrt!“

Er bekam, was er wünschte, und ein bißchen Geld dazu. Für eine Fahrt von etwa zwei Monaten reichte es. Aber wie Odysseus sich an den Mast binden ließ, um dem Gesang der Sirenen nicht zu erliegen, übergab er auf dieser Fahrt das Kommando seinem Steuermann. Er selber wäre direkten Weges von der Davis-Straße in den Lancaster-Sund gefahren, um die nordwestliche Durchfahrt zu beginnen.

Nur nicht zu spät kommen! Vielleicht bereitete schon ein anderer die große Fahrt vor!

Heimgekehrt, betrieb er die Vorbereitungen weiter. Nansen bekam seine Instrumente nicht zurück. Zum Glück war er so vornehm, Amundsen nicht zu mahnen.

Alle andere Ausrüstung ging auf Borg. Jede Woche hatte er einen Auftritt mit einem andern seiner Lieferanten, und

jeder drohte mit der Pfändung. Amundsen hörte ruhig zu. Dann ersuchte er um einen neuen Zahlungstermin. Und zuletzt brach aus ihm eine fast elementare Gewalt heraus. Nicht er war es, der ungestüm, unwiderstehlich forderte. Ein Wille von Tausenden sprach aus ihm, das unmöglich Scheinende zu vollbringen.

Die Leute brumnten, schimpften, fluchten. Aber sie gaben einen neuen Termin, sie lieferten weiter.

Bis es Herrn Sörensens, einem hartgesottenen Großhändler in Lebensmitteln, denn doch zu bunt wurde. Er klagte, gewann, erwirkte die Pfändung der „Gjöa“ samt ihrer ganzen Ausrüstung.

Am 16. Juni 1903 sollte der Gerichtsvollzieher die Siegel an das Schiff legen. Aber gerade jetzt wütete ein so furchtbarer Sturm, daß er es nicht wagte, mit einem Boot zur „Gjöa“ hinüberzufahren, und die Pfändung auf den nächsten Tag verschob.

Amundsen aber rannte bis in die Nacht hinein verzweifelt herum, um wenigstens das Geld für eine Abschlagszahlung aufzutreiben — vergeblich.

„Ich werde doch nicht so verrückt sein, in eine so ausge-rissene Sache mein gutes Geld hineinzustecken!“ war die gewöhnliche Antwort.

Amundsen wütete. „Ich werde es euch schon zeigen! Ihr werdet es noch bereuen, von meinem Ruhm ausgeschlossen zu sein!“

Für ein paar Stunden warf er sich angekleidet aufs Bett. Um 3 Uhr morgens trat er zum Fenster. Der Sturm war zum Orkan geworden.

Aber Amundsen wurde plötzlich ruhig, ganz ruhig. Rasch packte er seine Sachen in einen Koffer, ging zum Hafen. Seine Leute waren auf der „Gjöa“, um das Schiff bei dem Unwetter in der Hand zu haben.

Schreiend, brüllend, winkend veranlaßte er sie, das Beiboot herüberzuschicken. Mit schwerster Mühe erreichte er das Schiff.

„Wir brechen auf! Sofort!“

„Bei diesem Wetter?“

„Gerade deshalb — da fährt uns kein Gerichtsvollzieher nach!“

„Sie machen sich strafbar, Kapitän, man wird Sie nach der Rückkehr einsperren!“

„Unsere Rückkehr wird ein Triumph sein! Mit mir ist das Glück!“

„Versündigen Sie sich nicht, Kapitän!“

„Es gibt hier nur eine Sünde: nicht der erste zu sein, wenn man der erste sein kann!“

Sein Wort machte sie willenlos. „Drei Hochs für Kapitän Amundsen!“

Sie lichteten die Anker, verließen den Hafen. Das kleine Schiff hatte nicht die gesamte Ausrüstung fassen können, auch auf dem Deck stand Kiste neben Kiste, die Wellen fluteten darüber hin, drohten alles von Bord zu spülen oder das übermäßig tief gehende Schiff zum Sinken zu bringen.

Die Mannschaft triefte trotz des Ölzeugs. Der Steuermann mußte sich an das Steuerrad anklammern, wenn gerade wieder eine Welle über ihn ging.

Amundsen aber stand aufrecht. Seine an den Mast gepreßte Gestalt schien in dem nebligen Zwielflicht des Sturmmorgens fast übermenschlich groß.

„Ich bin auf dem Schiff — und mit mir das Glück! Der Sturm kann uns nicht an!“

Gegen Mittag, als sich der Sturm beruhigt hatte, kam der Gerichtsvollzieher wieder. Aber das Schiff war schon längst auf hoher See.

Dreiviertel Jahre später geriet die „Gjøa“ in der Peel-Straße

auf ein Riff. Alle üblichen Mittel, sie freizubekommen, scheiterten. Die Expedition schien beendet, kaum daß sie begonnen hatte.

Ein Sturm erhob sich, dem bei der Abfahrt an Stärke gleich. Die „Gjøa“ ächzte in allen Fugen. Der nächste Stoß mußte sie zertrümmern.

Aber er hob sie bloß von dem Riff ab. Nicht das kleinste Leck hatte sie davongetragen.

So sicher war Amundsen nun schon seiner Sache, daß er mit der Zeit spielte, als käme sie für ihn nicht mehr in Betracht. Volle neunzehn Monate verbrachte er in der Nähe des magnetischen Poles, um dessen Schwankungen auf das genaueste festzustellen. Nebenher betrieb er eingehende ethnographische Forschungen über die in der Nähe lebenden Eskimos.

Im Jahr 1906, drei Jahre nach der Ausfahrt, hatte Amundsen die Nordwestpassage als erster erzwungen. Nach der Rückkehr konnte er — zum ersten- und letztenmal in seinem Leben — alle seine Schulden bezahlen.

Die Heimat aber zahlte mit einem triumphalen Empfang. Und die Welt neigte sich bewundernd vor einem neuen großen Entdecker.

1910

Ein großes, vielumstrittenes Ziel der Polarforschung war noch nicht erreicht: der Nordpol.

Wissenschaftlich war freilich nicht viel davon zu erwarten, seit Nansen mit ziemlicher Sicherheit festgestellt hatte, daß sich in der Gegend des Pols ein tiefes Meer befinden müsse. Auch wie es bei einem langen Marsch über das Treibeis zugeht, das wußte man schon aus vielen Berichten, ebenso konnte der Anmarsch zum Pol nichts Neues bringen, höchstens daß man immer wieder die Meerestiefe loten konnte.

Und auch am Pol beschränkten sich die physikalischen

Untersuchungen in der Hauptsache darauf, festzustellen, daß man sich eben wirklich auf dem Pol befand.

Der magnetische Pol war da für Wissenschaft und Praxis wichtiger. Hier hatte Amundsen ganze Arbeit geleistet. Seine Messungen und Berechnungen waren so umfangreich, daß sie in dem Bericht über die Fahrt der „Gjøa“ gar nicht Aufnahme fanden, erst mehr als ein Jahrzehnt später veröffentlicht werden konnten.

Und trotzdem ging vom geographischen Pol eine unerhörte Faszination aus. Gerade weil es sich hier aller Voraussicht nach nur um einen imaginären Punkt über einem tiefen Meer handelte, schienen sich dort, wo sich alle Meridiane schneiden, auch alle ideellen Ziele der Polarforschung zu berühren, und wer hier das Ziel erreichte, erwarb nicht bloß für sich selber Ruhm, er war auch der Vollender einer drei Jahrhunderte währenden Forschungsarbeit, der nichts mehr für andere zu tun übrig ließ.

Die Menschheit begehrte nach dem Pol. Und all ihr Drängen sammelte sich in dem einen, der mehr als jeder andere den forschenden Willen dieser Zeit verkörperte.

Wieder einmal war Amundsen von einer Idee besessen. Sie gab ihm keinen Blick nach rechts oder links frei, nur die Schau auf das Ziel stand offen.

„Der Pol . . . , der Pol!“, schrie es in ihm. „Du mußt an den Pol, als erster von allen . . . , du mußt es, denn du bist dazu auserwählt!“

Zuerst wehrte er sich dagegen. War es nicht vermessen, noch mehr Glück für sich zu haben, als er bisher gehabt hatte?

„Ich muß . . . , ich muß . . .“, kam die Antwort aus ihm.

Diesmal hatte er es leicht. Als er seinen Plan bekanntgab, die Trift Nansens zu wiederholen, aber mit einem weit östlicheren Ausgangspunkt, um sicher über den Pol oder dessen

nächste Umgebung getrieben zu werden, war die Öffentlichkeit sofort für ihn, die Regierung bewilligte eine ausreichende Subvention, Nansen stellte den „Fram“ zur Verfügung.

Die Vorbereitungen für die große Fahrt dauerten zwei Jahre: Im Sommer 1909 stieß mitten in diese Arbeiten eine Sensationsnachricht: Dr. Frederick A. Cook, der Gefährte Amundsens auf der belgischen Antarktisexpedition, hatte den Nordpol erreicht, nur von zwei Eskimos begleitet.

Lohnte sich da noch die Fahrt?

Amundsen war aber schon so in seine Pläne eingesponnen, daß ihm ein Abgehen davon nicht mehr möglich schien. Cooks Reise war ein Gewaltmarsch über das Eis gewesen, ohne besondere wissenschaftliche Beobachtungen. Wieviel mehr konnte da das beste Polarschiff aller Zeiten leisten, auf dem Menschen, Gerät und Zeit in jedem gewünschten Ausmaß zur Verfügung standen?

Nicht mehr „Der Pol . . . , der Pol!“, schrie es in Amundsens, ein anderer Ruf war an die Stelle getreten. „Die Wissenschaft . . . , alles für die Wissenschaft!“

Aber nicht bloß er, Hunderttausende von Menschen wollten „wissen“. Der eine wurde, ihm selber unbewußt, als Beauftragter vorgeschickt, er mußte — und glaubte doch, aus eigenem Willen zu handeln.

Das Schicksal warf freilich dramatische Verwicklungen dazwischen.

Cook war auf einem dänischen Schiff von Grönland nach Kopenhagen gelangt und wurde dort als der Polentdecker gefeiert. Mitten hinein platzte ein Telegramm Pearys aus Grönland: „Pol erreicht! Peary.“

Noch war nicht der häßliche Streit entbrannt, ob nur einer von beiden, keiner, oder beide zum Pol gelangt waren. Für Amundsen stand die Sache jedenfalls so: dort, wo er der erste

hatte sein wollen, waren nun schon zwei gestanden. Diese Enttäuschung konnte auch durch die weitestgehenden wissenschaftlichen Ergebnisse einer dritten Polexpedition nicht wettgemacht werden.

Amundsen geriet in den schwersten Zwiespalt seines Lebens. Der Nordpol war nun doch für ihn verloren. Mit einem Vorgänger hätte er sich noch abgefunden. Bei zweien sank all sein Aufwand, der materielle wie der seelische, ins Lächerliche hinab.

Aber die Vorbereitungen liefen weiter. Man mußte ihnen nur ein anderes Ziel geben.

Ein Gedanke fuhr aufwühlend, schneidend, sengend durch seinen Sinn. Der Südpol war ja noch nicht entdeckt! Dort winkte noch eine unerhörte erste Erschließung!

Ein paar Augenblicke später war er schon von dieser Idee besessen. Er konnte nichts anderes mehr denken und erstreben. Sein Leben schien wie mit Ketten an diesen Entschluß gebunden. Aber seinen Worten mußte er Fesseln anlegen.

Aller Erfolg hing ja davon ab, daß er seine Absicht bis zum letzten Augenblick geheim hielt. Scott, der Vorläufer Shackletons im Kampf um den Südpol, war sechs Jahre später von diesem geschlagen worden, der $88^{\circ} 23'$ erreichte, knapp 180 Kilometer vor dem Pol. Jetzt aber schickte sich Scott an, nun seinerseits auch diesen Rekord seines ehemaligen Gefährten zu überbieten und bis zum Pol selbst vorzudringen — den Weg dahin kannte er schon, alle Expeditionen hatten ja genau die gleiche Route eingehalten.

Durfte man Scott in den Rücken fallen? Wenn es auch damals noch keinen Zweifel an Cooks Leistung gab, so bekrittelte man es doch allgemein, daß er als ehemaliger Begleiter Pearys seine Pläne vor diesem geheimhielt und ihn so um das höchste Ziel seines Lebens brachte.

Auch Scott sah den großen Weg seines Lebens auf den Südpol

gerichtet, er hatte jedes moralische Recht auf diesen Erfolg. Ihm diesen Sieg streitig machen zu wollen, konnte von der Welt übel vermerkt werden.

Außer der Konkurrent kam wirklich vor ihm dort an! Der Erfolg breitete dann über alles Dunkle den leuchtenden Mantel der Glorie.

Der erste auf dem Südpol sein, der erste . . ., der erste! Das war ein stolzes, stolzestes Ziel! Wieder einmal wurde er zum Bahnbrecher für eine ganze Welt! Für immer trug er seinen Namen in das Buch der Forschung ein, ein Held der Arktis war er, und nun wurde er auch der Held der Antarktis! Ihr größter Held, denn es ging um den größten Sieg, den sie zu vergeben hatte!

Ja, aber es kostete weniger Kraft, das neue Ziel zu erfassen, als die Absicht dazu zu verbergen. Und doch wollte sich jeder seiner Gedanken in einem Schrei entladen: Der Südpol muß mein sein!

Gehetzt und doch äußerlich ohne jede Hast betrieb er die Vorbereitungen weiter. Jedem Reporter wurde versichert: Diesmal lassen wir den „Fram“ nördlich der Beringstraße einfrieren, damit wir ja ganz sicher über den Pol triftet! Leider müssen wir zur Beringstraße um das Kap Hoorn herum, der Panama-Kanal ist ja noch nicht fertig, und über die Nordwest- oder Nordostpassage dauert es zwei bis drei Jahre, das können wir uns nicht leisten, da müssen wir schon ums Kap Hoorn!

Es gelang Amundsen, diese Täuschung aufrechtzuerhalten, bis zur Abfahrt von Madeira, wo der „Fram“ auf dem Weg zur Antarktis den letzten Aufenthalt nahm, um sich noch ausreichend mit frischem Proviant zu versehen. Jetzt brauchte er sich nicht mehr um das Urteil der Welt zu kümmern, die Welt lag hinter ihm, bis er vom Südpol zurückkam!

„Wer will, kann jetzt noch ausspringen!“ sagte er in Madeira zu seinen Leuten. „Aber mit mir ist das Glück!“

Keiner ließ ihn im Stich.

Nun bewährte sich wieder sein Forschungsgenie. Nicht an der Küste von Viktoria-Land wie Scott, sondern in der Walfischbucht, der einzigen zugänglichen kleinen Bucht an der fast 400 km langen Eisbarriere des Roß-Meeress schlug er sein Standquartier auf, hatte von vornherein einen leichteren und auch um 100 km kürzeren Weg zum Pol.

„Man muß eben dem Glück entgegengehen, damit es keinen so weiten Weg zu uns hat!“

Seine Besessenheit zwang auch diesmal das Schicksal auf seinen Weg. Wohl mußte er nach dem ersten, zu früh unternommenen Aufbruch wieder umkehren und volle sechs Wochen warten, aber dann war das Glück mit ihm.

Vom ersten Tag an konnten die vorgesehenen Marschleistungen überboten werden. Am 15. Dezember 1911 wurde der Pol erreicht. Acht Tage vor dem errechneten Termin befand sich der Poltrupp wieder im Standquartier.

Zwei Wochen später traf der „Fram“ ein, brachte Ende Jänner Amundsen und die Seinen nach Tasmanien.

1913

Die von Peary ins Werk gesetzte Welthetze gegen Cook hatte mit dessen Anklage und Verurteilung wegen Betrug geendet. Die Tagebuchnotizen Cooks sollten falsche Angaben über die jeweils zurückgelegten Entfernungen enthalten haben. Freilich waren auch andere, für Cook zeugende Aufzeichnungen, die er in der nördlichsten Eskimosiedlung Etah zurückgelassen hatte, auf sonderbare Weise gerade seit der Zeit verschollen, wo Peary sich dort aufhielt, um die Angaben Cooks nachzuprüfen. Auch die Aussagen der beiden Eskimos, die Cook begleitet hatten, ließen eine gewisse Beeinflussung merken.

Freilich, auch Peary hatte keine Weißen auf seinen Polarmarsch

mitgenommen, auch er konnte sich auf nichts anderes als auf seine eigenen Eintragungen berufen, die er ebensogut in einem Standortquartier hätte abfassen können, wie man es Cook vorwarf.

Einen objektiven Beweis konnte keiner von beiden erbringen, beide trafen sie auf ihrem Weg nur Packeis, auch am Pol.

Aber Cook behauptete, auf dem 85. Breitengrad im Westen Land gesichtet zu haben, das er seinem Freund zu Ehren „Bradley-Land“ nannte.

„Gebt mir die Mittel, noch einmal in diese Gegend zu wandern, mit Zeugen, und ich liefere euch den Beweis!“

Ein Hohnlachen des Gerichts war die Antwort.

Peary war ein Vollblutamerikaner, Cooks Eltern waren Einwanderer gewesen. Peary hatte in dem häßlichen Streit von vornherein die Presse und damit auch die Öffentlichkeit für sich.

Die Wirkung auf das Gericht konnte nicht zweifelhaft sein. Cook wurde zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt, die er im Leavenworth-Gefängnis abbüßte.

Einmal wurde ein Besuch gemeldet.

„Mr. Roald Amundsen will Sie sprechen — viel zu viel Ehre für Sie!“

Amundsen streckte dem Gefangenen gleich beim Eintreten in die Zelle die Hand entgegen. „Ich freue mich sehr, Doktor Cook, Sie nach fünfzehn Jahren wieder zu sehen, aber es tut mir herzlich leid, Sie hier zu sehen.“

„Sie glauben also nicht, daß ich zu recht hier sitze?“

„Ich glaube an Ihre Leistung, und um Ihnen das zu sagen, bin ich gekommen.“

„Kann Ihnen aber recht übel ausgelegt werden, Amundsen. Mit Sträflingen verkehrt man nicht.“

„Ich spreche mit jenem Dr. Cook, der auf der ‚Belgica‘ uns allen das Leben gerettet hat, ich spreche mit einem braven Kameraden — und mit einem ehrlichen Forscher.“

Cook drückte ihm beide Hände. „Kann Ihnen das leider nicht vergelten, Amundsen. Wenn ich aus diesem Loch herauskomme, bin ich ein toter Mann, kann froh sein, mich irgendwo in einem ausländischen Nest als Arzt niederzulassen. Hier wäre man ja sofort wieder hinter mir her, würde womöglich noch beweisen, daß auch mein Doktordiplom auf falschen Eintragungen beruht.“

„Sie haben einen Fehler begangen, Cook: Sie hätten gegen Peary aufrichtiger sein sollen. Für ihn hat der Nordpol ja wirklich allen Sinn seines Lebens bedeutet.“

„Mich überfiel plötzlich ein unwiderstehlicher Drang, ihm zuvorzukommen. Als Arzt hätte ich es eine fixe Idee nennen können. Als Forscher bedeutete es mir einen unentrinnbaren, aber glücklichen Wahn. Ich wußte, Peary stand unter einem gleichen Bann. Unter Besessenen gibt es kein fair play. Hätte Peary rechtzeitig von meinem Vorhaben gewußt . . .“

„So hätten Sie nie wieder Ihre Heimat erreicht. Aber Peary . . .“

„Wäre trotzdem ohne Schuld gewesen. Wo es um etwas Größtes geht, wird das Maßlose zur Norm. Und ein Verbrechen ist ja doch nur ein Handeln über das Alltagsmaß hinaus. Mein Verbrechen bestand nur darin, daß ich schwieg. Das taten übrigens auch Sie.“

Amundsen senkte den Blick. „Mein Schweigen . . . tötete fünf Menschen, Scott und die Seinen begannen schon zu sterben, als sie auf dem Südpol unsere Flagge sahen.“

„Sie konnten wenigstens eine aufpflanzen —, aber ich auf dem Treibeis? Sie konnten auch photographieren, und Sie konnten Ihr Mal von Ihrem Nachfolger bestätigen lassen. Auch ich wußte, daß Peary nach mir kommen würde. Aber wo befand sich dann die Eisscholle, auf der ich meine Flagge gehißt hatte?“

„Sie hätten sich Zeugen mitnehmen sollen, nicht bloß die beiden Eskimos und sechsundzwanzig Hunde.“

„Die Mittel, die mir mein Freund Bradley zur Verfügung stellte, reichten nur für diesen kleinen Trupp. Und dann . . ., ich durfte,

konnte, wollte mit keinem anderen teilen! Nicht bloß der erste am Pol wollte ich sein, ich wollte auch allein dort sein!“

„Ich wünschte mir das auch . . .“, murmelte Amundsen. „Aber ich konnte keine Eskimos nach der Antarktis bringen, das hätte meinen Plan schon bei der Ausreise verraten. Doch Sie konnten sich einen anderen Beweis schaffen: Warum haben Sie nicht einen Abstecher nach Bradley-Land unternommen?“

Cook lachte bitter. „Weil der Gedanke an den Pol meinen Sinn zu sprengen schien und ich immer wieder das Wort ‚Pol!‘ in die Eiswüste hinausschreien mußte, nur um seelisch ein bißchen zu Atem zu kommen! Da sollte ich eine Woche oder mehr an eine unbekannte Insel wenden?“

Amundsen nickte. „Mir ging es ebenso . . ., ich wäre auch nicht von meinem Weg gewichen . . ., marschieren, marschieren, von einem mystischen Befehl angetrieben, am Zugseil des Schicksals, ein Mensch und ein Hund zugleich!“

„Der Hund weiß nicht, daß er erschlagen wird, wenn er nicht mehr gehen kann. Aber wir . . . wissen es . . ., darum hetzen wir uns selber vorwärts, sind Treiber und Getriebenes zugleich, sind Menschen, die einen Namen tragen, und auch die Namenlosen, die verflucht sind, das Verlangen Tausender zu verwirklichen.“

„Ja, Doktor Cook: Dämonen sitzen uns auf dem Nacken, bis wir selber zu Dämonen werden!“

Cook lachte wieder, noch verbissener als früher. „Und erst dann fühlen wir uns wieder als Menschen, wenn uns die lieben Mitmenschen in eine Zelle sperren —, sie muß ja nicht gerade in einem Gefängnis sein. Das ist eben eine Glückssache. Sagen Sie übrigens, Amundsen, wie ist das, wenn man so wie Sie immer Glück hat?“

„Etwa so, wenn man in der Schule ein Sonderlob bekommt, obwohl man von einem andern abgeschrieben hat. Ein Glück kommt nie verdient, und darum sind wir wie verrückt dahinter,

uns dafür einen Besitztitel zu schaffen, wir wagen das Unmögliche, wir erreichen das Unerreichbare. Das Glück ist ein Wahn, der immer wieder Wirklichkeiten schafft. Wir schreiben jeden Erfolg unserer persönlichen Leistung zu, und wir sind doch nur das Atout, das vom Schicksal ausgespielt wird. Wenn ein Atout denken könnte, es müßte ja auch immer nur das eine denken: Ich muß jetzt alles stechen!“

„Weiß Gott, warum dann Leute wie ich doch manchmal überstochen werden?“

„Vielleicht weil Sie einmal nicht mehr Karte sein wollen, schon die Hand, die diese Karte auf den Tisch wirft.“

Cook sah sich nach allen Seiten um, dämpfte seine Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern.

„Ich habe das gewagt! Sie sollen es hören, als einziger! Also, merken Sie auf: Ich hielt nach meinen wirklich verlässlichen Aufzeichnungen zwei Tagesmärsche vom Pol. Ich und die beiden Eskimos waren frisch, von meinen Hunden hatte ich bloß vier verloren, wir erlegten einige Seehunde und konnten so unseren Proviant strecken. Das Eis war gut, das Wetter schön, die Prognose, soweit ich sie stellen konnte, günstig, wir hatten nach allen bisherigen Erfahrungen zum Pol nur noch einen Spaziergang. Und da begehrte ich auf. Kam es denn wirklich auf jenen imaginären Punkt an, über den jeden Tag, jede Stunde andere Eisschollen trieben? Mußte ich den Wahn zu Ende führen, konnte ich nicht einmal stärker sein als der Dämon auf meinem Nacken? Und ich rief, schrie: ‚Die Scholle, auf der ich jetzt stehe, hat vor ein paar Wochen oder Tagen den Pol bedeutet, daher heiße ich sie den Pol! Ich, Frederick Cook, aus eigener Machtvollkommenheit! Hier ist der Pol, nicht bloß weil er einmal hier war, sondern weil ich, Frederick Cook, es so will! Nur ich habe hier zu gebieten, ich bin der Herr über Hunderttausende von Quadratmeilen, und darum

nenne ich diese eine Meile den Pol! Und ich vertrete auch die ungezählten Menschen, die es für eine Heldenleistung ansehen, auf einem Punkt zu stehen, wo auf der Karte alle Meridiane zusammenlaufen, in Wirklichkeit aber nur Millionen von Eisschollen treiben, eine wie die andere. Unser Gradnetz ist eine erklügelte Willkür — und bei den Eisschollen sollte es anders sein? Ich, der lebendige Gedanke in dieser Wüste des eisigen Todes, ich verkünde: Hier ist der Pol! Vier Tage blieb ich auf der Scholle, gerade solange, als ich bis zum errechneten Pol gebraucht hätte, aber ich errechnete ihn hier! Auf dem gewollten Platz!“

Er schwieg eine kleine Weile. „Darum konnte ich als ehrlicher Mensch nicht schwören, auf dem Pol gewesen zu sein, denn man verstand ja darunter den Kreuzpunkt der Meridiane . . ., nicht den Kreuzpunkt aller Forschergebote in mir! Das entschied gegen mich . . .“

Amundsen drückte ihm die Hände. „Wenn einer sagen darf, er wäre an einem Pol der Erde gewesen — Sie sind es, nicht ich! Sie haben Ihren Pol erschaffen, ich habe bloß . . . einen Pol erreicht . . .“

1 9 2 1

Es gab keine Ruhe für Amundsen. Sein Dämon trieb ihn immer wieder ins Unbekannte, lockte ihn zu nie getanen Taten.

Was verschlug es, daß sich auf dem Nordpol schon ein Mensch befunden hatte? Und wer bürgte dafür, daß die Eisscholle, auf der Peary stand, wirklich den Pol bedeutete? Seine Angaben hatte man ebensowenig nachprüfen können wie die Cooks.

Aber er, Roald Amundsen, konnte der erste sein, der den Kreuzungspunkt der Meridiane, den neunzigsten Breitengrad mit einem Dutzend Zeugen auf einem Schiff erreichte, also ein-

wandfrei und unbestreitbar. Und es gab auch keinen Menschen, der beide Pole der Erde betreten hatte — hier war eine glorreiche Erstlingstat zu vollbringen!

Amundsen griff seinen alten Plan wieder auf, sich nördlich des Bering-Meereres einfrieren und über den Pol trift zu lassen.

Der „Fram“ war allerdings nicht mehr verfügbar, man hatte ihn ans Land gezogen und zu einer Art von Nationaldenkmal erklärt. Aber Amundsens Plan fand offizielle Förderung, es wurde für ihn nach dem Muster des „Fram“ die „Maud“ gebaut, jedoch doppelt so groß und mit viel stärkerem Motor.

Im Sommer 1918 fuhr Amundsen von Tromsö ab. Diesmal gedachte er dem Weg Nansens zu folgen, längs der Nordküste Asiens soweit als möglich ostwärts vorzudringen und dann, eventuell nach einer Überwinterung, nördlich des Bering-Meereres ins Eis vorzustoßen.

Doch diesmal stand ihm nicht das gewohnte Glück zur Seite. Die „Maud“ fror schon in der Nähe von Kap Tscheljuskin ein.

Auch das nächste Jahr blieb ungenutzt. Das Schiff gewann nur für ein paar Wochen freie Fahrt, wurde dann zum zweitenmal vom Eis blockiert.

Erst 1920 gab es wieder günstigere Eisverhältnisse, doch die Eistrift mußte aufgegeben werden, weil auf dem Schiff verschiedene Reparaturen notwendig geworden waren. Immerhin konnte Amundsen als zweiter die Nordostpassage vollenden, steuerte dann Nome in Alaska an. Leider wurden dort die Reparaturen nicht sachgemäß durchgeführt, und als die „Maud“ nun endlich in das Packeis eindrang, brach die Schraube. Das Schiff aber fror zum drittenmal ein.

Im Sommer brachte Amundsen die „Maud“ nach Seattle, um sie nochmals gründlich überholen zu lassen, ehe man mit ihr endgültig die Polartrift begann.

Er selber gedachte aber nicht daran teilzunehmen. Etwas Neues, noch Größeres lockte, bedrängte ihn.

Konnte er sich nicht sein eigenes Schicksal schaffen? Wie hatte doch der Mann im Leavenworth-Gefängnis gesagt: „Wo ich es will, dort ist der Pol!“ Durfte er nicht etwas Ähnliches sagen? „Wie ich es will, so gelange ich zum Pol!“

Sich über das Eis treiben zu lassen, bedeutete nicht viel mehr als eine endlose Geduldprobe. Aber wer hatte es bisher gewagt, den Pol aus der Luft zu schauen? Andree war verschollen, sicher nie bis zum Pol gelangt, Wellmann mit seinem Lenkluftschiff kam nicht einmal bis nach Spitzbergen.

Hier winkte noch eine große Tat! Er war der erste auf dem Südpol gewesen, und er konnte der erste über dem Nordpol sein! Das galt mehr, als einen Tag lang auf einer Eisscholle zu stehen, die vielleicht gerade über den Nordpol trieb!

Amundsen war es nicht gewohnt, beim Entschluß stehen-zubleiben. Er verließ die „Maud“, reiste nach Europa, verlangte vom norwegischen Parlament eine halbe Million für Polarfahrten im Flugzeug.

Das bisherige, wenn auch vollkommen unverschuldete Mißlingen der „Maud“-Expedition hatte seinen Ruf ein wenig erschüttert. Man zögerte mit der neuen Subvention.

Amundsen gab nicht nach. Wieder einmal sprach eine dämonische Kraft aus ihm. Er entwickelte eine Beredsamkeit, die in unverständlichem Gegensatz zu seinem sonstigen ruhigen Wesen stand. Die Beweisgründe überstürzten sich, gipfelten in einem flammenden Appell an die Ehre der Nation.

„Ein Norweger muß der erste über dem Nordpol sein!“

Nach einer Stunde waren alle Maßgebenden gewonnen.

In Amerika kaufte Amundsen eine Junkers-Maschine, flog damit nach Seattle. Während die „Maud“ noch einmal, nun von der Bering-Straße aus, die Eistrift versuchte, wollte er zu

einem großen Polarflug starten, der ihn von Point Barrow in Alaska über den Pol nach Spitzbergen bringen sollte.

Das Schicksal, das er herausgefordert hatte, schlug ihm den Trumpf aus der Hand. Ein Probeflug, am Tag vor dem eigentlichen Start unternommen, enthüllte auf einmal derartige Mängel der Maschine, daß der Polarflug nicht gewagt werden konnte.

Die „Maud“ trieb wieder zwei Jahre im Eis, geriet zuletzt genau in die Position des „Fram“. Um nicht die gleiche Fahrt zu wiederholen, bog Sverdrup bei der ersten Gelegenheit nach Süden ab, fuhr zur Bering-Straße zurück.

Nach vollen sieben Jahren war nicht das geringste geographische Ergebnis erzielt worden. Nur die ausgezeichneten geophysikalischen und meteorologischen Untersuchungen rechtefertigten teilweise den Aufwand für die Expedition.

1925

Zum erstenmal in seinem Leben war Amundsen verbittert und illusionslos geworden. Er war nicht viel über Fünfzig, aber die ununterbrochene Hetze, in der bisher sein Leben verlaufen war, hatte ihn vorzeitig altern lassen, Furchen in sein Gesicht genagt.

Doch trotzdem war seine ungeheure Lebenskraft nicht gemindert. Noch immer entwickelte er, wenn genug da war, einen geradezu unwahrscheinlichen Appetit. Es schien ihm gleich, was auf den Tisch gestellt wurde — nur eine Unmenge mußte es sein. Getränke, so heiß, daß sie jedem andern die Lippen verbrannten und die Kehle versengten, goß er ohne Schaden hinunter.

Und kam eine besinnliche Stunde, so sagte er sich: „Wenn es am dunkelsten ist, kommt immer das Licht!“

Es kam diesmal aus Amerika. Der Millionär Lincoln Ellsworth, ein begeisterter Polarforscher, von einem ähnlichen Dämon besessen wie Amundsen, lud diesen zu Besprechungen über eine neue Polarfahrt ein.

Gleich bei der ersten Begegnung verabredeten sie einen Flug zum Nordpol. Ellsworth kaufte zwei Dornier-Wale. Den einen steuerte der norwegische Schiffsleutnant Riiser-Larsen, der sich zu einem der kühnsten Polarflieger entwickeln sollte, den anderen ebenfalls ein Schiffsoffizier, Leif Dietrichson. In der einen Maschine flog Amundsen, in der anderen Ellsworth als Beobachter mit, außerdem trug jede Maschine noch einen Mechaniker.

Am 21. Mai 1925 starteten sie von Ny Aalesund auf Spitzbergen.

Nach acht Stunden Flug zeigten sich auf $87^{\circ} 43'$ n. Br. größere offene Wasserstellen, die vorgesehene Zwischenlandung konnte erfolgen.

Riiser-Larsen setzte seine Maschine glatt in der Wasserrinne auf. Die zweite Maschine landete etwa fünf Kilometer davon entfernt, geriet zwischen zwei Schollen, die sich plötzlich einander näherten, wurde stark beschädigt. Es dauerte zwei Tage, bis die beiden Mannschaften einander gefunden hatten, so beengt war die Sicht im Packeis.

Amundsen begrüßte Ellsworth.

„Den Polflug müssen wir nun wohl aufgeben!“

„Stimmt, müssen trachten, euch drei in meiner Maschine unterzubringen und so nach Aalesund zurückzukehren.“

„Der Start wird keine leichte Sache sein...“

Ellsworth sah sich um. „Vom Wasser geht es nicht, die Rinne friert wieder zu. Wir müssen die Kufen montieren und auf dem Eis eine Startbahn anlegen, hoffentlich kommen wir bei der Überbelastung vom Boden los. Wird jedenfalls ein paar Wochen Arbeit geben.“

„Wir haben Proviant für einen Monat, reichlichst bemessen. Ich schlage vor, sofort auf halbe Rationen zu gehen.“

„Einverstanden, Amundsen. Und wie denken Sie über die Zukunft?“

„Über die nächste mache ich mir schon keine Gedanken mehr. Die Frage ist: Was beginnen wir nach unserer Rückkehr? Flugzeuge sind wohl schnell und auch relativ billig, vertragen aber nicht immer eine Landung. Wie wäre es mit einem Luftschiff?“

Ellsworth bedachte sich nicht einen Augenblick. „Mit Ihnen, Amundsen, auf den Nordpol herabzusehen, ist mir auch einen Lenkballon wert. Wir müssen die Sache eingehend besprechen.“

Und während sie alle sechs in aufreibender Arbeit bei halben Rationen eine Startbahn nach der anderen herrichteten, weil sie sich immer wieder als zu kurz erwiesen, erörterten die beiden Besessenen in den kurzen Pausen die Möglichkeit einer großen Polarfahrt mit einem Luftschiff.

Eine Woche verging, eine zweite, dritte, vierte. Die Welt hatte die sechs Flieger schon verlorengegeben.

Aber Ellsworth und Amundsen blieben unbewegt.

„Liegt Ihnen sehr an der Erhaltung des Luftschiffes, Ellsworth? Wollen Sie damit später Spazierflüge unternehmen?“

„Wenn wir den Nordpol erreicht haben, ist mir alles gleichgültig.“

„Dann proponiere ich: Wir fliegen nicht nach Spitzbergen zurück, sondern über das unbekannte Polarmeer weiter nach Alaska.“

„Glänzende Idee, Amundsen. Man muß sich an Sie halten, wenn man was Großes erreichen will!“

Amundsen sah mit geballten Händen starr vor sich hin. „Ich zwinge ja das Glück immer wieder zu mir, auch wenn es sich mir eine Zeitlang versagen will!“

In der fünften Woche hatten sie endlich eine Startbahn von fast einem halben Kilometer Länge angelegt. Der Start konnte versucht werden.

Amundsen musterte die fünf Gefährten. „Gut, daß wir alle so mager geworden sind! Aber wir müssen trotzdem nicht bloß das Entbehrliche, auch das Unentbehrliche hier zurücklassen! Keine Reservekleidung geht mit, kein Proviant für mehr als zwei Tage, kein Spezialinstrument: wir haben ja nur die eine Chance, in einem ununterbrochenen Flug Spitzbergen zu erreichen!“

Riiser-Larsen bestätigte das. „Bei dieser Überbelastung ist keine Zwischenlandung auf dem Eis möglich — und auf offenem Wasser kann sie uns nichts helfen!“

Amundsen lächelte in unentwegter Zuversicht. „Wir werden vor Spitzbergen landen! Ich habe beim Schicksal noch eine Menge Glück gut, und das verlange ich für diesen Flug!“

Sie kamen bis zum äußersten Norden Spitzbergens. Riiser-Larsen erspähte einen kleinen Segler, ging in dessen Nähe aufs Meer nieder. Nach der Landung zeigte es sich, daß der Treibstoff fast schon bis zur letzten Neige verbraucht war.

Der Segler brauchte drei Tage, bis er den sicheren Hafen der Kings-Bay erreichte.

1926

Die italienische Regierung war bereit, ein von dem Oberst Umberto Nobile konstruiertes Luftschiff zu verkaufen, Amundsen hatte es geprüft und für einen Polflug geeignet befunden.

Aber die Summe, die Ellsworth zur Verfügung stellen konnte, reichte gerade nur für den Ankauf, die Mittel für die Ausrüstung und die Fahrt selbst mußten noch beschafft werden.

Amundsen sprang ein. Zwei Monate lang hielt er in Amerika Vorträge, warb für seinen Plan.

Sein Stern strahlte hell wie noch nie. Er sprach mit Begeisterung, er erweckte Begeisterung.

Doch während er rauschenden Beifall über sich ergehen ließ und durch ein leichtes Nicken des Hauptes dafür dankte, gingen seine Gedanken weit ab. Als ob er in einen Traum versänke, dessen Inhalt jenseits jedes Bewußtwerdens liegt, erging sich sein Sinn in der Unendlichkeit des Unbekannten, suchte das nie zu Erfüllende mit seinem Wesen zu durchdringen, glitt wie ein Licht in die Fernen, erhellte sie und spiegelte sich darin, wollte das Walten im All werden, dieses höchste Ziel alles Menschentums, schrak doch ein wenig vor der ungeheuren Gewalt dieses Symbols zurück, glitt wieder zur Erde nieder und erkannte, daß er für ungezählte Menschen vor dem Überirdischen gestanden war.

Wie armselig war alles Forschen, wenn man daran nur das irdische Ziel sah, und wie groß wurde es als Sinnbild, wenn man es als einen Ewigkeitsanteil des Menschentums zu begreifen versuchte!

Und er war einer der Erlesenen, dem solche tiefste Schau in das Menschliche vergönnt wurde — wie selig, vom Forschertrieb besessen zu sein, als trüge man einen Dämon in sich!

Auch die Zuhörer fühlten, daß für diesen Mann ein Polflug mehr bedeutete als einen Flug zum Pol. Das Sehnen, Träumen, Drängen von Hunderttausenden geleitete ihn.

Die Spenden flossen reichlich. Was trotzdem noch unbedeckt blieb, dafür verpfändete Amundsen seinen Namen.

Das italienische Flugschiff war auf „Norge“ umgetauft worden, der Flug sollte ja unter norwegischer Flagge erfolgen. Auch die Mehrheit der Besatzung bestand aus Norwegern, unter den sechs Italienern befand sich auch Nobile, den Amundsen als Mensch wie als Konstrukteur besonders hoch schätzte. Die Führung des Luftschiffes übernahm Riiser-Larsen.

Ein Konkurrent trat auf, ein Amerikaner. Commander Richard Byrd brachte zwei Fokker-Maschinen in die Kings-Bay, mit der Absicht, als erster den Nordpol zu überfliegen.

Die Motoren der „Norge“ wurden eben überholt.

Nobile begann ungeduldig zu werden. „Bis zum Pol und zurück kommen wir auch mit einem Motor — soll uns Byrd wirklich zuvorkommen?“

Amundsen blieb unbewegt. „Ja, denn uns geht es nicht um den Pol, von dem wir schon längst wissen, daß er auf treibenden Eisschollen liegt. Aber über die ungeheure Strecke vom Pol nach Alaska kann sich Byrd nicht wagen, und die hat noch keines Menschen Auge erschaut — dort sind wir die ersten!“

Am 9. Mai 1926 flog Byrd zum Nordpol, kehrte nach fünfzehn Stunden wieder zurück, Amundsen beglückwünschte ihn ohne den leisesten Neid. Wenn Byrd auch der erste über dem Pol war, einen Vorstoß ins Unbekannte bedeutete das nicht.

Nur das Neue, das Niegesehene war wert, daß man es erforschte. Nur hier war hohe Menschentat zu tun.

Am 11. Mai 1926 morgens verließ die „Norge“ die Ballonhalle auf der Kings-Bay. Vierzehn Stunden später hielt sie über dem Pol. Eine norwegische, amerikanische und italienische Flagge wurde abgeworfen.

Amundsen drückte zuerst seinem alten Freund, dem Steuermann Wisting die Hand, der ihn schon an den Südpol begleitet hatte.

„Du und ich, wir sind die ersten Menschen, die auf beiden Polen der Erde ihre Flagge aufgepflanzt haben — und es war die norwegische!“

Schweigend erwiderte Wisting den Druck, Worte fand er nicht, denn er war der scheueste, weltfremdeste Mensch. Als ihm König Hakon nach der Südpolfahrt einen hohen Orden

verlieh, blieb er vor Verlegenheit sitzen — der König hing ihm trotzdem lächelnd den Orden um.

Er und Amundsen waren Jahrzehnte ihres Lebens in fernen, öden, eisigen Ländern auf Forschungsfahrt gewesen, für Heimat und Familie blieben ihnen nicht viel Zeit, aber sie hatten mehr zur Ehre der Heimat getan als Hunderttausende andere, die geruhig vom bequemen Heim aus für ihr Vaterland wirkten.

Wenn jetzt die überquellende Liebe zur Heimat eine Träne aus ihrem Auge fließen ließ, sie brauchten sich dessen nicht zu schämen.

Aber was war dieses Erfolges tiefster Sinn? Tausende hatten in tausend Jahren ihr Leben dafür gegeben, um den nördlichsten Punkt der Erde zu erreichen, also eine Grenze, über die es keinen Schritt weiter hinaus gab.

Was bedeutete es, daß Amundsen und sein Gefährte aus der Luft auf eine Eisscholle blickten, nur dadurch von unzähligen anderen unterschieden, daß drei Flaggen in ihr steckten?

Amundsen starrte hinab. Nur ein paar hundert Meter über dieser Scholle befanden sie sich, aber doch über der Erde, in der Luft schwebend, in einem Raum, der noch zur Erde gehörte und doch auch schon ein Jenseits war, der Beginn der Unendlichkeit, die auch hinter den fernsten Fernen der Sterne ins Unfaßbare weiterglitt.

Ein Wunderwerk der Technik verhalf zu diesem symbolischen Schweben, und damit hob eine neue Zeit an, die größere Zeit als Vorbereitung für eine größte, zu der noch kein traumhaftes Ahnen führte.

Die Erlesenen — und er war einer von ihnen — wußten, daß auch hier das Maß einem Übermaß weichen mußte. Er und der schlichte Wisting, die hatten als erste die beiden „Enden“ der Welt von heute erreicht, das eine davon aber schon überschritten. Zum Südpol mußten sie ja noch wandern, zum Nordpol

schwebten sie über dem vereisten Meer, über der Erde, über der Welt von gestern.

Wie herrlich war der Mensch, und wie groß schon seine Tat!

Amundsen trat zum Fenster, badete das entblößte Haupt in den Strahlen der Sonne.

Wie war er ihr schon verwandt! Jeder große Forscher bringt ein neues Licht über die Welt!

Er nickte, wie man einem lieben Freund zunickt. Aber nicht zur Erde hinab, zum Himmel hinauf.

Der Flug blieb auch weiter ein Schweben über dem Meer. Zwei Tage nach dem Abflug sichteten sie das erste Land, die Küste von Alaska. Doch es dauerte noch einen Tag, ehe sie einen passenden Platz zur Landung fanden. Alle waren sie bis zum Zusammenbruch erschöpft, in der engen, überfüllten Gondel konnte man ja nicht einmal im Sitzen, nur im Stehen schlafen.

„Jetzt sollte man in die Ewigkeit hinüberschlafen können . . .“, dachte sich Amundsen. „Was bleibt mir noch zu tun übrig? Südpol, Nordpol, nordwestliche, nordöstliche Durchfahrt, erster Flug quer über das ganze Polarbecken, und immer mit dem Glück als Begleiter — mein Leben ist vollendet.“

Aber es wartete diesmal mit einer kleinen grotesken Komödie auf.

Beim festlichen Empfang in Seattle, der nördlichsten Großstadt von U. S. A., zeigten sich Nobile und seine beiden Offiziere auf einmal in nagelneuen Salonuniformen. Um Gewicht zu sparen, war ein strenges Verbot ergangen, irgendwelche Reservekleidung an Bord der „Norge“ mitzunehmen. Die Italiener hatten aber ihre Paradeuniformen irgendwo in der Hülle des Luftschiffes versteckt, brachten sie bei der Demontage der „Norge“ unbemerkt zur Seite und versteckten sie dann in ihrem Gepäck.

Die bei der Begrüßung anwesenden Italiener feierten ihre Landsleute in der üblichen überschwenglichen Weise, aller Ruhm des Polfluges wurde für Nobile als den Konstrukteur des Luft-

schiffes in Anspruch genommen, Nobile sonnte sich in dieser Begeisterung, ohne seiner norwegischen Kameraden zu gedenken, die in ihrer schmutzigen Werkkleidung daneben standen, so wie sie von Alaska angekommen waren.

Und als Amundsen verstimmt den Saal lange vor dem Ende der Feier verließ, wartete draußen ein Gerichtsvollzieher auf ihn. Es war ihm wieder einmal nicht möglich gewesen, den auf ihn entfallenden Teil der Ausrüstung termingerecht zu bezahlen.

1 9 2 8

Die Anmaßung der Italiener ging so weit, daß es sogar zu einem Prozeß zwischen Amundsen und Nobile kam — ein häßlicheres Nachspiel des Polfluges ließ sich kaum denken.

Die Italiener wollten nun zu einem unbestrittenen Polarruhm gelangen. Nobile, inzwischen zum General avanciert, konstruierte unter Ausnutzung aller Erfahrungen des Polfluges ein Schwester-schiff der „Norge“, die „Italia“.

Die Besatzung bestand fast nur aus Italienern. Der Elektrophysiker Dr. Franz Behounek war ein Tscheche, der Meteorologe Dr. Finn Malmgreen ein Schwede.

Malmgreen war auch der einzige an Bord mit wirklicher Polarerfahrung, er hatte die letzten drei Jahre der „Maud“-Expedition mitgemacht.

Der erste Flug der „Italia“ von Spitzbergen über Franz-Josef-Land weit nach Osten verlief erfolgreich, Nobile gelangte bis zu den „Nikolaus-II.-Land“ genannten drei großen Inseln nördlich von Kap Tscheljuskin, konnte sie aber wegen dichten Nebels nicht sichten.

Am 23. Mai 1928 startete die „Italia“ zu dem eigentlichen Polflug, der in einem großen Bogen zuerst zur Nordküste Grönlands und dann zum Pol führte, wo das Luftschiff über zwei

Stunden kreiste, so daß alle vorgesehenen Beobachtungen durchgeführt werden konnten.

Die letzte Funknachricht wurde beim Überfliegen Grönlands gesendet. Sie teilte die Absicht mit, nach Erreichen des Pols auf kürzestem Weg nach Spitzbergen zurückzukehren.

Sie kam dort nicht an, und es kam auch kein Funkspruch mehr.

Nach drei Tagen gab es keinen Zweifel mehr, daß ihr ein schwerer Unfall widerfahren war. Wo, wann, wie — darüber gab es nur Vermutungen.

Die „Italia“ hatte beim Rückflug zuerst mit schwerem Gegenwind zu kämpfen gehabt. Alle drei Motoren arbeiteten mit voller Kraft, trotzdem ging das Tempo nicht über 40 Kilometer hinaus. Zuletzt geriet sie in eine dichte, unterkühlte Nebelzone, die Feuchte schlug sich fast plötzlich in dichter Lage auf dem Schiff nieder. Es verlor dadurch die Tragfähigkeit, sackte immer rascher durch, schlug auf das Eis auf.

Die Gondel riß beim Anprall ab. Ein Mann wurde dabei getötet, neun leicht oder schwer verwundet, Nobile selber brach einen Arm und ein Bein. Der Rest der Mannschaft, sechs Mann, die sich im Augenblick der Katastrophe in den Motorgondeln oder auf dem Laufsteg befanden, blieb heil, wurde von dem erleichterten und darum wieder aufsteigenden Luftschiff mitgenommen.

Eine halbe Stunde nach dem Unglück sah man von der Nobile-Gruppe aus in der Richtung, in der die „Italia“ abgetrieben worden war, in etwa dreißig Kilometer Entfernung eine Rauchsäule aufsteigen.

Bis heute hat sich keine Spur des Luftschiffs und der sechs Insassen gefunden. Eine Explosion dürfte alles restlos vernichtet haben.

Zum Glück befand sich in der abgerissenen Gondel auch etwas Proviant und eine Reihe von Geräten, aus denen man einen Sender und einen Empfänger herstellen konnte.

Alle drei Stunden wurden nun SOS-Rufe mit der ungefähren Lage der Scholle, auf der sich die Verunglückten befanden, gesendet. Doch erst nach zwölf Tagen konnte ein russischer Radio-Amateur in Archangelsk den ersten, noch verstümmelten Funk-spruch auffangen. Zwei Tage später gelang es dem italienischen Hilfsschiff „Città di Milano“, in reguläre Verbindung mit Nobile zu treten.

Zunächst suchten einige russische Flugzeuge vergeblich nach dem „Roten Zelt“, das Nobile als besonderes Kennzeichen genannt hatte. Der Eisbrecher „Malygin“ ging gleichfalls auf Suche, ein zweiter Eisbrecher, der „Krassin“, verließ am 15. Juni Leningrad.

Amundsen war zu Beginn der Expedition wiederholt um seine Meinung befragt worden. Er verhielt sich reserviert, zu sehr wirkten die Kränkungen nach, die ihm Nobile hatte angedeihen lassen.

„Der General ist ein ausgezeichnete Konstrukteur, und ich bin überzeugt, daß sich die ‚Italia‘ noch besser bewähren wird als die ‚Norge‘, zumal unter einer einheitlichen Führung.“

Diese kleine Spitze konnte er sich nicht versagen.

Aber als es sicher war, daß die „Italia“ verunglückt sein mußte, stellte er sich sofort für die Organisation der Suche zur Verfügung.

„An Bord der ‚Norge‘ war Nobile mein lieber Kamerad. Daß er darnach nur noch ein Italiener war, ist vergessen. Jetzt, wo er Unglück gehabt hat, ist er wieder mein Kamerad, dem ich mit allen Mitteln helfen muß!“

Er erbot sich nun auch, aktiv an der Hilfe teilzunehmen. Die Verunglückten waren trotz genauer Standortsangabe noch immer nicht aufgefunden worden. Da in Norwegen kein passendes großes Flugzeug verfügbar war, verhandelte Amundsen mit dem französischen Piloten Guilbaud, der ihm die drei-

motorige „Latham 47“ zur Verfügung stellen wollte. Sie war bisher im Afrikadienst eingesetzt gewesen und konnte trotz rascher, vielleicht sogar überstürzter Adaptierungen nur schwer auf Eis landen, aber die Eile ließ keine andere Wahl.

Amundsen kümmerte sich nicht viel um jene Mängel.

„Ich habe immer Glück gehabt, solange es um mich selber ging — wie kann es mir dann fehlen, wenn ich ausziehe, andere Menschen zu retten?“

Guilbaud startete am 16. Juni 1928 von einem Flugplatz in der Normandie, der damalige Ministerpräsident Poincaré hatte sich zum Abschied eingefunden.

In Tromsö wurde die „Latham“ von Amundsen und dem Piloten Leif Dietrichson erwartet, der Amundsen schon auf seinem ersten, mißglückten Polflug begleitet hatte. Man nahm 3400 Liter Benzin an Bord, die für eine Suchaktion von vier- bis fünftausend Kilometer reichten. Die Strecke zur Kings-Bay und von dort zum mutmaßlichen Standort Nobiles betrug aber höchstens zwölfhundert Kilometer, so daß eine große Sicherheitsspanne gegeben schien. An dem Flug nahmen noch ein französischer Offizier, ein Funker und ein Mechaniker teil, also insgesamt sechs Mann, die normale Besatzung einer so starken Maschine.

Amundsen war sehr hoffnungsvoller Stimmung.

„Dietrichson und ich haben Erfahrung in Polflügen unter den schwierigsten Umständen — da bedeuten die paar hundert Kilometer von der Kings-Bay zur Unfallstelle überhaupt nichts! Von dem Spazierflug nach Spitzbergen gar nicht zu reden, bei einer so vorzüglichen Maschine mit drei Motoren!“

Wieder einmal konnte er ein Erster sein, der erste, der die Verunglückten sichtete, der einzige, der sie rettete — die ganze Welt verfolgte gespannt die Suche, und ihm fehlte zu seinen vielen Ruhmestaten nur eine: die opfervolle Rettung von Menschen in Eisnot.

Öfters hatte er schon erwogen, sich jetzt, mit sechsundfünfzig Jahren, endgültig von aller Forschungstätigkeit zurückzuziehen — konnte es einen schöneren Abschluß geben?

Während die Maschine Kurs nach Norden nahm, stellte er sich die Begegnung mit Nobile vor. Seit jenem Empfang in Seattle hatten sie einander nicht mehr gesehen, den Prozeß trugen die Anwälte aus. Welch stolzer Augenblick, wenn er Nobile als Kameraden von der „Norge“ begrüßte und ihn als ersten in sein Flugzeug hob!

Und welche unsägliche innere Freude, wenn er sich für chauvinistische Anmaßung und haltlosen Vorwurf durch die Rettung des Gegners rächte!

Immer mehr vergrub er sich in diesem Gedanken, spann ihn weiter aus. Der Flug brauchte ja gar nicht so leicht zu sein, als zu erwarten war. Je mehr Gefahren er brachte, je größere Opfer er erforderte, um so höher der Sieg!

Er verlangte nun schon solche Gefahren, eine Art von Sühne war das dafür, daß ihm in seinem Leben immer ein solches Übermaß an Glück zugemessen worden war.

Guilbaud neigte seinen Mund zu Amundsens Ohr. „Alle drei Motoren lassen bedenklich an Leistung nach. Wir hätten die Vergaser doch noch besser für arktische Verhältnisse einregulieren sollen.“

„Dann machen wir bei der Bäreninsel eine Zwischenlandung und holen das Versäumte nach, in einem halben Tag sind wir dann wieder auf voller Motorleistung!“

Er setzte sich selber zum Funkapparat, erkundigte sich bei der Wetterstation auf der Bäreninsel nach der Wetterlage und den Landungsmöglichkeiten in einer geschützten Bucht.

Der in der Nähe befindliche russische Eisbrecher „Ingoy“ nahm die Meldung auf und gab sie an die Station weiter, infolge einer Störung konnte sie aber dort nicht aufgenommen werden, die „Latham“ bekam daher auch keine Auskunft.

Ein norwegisches Fischerboot sichtete die „Latham“, den Leuten fiel der unsichere, langsame Flug der Maschine auf, die aber bald wieder in der Richtung zur Bäreninsel entwand.

Wegen plötzlich einfallender Böen versuchte Guilbaud nun, in höhere, ruhigere Luftschichten aufzusteigen, doch konnte das nur sehr langsam geschehen, denn der mittlere Motor war nun ganz ausgefallen.

Bei diesem Manöver geriet die Maschine in ein Luftloch, sackte so gefährlich durch, daß sie über den linken Flügel abzugleiten begann. Guilbaud versuchte durch geschickte Steuer-ausschläge, aus dem Luftloch herauszukommen, aber gerade als er zur letzten, entscheidenden Kurve ansetzte, faßte eine ganz schwere Bö das Flugzeug, es geriet in neues Trudeln, das durch kein Steuerungsmanöver mehr zu parieren war, stürzte über den linken Flügel ab, schlug fast senkrecht auf das Wasser auf, zerbrach.

Amundsen fiel, noch mit den Hörern an den Ohren, ins Meer, klammerte sich ohne klares Wollen, rein instinktiv an das Nächste, was im Wasser trieb, schwang sich ein wenig später, nun schon zu Bewußtsein gekommen, ganz hinauf, erkannte, daß es ein Schwimmer der „Latham“ war.

Er wischte sich das Wasser aus den Augen, blickte um sich. Etwas abseits trieb ein leerer Benzintank. Der vordere Teil des Rumpfes mit dem mittleren Motor schien untergegangen zu sein, hatte wohl auch die Insassen mit sich in die Tiefe gezogen. Der rechte Flügel folgte eben nach, nahm auch das Leitwerk mit sich, das sich beim Sturz in ihn geschoben hatte.

Der linke Flügel hielt sich noch, senkrecht aufgestellt, über dem Wasser, schien aber nun auch langsam zu sinken.

Auf dem Schwimmer lagen noch Teile des Senders.

Amundsen überdachte, wieso er noch heil geblieben war, erinnerte sich nun dunkel, daß er beim Sturz an die Tür der

Kabine getaumelt war. Offenbar hatte sie beim Aufprall nachgegeben, er war hinausgeglitten und so dem tödlichen Gefängnis entronnen.

Er griff nach dem Funkgerät. Die Batterie fehlte, und ohne sie war der Sender nur noch müßiges Spielzeug, wenn er auch nicht allzuschwer beschädigt schien.

Da war es Nobile, den er hatte retten wollen, doch besser ergangen: er hatte seinen Standort funken können.

Amundsen lachte bitter auf. Für ihn selber gab es nun keine Rettung mehr . . .

Er näherte seinen Mund dem Mikrophon. „Ja, General Nobile, du hast mich tiefer verletzt als je ein Mensch zuvor, denn du warst ja nicht mein Gegner, du warst ein lieber guter Kamerad, der teil hatte an der letzten, größten Leistung meines Lebens. Erst jetzt verzieh ich dir, weil du in schwerer Not bist, wollte dir mein Verzeihen durch die Tat beweisen — nun mußt du den Willen für die Tat nehmen. Leb wohl, General Nobile — du hattest nur einmal das große Glück an deiner Seite, ich oft . . ., zum letztenmal, als wir beide über das ganze Nordpolgebiet flogen. Vielleicht stieg nach der Landung das Glück auch aus unserem Lebensschiff aus, kam nie wieder, nie mehr wieder . . ., leb wohl, General Nobile, der du noch leben darfst, wenn auch im Unglück . . ., leb wohl, General Nobile, Überflieger des Nordpols, dein Kamerad vom Pol grüßt dich zum letztenmal!“

Die Hörer hatte er noch um. Plötzlich zuckte er auf.

Kamen nicht Signale, leise, ganz sonderbare Signale? Von einem Summen begleitet, das sich wie das Vibrieren ferner Geigen anhörte?

„Welche Station meldet sich?“ fragte er am Mikrophon.

Ganz eigenartig kam die Antwort, als erfolgte sie in einer Sprache, die alle Menschen verstehen.

„Hier ist die Station Liebe, Roald Amundsen. Du hast kaum je mit uns gesprochen, wußtest wohl gar nicht, daß es eine solche Station gab. Und doch ging viele Nachricht von dir zu uns, ohne daß du es ahntest. Aber jetzt, als du dein Leben einsetzt für einen, der dein Feind geworden war, sandtest du uns ein Signal, so laut, wie wir es noch nie bekamen. Und wir schicken dir Antwort: Immer wird man dich lieben, um deines großen Opfers willen, Roald Amundsen, immer, immer!“

Der Einsame im Eismeer wartete auf ein Wunder. „Kann ich die Station Hoffnung haben?“

„Die ist aufgelassen, Roald Amundsen, sendet nicht mehr!“

„Ich dachte es mir. Aber die Station Glaube? Die rufe ich!“

„Sie ist in dir, Roald Amundsen! Erinnerst du dich, was du am Schluß deines Berichtes über den großen Polflug schriebst?“

Amundsen bemühte sich, Buchstaben, die wirr vor seinen geschlossenen Augen tanzten, zu Worten zu verbinden.

„Ja, jetzt weiß ich es: ‚Ehre, dem Ehre gebührt! Neigen wir uns ehrfurchtsvoll vor IHM, der während dieses Wagnisses SEINE gütige Hand so sichtbarlich über uns gehalten und uns beschützt hat. Wir sind ja so erbärmlich klein, wenn GOTT der Allmächtige, uns nicht hilft!‘“

„Das steht nicht bloß in vieltausend Büchern, die in die ganze Welt deinen Ruhm trugen, das steht auch in deiner Seele, Roald Amundsen! Darum sei getrost: Mit dieser Station bleibst du auf ewig verbunden!“

Seine Augen öffneten sich ein wenig, sahen ein bewegtes Meer, seine Hände klammerten sich an die abgebrochenen Sparren auf dem Schwimmer, sein Körper erzitterte vor Kälte in der durchnäßten Kleidung, und doch kam eine leise Sterbensseligkeit über ihn.

„Ich bin ein Mensch, ich kam einmal zur Welt . . ., in Borje! Oh, könnte ich noch einmal dort sein . . . Aber was kommt

jetzt für ein Signal? Kirchenglocken, die hellen Glocken einer kleinen Dorfkirche?“

„Hier Station Borje!“

„Das Dorf hat auch schon eine Station?“

„Roald Amundsen, du hörst jetzt nur noch Stationen, die du nie gekannt hast! Es war zu viel Lärm des Ruhms um dich, und wir senden leise, senden nur zu den Stillen — wie du bald einer sein wirst. Aber so viele wollen dich hier sprechen — hörst du sie?“

„Ja, nun kann ich sie vernehmen . . ., wie seltsam, daß ihnen die Rede gegeben ist! Das rote Holzhaus, es spricht zu mir, der kleine Garten, mit Blumen gesäumt, die Wiese, der Bach, der Hang, der Berg! Die Wälder rauschen und das Meer, und Wolken ziehen darüber her, die Schiffe segeln weit hinaus, und Stürme rütteln an dem Haus! Dort war eines ruhlosen Lebens Beginn — warum zieht es jetzt mich wieder dahin? Ein ganzes Leben trieb es mich fort stets zu der Erde einsamsten Ort . . .“

„Hier spricht Station, das Wissen genannt!“

„Das Wissen hat mich immer gebannt, wußt' vieles, wollte doch alles wissen, auf fernstem Land meine Flagge hissen . . ., ich erschaute so viel, weiß nicht mehr, warum, ging's um hohen Lohn oder bloß um den Ruhm?“

„Die Menschheit, sie meldet sich als Station, nennt dich ihren lieben treuesten Sohn! Was du begannst und was du ertrittest, was du gewannst und was du erlittest, was du zu stolzem Triumph geführt und was du nun im Todesleid spürst, was dir rätselhaft schien, ein dunkler Wahn: es war um der Menschheit willen getan! Als Führer ziehst du ihr nun voran, bereitest für neues Forschen die Bahn, ein Dämon war in dich gesetzt, hat dich von Pol zu Pol gehetzt, ließ wohnen dich auf Eis im Zelt —, so wurde Heimat dir die Welt! Beklage nicht dein seltsam Los, du machtest unsre Welt erst groß, du machtest

unser Schauen weit —, sei dir gedankt für alle Zeit! Sei Mensch nicht mehr, vergehe, werde — zur Menschheit, Gotteswort der Erde!“

„Ich fühle selig-leichtes Schweben . . ., mich drückt die Angst, ich muß noch leben!“

„Roald Amundsen, hörst du schon der Welten fernste Station? Liegt jenseits schon von aller Schau, liegt irgendwo im Himmelsblau, gefügt aus Strahlen ihr Gerät, und wer sie hört, der ist erhöht, hört frohe Botschaft, erdenfern, als ginge sie von Stern zu Stern: Wer ganz ein Mensch, ein großer war, dem wird das Größte offenbar! Auf Erden warst du Gottes Gast, der dunklen Raum in Licht gefaßt, den Menschen reines Wissen bringt, das Lied von Gottes Weisheit singt, von heiliger Allwissenheit — zu ihrem Priester sei geweiht! Verkünde alles, was du weißt, denn du weißt alles, Gottes Geist enthüllt sich jetzt als dein Dämon, von Gottes Wort warst du ein Ton, von seinem Mund ein leiser Hauch . . ., ein Mensch und Gottes Sinnbild auch!“

„Wie fern ist Erde, Mühe, Leid — wie selig nah die Ewigkeit!“

„Sieh, wie Unsterbliches dir winkt, wie reinster Himmelsfunke blinkt, wie Sinn zum Licht wird, Wort zum Strahl, von Gottes Stirn geht das Signal, ruft dich, o Mensch, vor seinen Thron, zum Richten nicht, zu hehrem Lohn. Du warst nicht groß nur, warst auch gut, stehst ewig nun in Gottes Hut, bist schon ein Teil von seinem Wesen, weil du ein ganzer Mensch gewesen!“

Ein erstarrter Körper glitt ins Meer, die Tiefe nahm ihn in sich.

Zwei Monate später trieb ein Schwimmer der „Latham“ und ein leerer Benzintank im Norden Norwegens an Land.

In das Jahr 1897 fällt der erste Versuch, den Nordpol auf dem Luftweg zu erreichen. Am 11. Juli dieses Jahres startet Andree mit seinen Gefährten Strindberg und Fränkel. Der Abflug vollzieht sich unter ungünstigen Vorzeichen, der Flug führt bloß bis 83° , dann wird der Ballon verlassen, alle Ausrüstung geborgen, die drei erreichen nach acht Wochen eines nicht allzu beschwerlichen Marsches die bisher unbekannte Insel Vitö, knapp hundert Kilometer östlich von Spitzbergen, haben überreichlich Proviant und alle andere Ausrüstung, sind nur für eine Überwinterung etwas zu leicht gekleidet und sterben auf mysteriöse Weise, ihr peinlich genau geführtes Tagebuch bricht auf einmal ab. Einer der drei ist regelrecht in einer Felsspalte begraben — auch darüber findet sich kein Wort, die Tagebuchblätter bleiben auf einmal leer.

Dreiunddreißig Jahre später wird das Lager gefunden, die Ausrüstung hat sich fast unversehrt erhalten, sogar die Filme können noch entwickelt und kopiert werden.

Des Rätsels Lösung: Man darf vermuten, daß nicht alles publiziert wurde, was vielleicht in einem zweiten Tagebuch niedergelegt war. Wie es einen Tropenkoller gibt, so auch einen Polarkoller. Es könnte sein, daß die beiden, die man im Zelt erfroren fand, einen Grund hatten, den Tod zu suchen, aber die Ehre der Toten durfte nicht geschmälert werden, daher „fehlen bloß alle weiteren Berichte“.

1899 unternimmt Sverdrup, Nansens Kapitän, eine Expedition nach dem nordamerikanischen Arktisarchipel, führt in vier Jahren ausgedehnte Kartierungen durch, stellt auf den angeblich toten

Inseln auch im äußersten Norden eine üppige Sommervegetation und einen erstaunlichen Wildreichtum fest.

Diese Ergebnisse werden zehn Jahre später von Vilhamur Stefansson bestätigt, der die Arktis sogar ein „Land der Zukunft“ nennt, wo eine freilich begrenzte Zahl von Menschen unbegrenzte Zeit vom Ertrag der Jagd leben könnte.

Auch Italien greift jetzt in die Polarforschung ein. Eine von dem Herzog Luigi Amadeo von Savoyen geleitete Expedition erreicht bei besonders günstigen Eisverhältnissen auf der „Stella polaris“ den äußersten Norden von Franz-Josef-Land, von wo dann Kapitän Cagni den Vorstoß zum Pol unternimmt. Im Sommer 1900 gelangt er bis $86^{\circ}34'$; schlägt also Nansens Rekord noch um 36 Kilometer.

Die Russen erforschen weiter die Nordküste Asiens, Amundsen erzwingt die Nordwestpassage, Mylius-Erichsen, ein Däne, löst die letzten geographischen Rätsel an der Nordostküste Grönlands, geht aber auf einer Schlittenreise zugrunde.

Cook und Peary streiten sich, wer von beiden den Nordpol erreicht hat — bis heute ist der Streitfall nicht entschieden, doch hat sich die Waage etwas zugunsten von Cook geneigt.

Wellmann versucht sich in Spitzbergen mit dem ersten Lenkballon über der Arktis, kommt aber in zwei Jahren über ein paar Minuten Flug nicht hinaus.

Grönland wird von dem Schweizer Quervain und dem Deutschen Alfred Wegener durchquert. Wegener organisiert ein Jahrzehnt später eine großartige Erforschung der grönländischen Eiskalotte mit den modernsten Hilfsmitteln, Motorschlitten, die sich auf dem ebenen Inlandeis prächtig bewähren und manche Tage bis zu zweihundert Kilometer zurücklegen, die Eisdicke wird mit Hilfe des Echolotes durch Riesensprengungen gemessen. Leider kommt Wegener auf dem Rückmarsch um.

Die Polflüge mehren sich, der Südpol wird von Byrd überflogen, Wilkins fliegt von Alaska nach Spitzbergen, Riiser-Larsen geht

nach der Antarktis und kartiert dort vom Flugzeug aus große Strecken der bisher unbetretenen Küste.

Wissenschaftlich besonders ergiebig ist die achttägige Polarfahrt Eckeners auf dem „Graf Zeppelin“, bei der unter anderem auch Lincoln Ellsworth teilnimmt. Hier wird die Nordland-Inselgruppe nördlich von Kap Tscheljuskin kartiert, in Ostsibirien entdeckt man ein bisher unbekanntes riesiges Gebirge.

Ziemlich unvermittelt greift nun auch die Politik in die Polarforschung ein. Bisher wurden nur auf die den Kontinenten zunächst gelegenen Gebiete Besitztitel erhoben, so von Kanada auf den Nordarchipel, von Rußland auf die der Nordküste Asiens vorgelagerten Inseln.

Spitzbergen wird von den Norwegern beansprucht und von ihnen „Svalbard“ umbenannt, seit dort die großen Kohlenlager abgebaut werden. Ein paar hundert Leute sind dort das ganze Jahr tätig.

Auch auf Ellesmere-Land, westlich von Grönland, sind größere Kohlenflöze entdeckt worden, aber sie werden noch nicht ausgebeutet. Auch das kann noch kommen.

Um Grönland streiten sich 1933 Dänemark und Norwegen. Die Westküste ist seit Jahrhunderten dänischer Besitz, aber an der Ostküste haben die Norweger, durch den Wild- und Fischreichtum verlockt, sich durch umfangreiche Forschungen auf kommerzieller Basis einen Besitztitel erworben und wollen ihn nun international geltend machen. Der Haager Gerichtshof entscheidet aber zugunsten von Dänemark.

In ganz großem Maß sucht aber nun Rußland die Arktis zu erschließen. 1932 wird eine „Hauptverwaltung des nördlichen Seewegs“ geschaffen, die zuletzt mit 480 Millionen Rubel dotiert ist. An die hundert Schiffe sind im Sommer ständig an der Nordküste Asiens, die Nordostpassage wird beinahe schon zu einer Alltäglichkeit, seit riesige Eisbrecher modernster Konstruktion eingesetzt

sind. Manche Schiffe bewältigen sogar die Fahrt vom Karischen Meer zum Bering-Meer in einem Sommer hin und zurück.

Größflugzeuge, die von Franz-Josef-Land starten (das nun zu Rußland gehört), setzen auf dem Pol vier Männer mit 9000 Kilogramm Ausrüstung ab, die nun langsam auf ihrer Scholle nach Süden treiben. Noch mitten im nächsten Winter, Ende Februar 1938, werden sie auf 70° von einem Eisbrecher wieder aufgenommen.

Freilich, nicht alle solchen Wagnisse laufen so günstig ab.

K A M E R A D S C H A F T

Das sprunghaft steigende kommerzielle und auch strategische Interesse an der Arktis hatte neue Formen der Forschung notwendig gemacht. Amerika und Rußland, die beiden großen Rivalen auf diesem Gebiet, forcierten vor allem die Erforschung aus der Luft, um die letzten „weißen Flecke“ in der fast unendlichen Polarwüste aufzuklären. In gleichem Maß wurde das Flugzeug auch zur Unterstützung von Landexpeditionen verwendet, die dadurch eine bisher nicht erreichte Wirkungssphäre bekamen.

Große Flugzeuge setzten Trupps von vier bis zehn Wissenschaftlern auf bisher unbekanntem Inseln ab, mit allem versehen, was für einen einjährigen Aufenthalt und für die wissenschaftliche Arbeit nötig war, und holten sie im nächsten Sommer wieder ab.

Am leichtesten ließ sich ein solches Aussetzen aber auf dem Treibeis vornehmen, da konnten sich die Maschinen auf einem Umkreis von fünfzig Kilometern und mehr eine passende große Scholle zum Landen aussuchen.

Zum Überwintern war jede Scholle gleich gut geeignet oder ungeeignet, man konnte ja nie im voraus erkennen, wie sie die zwölfmonatige Trift aushalten würde.

Bei den Inseln bestand eine andere Schwierigkeit. Die geschüttesten und darum besten Überwinterungsplätze lagen naturgemäß nicht in weiten Ebenen, über die dann die Polarstürme frei dahinbrausen konnten, sondern in welligem oder bergigem Terrain, wo die großen Flugzeuge schwer oder gar nicht landen konnten.

Die Amerikaner hatten unter Benützung einer wenig bekannten, aber doch umwälzenden österreichischen Erfindung,

des Zieglerschen C-Spaltes in den Tragflächen, ein leichtes, un-
gemein wendiges Flugzeug konstruiert, das besonders für Flüge
im Polargebiet bestimmt war und mit einer Landungs- und
Startfläche von 20 Metern Länge auskam. Freilich durfte man
bei diesem Typ über eine gewisse Größe nicht hinausgehen,
um jene Eigenschaften nicht zu gefährden, und das zwang da-
zu, nunmehr auch Ein-Mann-Expeditionen auszusenden. Für
einen Mann konnte die „Lerche“, wie das neue Flugzeug hieß,
neben dem Piloten bequem die Ausrüstung für ein ganzes Jahr
mitführen, die eigenartig gedrungene Bauart erlaubte dies.

Admiral Byrd war der erste gewesen, der es seit Beginn
der Polarforschung gewagt hatte, im Jahre 1934 etliche zwei-
hundert Kilometer von seiner Basis entfernt einen Winter ganz
allein zu verbringen, das Experiment lief seelisch vollkommen
befriedigend ab, nur eine durch ein undichtes Ofenrohr ver-
ursachte Rauchvergiftung brachte Byrd in Gefahr.

Auf Grund seiner Erfahrungen wurden nun auch für die
Arktis einige solcher Ein-Mann-Stationen eingerichtet, und die
neuen „Lerchen“ ermöglichten es, die Forscher fast auf jedem
Terrain zu landen.

Die USA-Regierung hatte erklärt, kein militärisches Inter-
esse an der „Lerche“ zu haben, für strategische Zwecke kamen
doch nur Großflugzeuge in Betracht, und so konnte auch Ruß-
land die Lizenz zum Bau dieser Maschinen erwerben und sie
dann in der Polarforschung verwenden.

Als Experten und Einflieger hatte man den jungen ameri-
kanischen Ingenieur Francis Dobson engagiert, der bei der Kon-
struktion der „Lerche“ maßgeblich beteiligt war, perfekt russisch
sprach und großes Verlangen trug, das Land im Osten auch aus
eigener Anschauung kennenzulernen.

Dobson wurde anfangs mit großer Zurückhaltung behandelt,
man mißtraute einem Ausländer, wie überall in der Welt.

Aber sein hervorragendes fachliches Können, sein nimmermüder Eifer und sein unbekümmertes Zugreifen, als einer seiner russischen Kollegen bei einem Benzinbrand in Lebensgefahr geriet, erweckte bald Sympathie, die nach einem halben Jahr, als schon die ersten „Lerchen“ hinaus in die Arktis gingen, zu echter Kameradschaft wurde.

Besonders herzlich wurde diese Freundschaft mit dem gleichaltrigen Piloten Gregor Solkowski, dessen fröhliches Wesen ganz der Art Dobsons entsprach. Sie waren nicht nur bei der Arbeit, auch in der Freizeit beisammen, vertrauten einander auch bald ihre kleinen Familiengeheimnisse an.

Dobson erzählte von seiner Braut, die er gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat heiraten wollte.

Solkowski schüttelte ein wenig wehmütig den Kopf.

„Ich möchte ja auch . . ., aber erst wenn ich mich nicht mehr um meinen kleinen Bruder kümmern muß . . .“

„Ist er denn noch ein unmündiges Kind?“

Gregor lachte. „Nein, um sieben Jahre jünger als ich, dreiundzwanzig, aber in allem, was nicht zu seinem Fach gehört, hilflos wie ein Kind!“

„Welches Fach hat er denn?“

„Meteorologie. Er hat eben die Hochschule für arktische Forschung absolviert.“

Gleich nach der Schlußprüfung hat er sich für die Einmann-Station auf der Bennett-Insel, nördlich der Neusibirischen Inseln gemeldet. Ich habe ihm das nicht ausreden können, und er ist doch so unbeholfen, wenn er auf sich allein angewiesen ist — das war ja der Grund, daß ihn unser Vater bei seinem Tod mir wie einen Sohn anvertraut hat, und diese Verpflichtung habe ich wie ein heiliges Vermächtnis übernommen. Ein praktischer Kerl bin ich ja, nur lange nicht so gescheit wie Dimitri. Aber ich fliege ihn selber auf einer „Lerche“ hin, da-

mit ich mit ihm die kleine Beobachtungsstation einrichten kann und so die Gewißheit habe, daß alles wirklich in bester Ordnung ist. Und im Sommer darauf hole ich ihn selber wieder ab.“

„Hat er dort auch Funkverbindung?“

„Ja, mit einem kleinen Sender, der bis zu den Neusibirischen Inseln reicht. Von dort gibt man die Meldungen nach Tiksi an der Lenamündung weiter, dann gehen sie zu der Großstation auf der Dickson-Insel, an der Mündung des Jenissej, und zuletzt übernimmt sie Moskau.“

„Ein etwas komplizierter Weg.“

„Bedenken Sie, Francis, daß jede dieser Stationen tausend Kilometer und mehr von der nächsten größeren menschlichen Siedlung entfernt ist! Aber das Netz längs der ganzen Nordküste Asiens ist schon lückenlos, jede Station ist mindestens von zwei benachbarten anderen zu erreichen.“

An der „Lerche XII“, die Solkowski und seinen Bruder zur Bennett-Insel bringen sollte, arbeiteten die beiden Freunde mit besonderer Sorgfalt.

„Wissen Sie, Francis, ich bin für meinen kleinen Bruder verantwortlich!“

„Und ich als Ihr Freund auch, Gregor!“

Aber eines Tages schien Gregor verärgert.

„Ich schäme mich vor mir selbst! Es darf keine Sonderarbeit bei uns geben, jeder Maschine muß ich die gleiche hohe Sorgfalt angedeihen lassen!“

„Das haben Sie wahrhaftig bisher immer getan, Gregor. Eine genauere Arbeit als die Ihre kann ich mir überhaupt nicht denken!“

„Jeder Mensch ist mein Bruder! Wenn ich die Kontrolle über die Arbeit an dieser Maschine mit noch größerer Genauigkeit durchführe als bei den anderen, jede Prüfung zweimal vornehme — dann muß ich das bei allen Apparaten tun!“

„Gut, Gregor, ich will Ihr Gewissen nicht belasten. Aber einen Vorschlag: Die Aufsicht über die Arbeit an der „Lerche XII“ übernehme nun ich allein!“

Gregor drückte Francis die Hand. „Ja, auf das darf ich eingehen, da nehmen Sie mir eine der vielen Sorgen für meinen kleinen Bruder ab, der nun einen ganz gesicherten Hin- und Rückflug hat. Nächste Woche kommt er übrigens von einer Schulungsfahrt nach Nowaja-Semlja zurück, da werden Sie ihn endlich kennenlernen!“

Francis war freilich ein wenig überrascht, als sich der „kleine Bruder“ als ein Mensch von einem Meter neunzig entpuppte, der allerdings ein fast noch kindliches, jungenhaft frohes Gesicht besaß und seine dreiundzwanzig Jahre erst erkennen ließ, wenn das Gespräch auf seine Wissenschaft kam: da bewies er eine erstaunliche Fachkenntnis.

Aber im Feuermachen und Kochen mußte er bei seinem Bruder einen zweiwöchigen Kurs durchmachen und erhielt bei der Abschlußprüfung mit großer Nachsicht ein Kaum-Genügend.

Schon eine Woche später fuhren die beiden nach Murmansk, um sich dort nach Tiksi einzuschiffen, wo dann der Flug beginnen sollte. Die „Lerchen“ wurden in zerlegtem Zustand verladen.

Nach der Rückkehr berichtete Gregor: „Vierundzwanzig Maschinen sind zur gleichen Zeit gestartet und haben sich dann in der Luft gesammelt.“

Schließlich flog ich allein weiter. Die Bennett-Insel ist alles eher denn ein ideales Landungsterrain, aber ich habe die Maschine wie auf einem Flugfeld absetzen können. Die Winterhütte hat sich ganz leicht zusammensetzen lassen. Aber in einem so winzigen Haus elf Monate lang auszuhalten, da gehört schon ein wissenschaftlicher Heroismus dazu! Und gleich zwei Dutzend Männer auf einmal beweisen ihn!

Vierzehn Tage hat jeder der Piloten bei seinem Fahrgast bleiben dürfen — ich hätte es auch die doppelte Zeit ausgehalten!“

„Leicht zu begründen: schlechtes Flugwetter, kleine Defekte an der Maschine usw.“

„Ich habe gewußt, daß das keiner der anderen tut. Wie hätte ich es da über mich bringen können?“ Er schloß die Augen. „Der Abschied war nicht leicht . . ., Sie wissen, der Vater hat mir die Sorge um Dimitri anvertraut . . ., und so gesund und stark der Junge auch ist, so ungeschickt benimmt er sich in allem, was nicht seine Wissenschaft betrifft — da hält keiner seiner Kameraden mit ihm Schritt! Ich bin auf den Tag genau abgeflogen, trotz sehr stürmischen Wetters, habe noch drei große Kreise über die Insel gezogen, damit Dimitri sieht, daß die Maschine in Ordnung ist. Eine Stunde lang sind wir in Funkverbindung geblieben.“

„Da konntet ihr noch ausgiebig Abschied nehmen!“

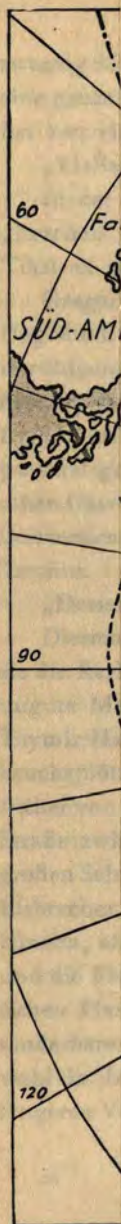
„Aber wo! Gib auf den Ofen acht, habe ich ihm alle fünf Minuten gefunkt. Daß sich nur nicht die Brenndüsen verstopfen! Und auf guten Luftzug achten! Vorsicht wegen eventueller Rauchgase!“

„Hat sich Dimitri wenigstens für eine solche Sorge bedankt?“

„Da kennen Sie den Jungen schlecht! Ausgelacht hat er mich, meine Worte wiederholt, meine Stimme nachgemacht! Ja, so sind die kleinen Brüder, wenn man sie einmal selbständig macht!“

Bis zum Beginn des Sommers liefen von allen Stationen regelmäßige Meldungen ein, die privaten wurden von den Zeitungen veröffentlicht, die wissenschaftlichen gingen an das Institut für arktische Forschung.

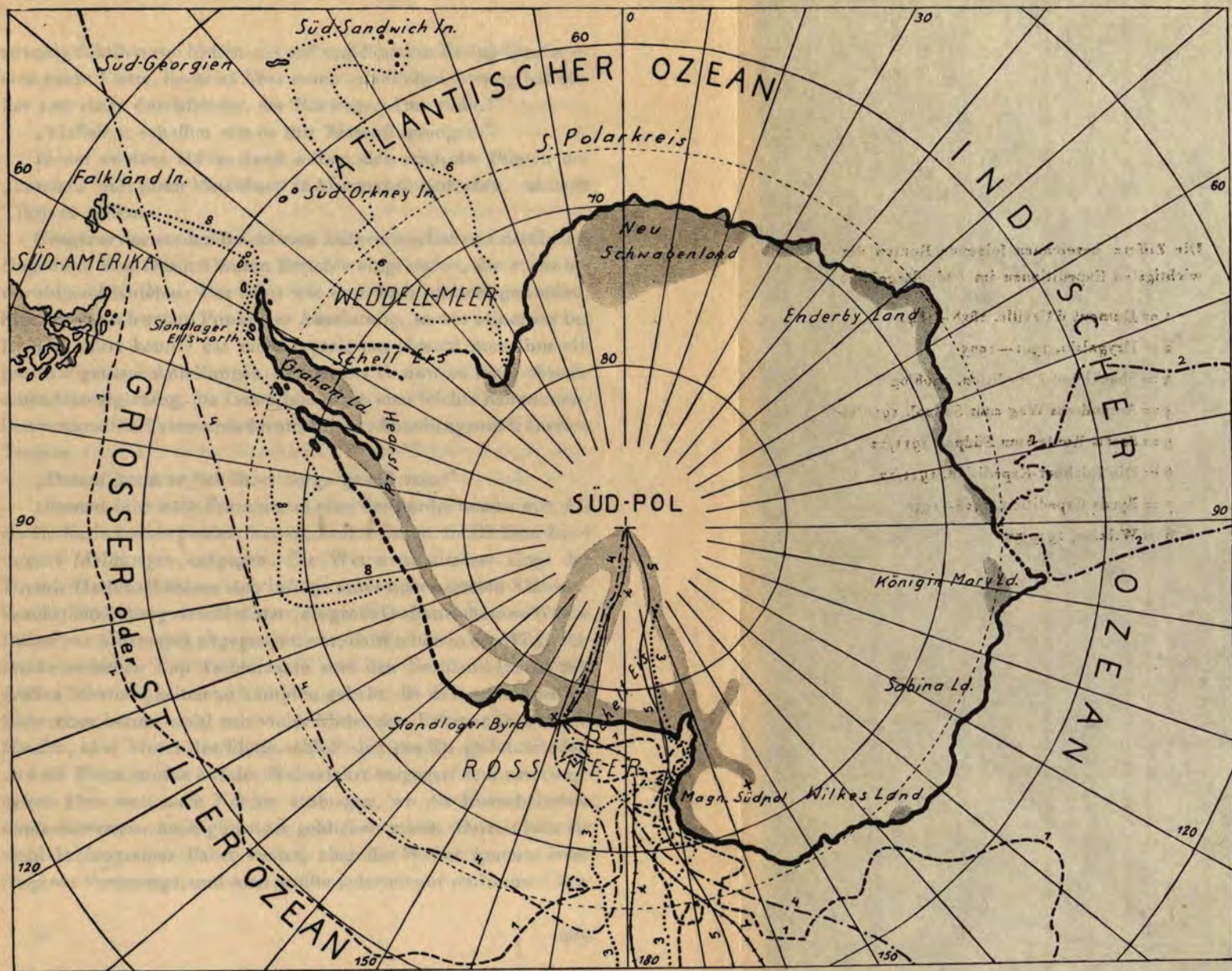
„Eine neue Verordnung: Sie sollen alle schon im Mai abgeholt werden!“ frohlockte Gregor. „Zur Erholung kommen sie dann für zwei Monate in die Krim. Und noch was Neues: Wenn die Eisverhältnisse weiter so gut bleiben, bricht Ende April eine Flotte von






Die Ziffern bezeichnen folgende Routen der wichtigsten Expeditionen im Südpolargebiet:

- 1 = Dumont d'Urville, 1838—1840
- 2 = Drygalski, 1901—1903
- 3 = Shackleton-Expedition, 1908/09
- 4 = Amundsens Weg zum Südpol, 1910/11
- 5 = Scotts Route zum Südpol, 1911/12
- 6 = Die Filchner-Expedition, 1911/12
- 7 = Byrds Expedition, 1928—1930
- 8 = Wilkins, 1929/30

EXPEDITIONSKARTE DES SÜDPOLGEBIETES



 erforschte Küste
  vermutete Küste
  gesichtetes Gebiet

zwanzig Schiffen von Murmansk auf und fährt zur Bering-Straße — eine ganze Flotte, Francis! Aber euren nördlichen Seeweg hat bisher nur einer durchfahren, der Norweger Amundsen!“

„Vielleicht schaffen wir es mit Riesenflugzeugen.“

In der zweiten Hälfte April sollten sich auch die Piloten der „Lerchen“ mit ihren Maschinen in Murmansk einfinden, um nach Tiksi zu gehen.

Gregor erwartete den Befehl zum Aufbruch schon mit ziemlicher Ungeduld. Von Dimitri waren Berichte eingelaufen, die etwas beunruhigend lauteten: Der Ofen war nun doch undicht geworden, hier lag der schwache Punkt der Ausrüstung, so wie seinerzeit bei Byrd. Dimitri konnte das nicht reparieren, obwohl man ihm ein paarmal genaue Anleitungen funkte, litt er nun an einer chronischen Gasvergiftung, die ihm schon öfters eine leichte Benommenheit verursachte. Er ersuchte darum um eine Abholung zum frühesten Termin.

„Dessen kann er bei Ihrer Sorge gewiß sein!“

Diesmal fuhr auch Francis als Leiter des Bordpersonals mit. Als sie die Karische See passiert hatten, funkte ihnen die Dickson-Insel unguete Meldungen entgegen. Die Wetterverhältnisse längs der Taymir-Halbinsel hatten sich infolge eines unerwarteten Kälteeinbruchs plötzlich arg verschlechtert, die große Ostflotte, die eine Woche früher von Murmansk abgegangen war, hatte schon in der Wilkitzki-Straße zwischen Kap Tscheljuskin und den Nordland-Inseln mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die drei großen neuen Eisbrecher hatten wohl mit vieler Mühe eine Fahrtrinne schaffen können, aber hinter der Flotte schloß sich das Eis gleich wieder, und die Flotte mußte auf der Weiterfahrt entgegen dem ursprünglichen Plan weit nach Norden ausbiegen, wo die Eisverhältnisse sonderbarerweise noch günstiger geblieben waren. Derzeit kam sie wohl in langsamer Fahrt weiter, aber das Wetter spottete jeder längeren Vorhersage, und man mußte jederzeit auf schlimme Über-

raschungen gefaßt sein. Die beiden Schiffe, auf denen die Flugzeuge verladen waren, sollten jedenfalls versuchen, sich trotz des Zeitverlustes ganz nahe der Küste zu halten, da träfen sie wahrscheinlich stets auf leidlich freies Fahrwasser.

Gregor war außer sich. „Das kann uns mindestens eine Woche kosten, und mein kleiner Bruder gerät mit jedem Tag in immer größere Gefahr!“

„Eine Woche geht noch an, Gregor. Immer noch besser, als wir bleiben im Packeis stecken, wie es der Flotte drohen kann.“

„Dann montiere ich meine Maschine auf der nächsten größeren Scholle zusammen und versuche den Flug! Dimitri muß sich auf seinen Bruder verlassen können!“

Eine Zeitlang kamen die beiden Schiffe ganz gut weiter, so schlimm auch die Nachrichten von der Ostflotte lauteten. Das Ausweichen nach Norden hatte sie nun doch in eine Falle geführt, sie saßen auf 125 Grad östlicher Länge, etwa nördlich des Lenadeltas im Packeis fest, und die Eisbrecher hatten sich bisher vergeblich bemüht, einen Weg zu bahnen.

„Sollen sich verspäten! Wenn nur wir zurechtkommen!“

Langsam drangen sie längs der Taymir-Halbinsel nach Osten vor. Die Berichte Dimitris, die ihnen übermittelt wurden, ließen trotz ihrer vorsichtigen Fassung ahnen, daß seine Lage bedenklicher war, als er zugab. Der Kälteeinbruch zwang zu stärkerem Heizen, Petroleum hatte er noch im Überfluß, aber die Beklemmungen infolge der in die Hütte dringenden Abgase steigerten sich. Man konnte sich fast schon berechnen, wann der Einsame die Wahl zwischen Erfrieren oder Ersticken haben würde.

Gregor ließ über Tiksi funken: „Sei ohne Sorge! Ich komme zur rechten Zeit!“

Aber er konnte doch seine quälende Angst nicht verhehlen, als sie in die Wilkitzki-Straße einfuhren und bald auf einen undurchdringlich scheinenden Packeisgürtel stießen.

„Ich darf nicht zu spät kommen! Ich habe es meinem Vater versprochen, daß ich mich immer um Dimitri sorgen werde!“

Francis drückte ihm die Hand. „Ich bewundere Ihr Familiengefühl, Gregor!“

Einen Tag lagen sie fest, einen zweiten, einen dritten.

„Beruhigen Sie sich, Gregor! Es ist wärmer geworden, das Eis wird sich bald wieder lockern, und Ihr Bruder wird abgeholt!“

Die beiden Schiffe versuchten, das Packeis zu durchstoßen. Nach zwanzigstündiger Arbeit gelang es, die Barriere zu forcieren.

„Wenn wir einmal die Wilkitzki-Straße hinter uns haben, kann uns nichts mehr geschehen!“ frohlockte Gregor.

Diesmal war es Francis, der warnte. „Wir müssen uns auch weiterhin ganz nahe der Küste halten, die gerade hier, an der Chotonga-Mündung, weit nach Westen zurückbiegt!“

Gregor suchte nun den Leiter der Expedition zu bewegen, quer durch das Meer von der Taymir-Halbinsel zur Lenamündung Kurs zu nehmen.

„Aber was fällt Ihnen ein, Genosse Sokolski! Da kämen wir gerade dorthin, wo die Ostflotte festliegt!“

„Haben Sie von ihr neue Meldungen?“

„Ja, und durchaus keine guten. Die Flotte ist in der Packeistrift weit auseinandergeraten, einzelne Schiffe sind durch Eispressungen mehr oder minder beschädigt, und die drei Eisbrecher können sich in dem schweren Eis viel zu langsam Bahn brechen, um überall helfen zu können. Wenn sich die Sache nur nicht zu einer Katastrophe zuspitzt!“

Gregor wanderte ruhelos auf dem Deck hin und her, und auch die paar Stunden der Dunkelheit fand er keinen Schlaf. Immer wieder sah er auf die Uhr, lauschte dem Rauschen des Wassers, schrak zusammen, wenn sich die Fahrt wieder einmal verlangsamte.

Aber endlich war doch das riesige Lenadelta erreicht, das

wärmere Flußwasser ließ kein Eis aufkommen, in flotter Fahrt kamen sie vorwärts, bogen dann nach Süden auf Tiksi zu.

Von Dimitri war ein neuer Funkspruch eingegangen, der bei Gregor schon sehr ernste Besorgnisse auslöste.

„Der arme Junge fühlt sich immer schlechter, sogar sein Bewußtsein ist manchmal gestört. Aber er ist tapfer, will das alles durch seinen bloßen Willen überwinden, bis ich endlich komme.“

„Jetzt ist Ihr Flug doch gesichert, Gregor! Heute gegen Mitternacht treffen wir in Tiksi ein, Sie schlafen sich morgen den ganzen Tag aus, ich montiere inzwischen mit meinen Bordmannschaften die Maschinen zusammen, und übermorgen startet ihr alle frisch und ausgeruht. Die achthundert Kilometer bis zur Bennett-Insel bewältigen Sie doch bei halbwegs gutem Wetter in drei Stunden! Die Rettung — nein, die Ablöse Ihres Bruders scheint mir absolut sicher.“

„Mir auch, Francis! Mir auch!“ Und er tat einen Freuden-sprung, daß die Balken des Decks dröhnten, umarmte dann den Freund. „Und daß Sie dabei sind, wenn ich meinen kleinen Bruder zurückbringe, das freut mich ganz besonders! Wird das ein Abend werden, wenn wir drei endlich einmal wieder beisammen sind!“

Er war aber doch so müde, daß er schlief, als die Schiffe in den Hafen von Tiksi einfuhren.

Der Leiter der Flugstation kam sehr erregt an Bord.

„Wo ist der Leiter der Flugstaffeln?“

Francis, der gerade auf war, gab Antwort. „Gregor Solkowski hat sich zum Schlafen hingelegt, er war sehr müde. Ist es dringend?“

„Ja, Sache von höchster Dringlichkeit!“

Gregor war sehr verärgert, als er aus tiefem Schlaf geweckt wurde, aber seine Laune besserte sich, als er den Stationsleiter erkannte.

„Wollen mir wohl Neues von meinem Bruder mitteilen, Genosse Symkin! Na, übermorgen spreche ich ihn schon höchstpersönlich!“

„Aber wer redet denn jetzt von einem einzelnen, Genosse Solkowski? Die ‚Krestjania‘ und der ‚Ilmen‘ sind vom Eis zerdrückt, sinken langsam, die Besatzung hat sich auf das Eis geflüchtet, nur die Kapitäne und die Funker sind noch an Bord. Die Eisbrecher kommen nicht mehr durch. Die nächsten Schiffe der Flotte sind mehr als siebenzig Kilometer entfernt, ein so weiter Marsch über das Packeis ist unmöglich, zumal sich die gegenseitige Lage ununterbrochen verändert und auch Rinnen auftreten. Hier und da finden sich noch kleinere flache Schollen, aber sie haben höchstens hundert Meter Durchmesser, ich kann daher keines meiner großen Flugzeuge zur Rettung entsenden. Nur die ‚Lerchen‘ können es schaffen. Lassen Sie also die Montage sofort nach dem Ausladen beginnen, je zwölf Ihrer Maschinen fliegen den ‚Ilmen‘ und die ‚Krestjania‘ an und holen die Besatzung Mann für Mann.“

„Ich muß zuerst meinen Bruder retten, er befindet sich in schwererer Gefahr als die Leute von den beiden Schiffen, ist vielleicht schon lebensgefährlich krank!“

„Und wenn es so wäre, Genosse Solkowski? Ihr Bruder ist ein Mann, jedes der beiden Schiffe hat aber über achtzig Mann an Bord!“

Gregor biß die Lippen zusammen. „Ja, selbstverständlich, Genosse Symkin. Mein Bruder kommt erst an die Reihe, wenn der letzte Mann der Schiffsbesatzung hier in Tiksi aus meinem Flugzeug ausgestiegen ist. Ich gehe sofort mit Ingenieur Dobson an das Ausladen der Maschinen.“

Dobson war nicht sehr erfreut. „Ein paar Stunden Schlaf hätte ich doch nötig gehabt ...“ Und dann nahm er Gregor beiseite. „Ich habe einen Rat für Sie: Ich erkläre eine Maschine für defekt, repariere an ihr herum, während ihr den ersten Flug zu den Schiffen macht, bereite die Maschine insgeheim für einen Weitflug vor. Er wird als größerer Probeflug deklariert — und bringt Sie zur Bennett-Insel!“

„Das wäre möglich . . ., leider haben wir ja diesmal nicht den alten Typ der ‚Lerche‘ mit dem großen Gepäckraum, sondern nur das neue kleine Modell für Detailforschung aus der Luft, in dem man außer dem Piloten nur ganz knapp zwei Mann unterbringt.“ Er rechnete. „Mit einer Maschine holen wir zwei Mann, macht auf einem Flug vierundzwanzig. Gesamtflugdauer mit Landen, Holen der Leute und Start mindestens acht Stunden, eher mehr. Mit dem Überholen der Flugzeuge kommen wir auf höchstens zwei Flüge im Tag. Schlafen müssen wir auch, das ist unsere Pflicht, sonst fliegen wir unsicher und gefährden die Genossen, die sich uns anvertrauen. Unter drei Flugtagen werden wir kaum auskommen. Ich könnte also im günstigsten Fall am Abend des dritten Tages den Flug zu meinem Bruder antreten.“

„Und das ist — ohne Sie beunruhigen zu wollen — vielleicht zu spät.“

Gregor zuckte zusammen. „Ja, das darf nicht sein . . ., wir müssen jenen Ausweg wählen . . ., da fliege ich schon am Abend des ersten Tages zu ihm . . ., ja, ich bin einverstanden!“

Sein Gesicht entfärbte sich, er starrte eine Weile vor sich hin, und dann rang er nach Atem, als wollte sich ein stummer Schrei seinen Lippen entringen.

„Es geht doch nicht, Francis! Das wäre ein Verrat! Zuerst kommen die vielen, und dann erst der einzelne!“

„Dann gehen wir jetzt an die Arbeit.“

Nach nicht ganz zwanzig Stunden waren alle „Lerchen“ ausgeladen und zusammenmontiert. Die Piloten, die einen ausgiebigen Schlaf hinter sich hatten, flogen ab, und nun fand auch das Bordpersonal endlich Ruhe.

Es dauerte nicht acht, sondern mehr als neun Stunden, bis die erste Staffel zurückkam. Solkowski war nicht dabei.

„Sehr schlechtes Wetter!“ berichteten die Piloten. „Wir haben lange gebraucht, bis wir bei der dichten Wolkendecke

die beiden Schiffe sichten konnten. Zuerst den ‚Ilmen‘, in dessen Nähe es genug geeignete Landungsplätze gab, und dann die ‚Krestjania‘, bei der erst in drei Kilometer Entfernung geeignete flache Schollen anzutreffen waren. Hier hat sich Genosse Solkowski selber die Arbeit vorbehalten.“

„Brauchen Sie längere Ruhe?“

„Ein paar Stunden wohl, zumal beim ‚Ilmen‘ keine besondere Gefahr droht.“

Erst eine Stunde später erschien Gregor, stieg vollkommen erschöpft aus dem Flugzeug.

„Wir sind auf dem Rückflug in einen Schneesturm geraten. Es war eine schreckliche Fahrt. Ununterbrochen Böen und Luftlöcher. Ich bin fast vollkommen fertig.“

„Wir sehen die Maschine durch, und Sie legen sich für drei Stunden hin.“

Gregor nickte zustimmend, riß sich dann plötzlich auf. „Und mein Bruder?“

Francis zögerte mit der Antwort. „Er hat erst vor einer Stunde wieder gefunkt.“

„Er lebt also — aber wie lange noch? Verhehlen Sie mir nichts!“

„Nun ja . . ., sein Befinden hat sich sehr verschlechtert . . ., immerhin, er hofft, noch zwei Tage durchhalten zu können . . ., muß leider immer heizen . . ., und das Abzugrohr ist undichter denn je, trotz aller seiner Bemühungen . . .“

„Mein armer kleiner Bruder . . .“

„Die Leute von der ‚Krestjania‘ könnten leicht noch zehn Stunden warten.“

„Nein, Francis, das können sie nicht! Bei den schweren Pressungen sind etliche zehn Mann ziemlich schwer verletzt worden. Die noch heil sind richten eben einen Weg über das hoch aufgetürmte Paëkeis her, auf dem man die Verletzten zum Landungsplatz tragen kann. Wenn ich zwei Drittel meines

Fluges zurückgelegt habe, funke ich, und dann beginnen sie mit dem Transport. Eine Stunde und länger werden sie auf mich schon warten müssen . . ., aber mein Bruder zwei Tage auf mich . . .“

Er ballte die Fäuste. „Wir müssen die Rettung beschleunigen — um jeden Preis! Aber es sind noch drei Flüge meiner Staffel nötig! Ja, wenn wir mehr als zwei Mann auf einmal transportieren könnten . . ., wie mit dem alten Modell . . .“

Er schrie auf. „Es geht! Es kann gehen! Wir bringen statt zwei vier Mann unter! Und dann kommt die Staffel mit zwei Flügen aus!“

Francis schüttelte den Kopf. „Wie wollen Sie denn das wieder machen, Gregor?“

„Sehr einfach: Ich binde je einen Verletzten unter den beiden Tragflächen knapp neben dem Rumpf fest! Jeden vom Kopf zum Fuß in Decken und dann in zwei luftdichte Fallschirme gehüllt, daß sie die Kälte nicht spüren!“

„Das Mehrgewicht werden die starken Motoren schon bewältigen. Aber der Start? Und die Steuerung?“

„Das liegt dann eben bei uns. Wir müssen zeigen, was wir können. Die Lage bei der ‚Krestjania‘ ist viel schlimmer als beim ‚Ilmen‘, es ist unsere Pflicht, die Mannschaft so rasch als möglich abzutransportieren, das Schiff ist schon fast ganz versunken, und bei den starken Pressungen sind auch die Leute auf dem Eis schon schwer gefährdet. Von den Verletzten gar nicht zu reden.“

Er lachte wie besessen. „Ja, es ist unsere Pflicht, hier das Äußerste zu wagen! Alle Reservefallschirme her, alle leichten Decken — und auch genügend Seile! Rasch, rasch, ich mache gleich die Probe!“

„Ich lasse mich als erster anbinden, Gregor.“

Auch der zweite Leiter der Staffel meldete sich sofort zu dem gewagten Experiment, und Gregor zögerte trotz seiner Müdigkeit nicht mit der sofortigen Ausführung.

Die beiden Versuchsobjekte wurden in Decken gehüllt und

dann noch in die luftdichten Fallschirme. Der Amerikaner wollte den Kopf freibehalten, aber Gregor fuhr lachend und zornig zugleich dazwischen.

„Sind Sie verrückt, Francis? Bei null Grad und einem Tempo von dreihundert bis vierhundert Kilometern? Wollen Sie Ihre schöne Nase in Stückchen von gefrorenem Fleisch über die Arktis verstreuen?“

„Sie haben recht, Gregor. Man darf nur ein kleines Luftloch offenlassen.“

Der Anlauf dauerte nicht viel länger als sonst. Aber einmal in die Luft gekommen, begann die Maschine bedenklich zu schwanken. Die beiden Körper störten doch den glatten Abfluß der Luft, und es dauerte ziemlich lange, bis der Pilot dies auszubalancieren vermochte.

Francis fühlte, wie sich die Seile ein wenig zu lockern begannen, hatte aber keine Möglichkeit, Gregor darauf aufmerksamzumachen. Aber nun merkte er entsetzt, daß auch schon ein Teil der ersten Fallschirmhülle zu flattern begann.

Gregor hatte sich endlich dem Flug unter den erschwerten Bedingungen angepaßt, erhöhte das Tempo, zog die Maschine in immer schärfere Kurven.

Die Seile lockerten sich weiter. Man konnte sich schon ungefähr ausrechnen, wann der Körper ganz aus ihnen glitt. Der eisige Fahrtsturm fand schon ungehindert Zutritt zu den Gliedern, brachte sie allmählich zum Erstarren.

Mit dem Aufgebot der letzten Kraft, unbekümmert um die Kälte, hüllte Francis eine Hand in einen Zipfel des flatternden Fallschirms, streckte den Arm ganz heraus, klopfte an den Rumpf.

Gregor merkte das Zeichen nicht.

Die Lage spitzte sich zur Katastrophe.

Noch einmal, unter stärkster Anstrengung, hieb Francis mit der Faust gegen den Rumpf.

Jetzt endlich wurde Gregor aufmerksam, gab dem Mann vom Bordpersonal, der als Passagier hinter ihm saß, ein Zeichen, und der bemühte sich, einen Blick unter die Tragfläche zu gewinnen, sah, was sich dort vorbereitete, teilte es dem Piloten mit.

So vorsichtig wie nur möglich ging Gregor nun zur Landung über, sprang aus der Kabine, löste selber die aufgelockerten Seile.

Jetzt erst kam auch ihm die Größe der Gefahr zu vollem Bewußtsein. Er und Francis mußten einander gegenseitig stützen, sonst wären sie beide vor Erschrecken zusammengesunken.

„Das hätte ich nie überwunden, Francis, gerade Sie dem Tod überliefert zu haben!“

„Doch es wäre im Dienst einer guten Sache geschehen.“

„Aber durch meine Schuld.“

Mühsam wankten sie zum Hangar, wo man sie labte.

„Wenn das aerodynamisch auch viel schlechter ist — wir müssen doch die Körper an den Tragflächen festbinden, da sind sie mehr gesichert.“

„Auch das müßte einmal erprobt werden.“

„Kann sofort geschehen, Gregor. Die Zeit ist jetzt alles.“

„Sie haben sich doch kaum noch von dem Schrecken einer Todesgefahr erholt!“

„Es geht um viele Menschen, nicht um mich allein. Und schließlich auch um Ihren Bruder.“

„Gut, wir versuchen es gleich.“

Diesmal gelang es. Trotz der schärfsten Kurven und der Sturzflüge lockerten sich die beiden Menschenbündel nicht.

„Die Sache geht einwandfrei. Jetzt muß es jeder Pilot meiner Staffel üben. Nach einer halben Stunde beherrscht er die Geschichte. Das gesamte Bordpersonal hat sich für die Versuche zur Verfügung zu stellen.“

Er sah ringsum verlegene abweisende Mienen.

„Es geht um Stunden, Genossen. Mit dieser Methode ersparen

wir einen vierten Flug und damit mindestens zehn Stunden. Und unsere Kameraden zählen schon jede einzelne.“

Nun machten sie sich bereit. Auf einem Feldbett liegend, verfolgte Gregor die Manöver.

„Es wird glücken, Francis.“

„Aber jetzt überholen wir die Maschinen, und du schläfst ein wenig!“

„Ja, das ist auch meine Pflicht.“

Er war ganz schlaftrunken, als man ihn weckte. Erst als er in der Maschine saß, wurden seine Augen wieder klar.

„Achtung . . . , Motor andrehen . . . , Start, los!“

Nach zehn Stunden kamen die zwölf Maschinen wieder zurück. Und alle hatten zwei unförmige Bündel oben auf den Tragflächen neben dem Rumpf.

„Der Start auf den kleinen Schollen war sehr schwer. Aber nach ein paar Versuchen ist es doch gegangen.“

„Aber jetzt müßt ihr euch alle ausgiebig erholen!“

„Noch weniger als nach dem ersten Flug! Das Schiff ist plötzlich gesunken, hat sich unerwartet nach der Seite umgelegt und dabei die Depots mit in die Tiefe gerissen. Die Kameraden befinden sich in höchster Not. Auch die ziemlich weitab liegenden Schollen, auf denen wir landen, zeigten schon Sprünge. Nur höchste Eile kann die Rettung verbürgen. In einer Stunde müssen die Apparate überholt sein!“

„Sie gefährden sich, Gregor, Ihre Kameraden und auch die, die Sie retten wollen!“

Der andere sprang fast zornig auf. „Sie wissen nicht, Francis, wie es an der Unfallstelle aussieht! Geht übrigens die Rettung der Leute vom ‚Ilmen‘ glatt vonstatten?“

„Beinahe bequem, Gregor. Das Schiff hält sich noch über Wasser, die Lage ist dort keinesfalls bedrohlich.“

„Aber gezögert darf dort auch nicht werden! In einer Stunde

kann sich die Situation vollständig geändert haben. Die Kameraden stehen dort nicht auf einer Insel, sondern auf Eisschollen!“

Er wollte noch etwas sagen, sank ohnmächtig zurück, erholte sich aber nach ein paar Minuten wieder.

Francis sah ihn an. „Sie brauchen nicht eine Stunde, sondern eine ganze Nacht Schlaf!“

„Und die Kameraden von der ‚Krestjania‘ schlafen dann ewig! Geben Sie mir doch dieses deutsche Mittel gegen Müdigkeit, ich glaube Pervitin heißt es.“

„Es ruiniert die Nerven, Gregor! Es belügt Sie! Die Erschöpfung schreitet fort, Sie hören bloß ihre warnenden Signale nicht!“

„Aber ich kann dann meine Maschine steuern! Das Pervitin her!“

Francis brachte ihm das Röhrchen mit den Tabletten, Gregor griff begierig darnach.

„So, und jetzt überwachen Sie die Durchsicht der Maschinen. Daß alles rasch geht, sehr rasch!“

Nicht bloß ihn, auch die meisten anderen Piloten mußte man in die Kabinen heben. Der Start erfolgte beängstigend unsicher. Aber nach ein paar Minuten beherrschten wieder alle ihre Maschinen.

Francis wartete, sah immer wieder auf die Uhr. Die Staffel war nun schon über neun Stunden unterwegs. Endlich, nach zehn Stunden, wurde fernes Motorengeräusch hörbar.

Er setzte das Binokel an die Augen. Es waren nur elf Flugzeuge. Sie kamen näher. Immer nur elf.

Jetzt zogen sie die Kreise zur Landung. Wieder nur elf.

Francis spähte weiter nach Norden. In unsicherem Flug nahte die zwölfte Maschine. Und nun erkannte er auch die Nummer am Rumpf.

„Lerche XII“. Es war Gregor. Von der einen Tragfläche flatterten Fetzen. Sie mußte beim Landen oder Starten beschädigt worden sein. Der Pilot hatte offenbar schwerste Mühe, die Maschine unter solchen Umständen im Gleichgewicht zu halten.

Aber trotzdem landete auch er glatt.

Francis rannte hin. „Sind Sie heil, Gregor?“

Ein bleiches, verfallenes Gesicht mit wirren Augen starrte ihm entgegen. „Es scheint so . . ., heil . . ., aber fertig . . ., ich startete als letzter, mit dem Kapitän und dem ersten Steuermann auf den Tragflächen. Gerade als ich zum Start ansetzte, brach die Scholle durch. Ich mußte eine jähe Wendung machen, beschädigte dabei die linke Tragfläche. Kein Unglück, wir haben ja komplette Tragflächen als Reserve. Aber der Flug . . ., die Bespannung der Fläche riß langsam immer weiter durch . . .“

Ein sinnloser Schrei kam von seinen Lippen. „Sofort eine neue Tragfläche anmontieren! Ich muß zu meinem kleinen . . .“

Das Wort Bruder konnte er nicht mehr aussprechen. Man hob ihn bewußtlos aus der Kabine.

Der Arzt bemühte sich um ihn. Nach drei Stunden kehrte das Bewußtsein zurück.

„Ist meine Maschine wieder in Ordnung?“

„Die neue Tragfläche ist montiert, Motor und Steuerung sind durchgesehen, Benzin und Öl nachgefüllt.“

„Aber ich kann nicht starten!“

„Auch keiner Ihrer Kameraden, Gregor. Es wird einen halben Tag dauern, bis ihr alle eure Erschöpfung überwunden habt.“

„Und die Leute von der zweiten Staffel?“

„Sind eben wieder zum ‚Ilmen‘ geflogen.“

„Es ist also derzeit kein Pilot verfügbar, Francis?“

„Leider kein einziger.“

„Und mein Bruder?“

„Hätte vor einer Stunde wieder funken sollen. Es ist aber kein Signal von ihm gekommen.“

„Mein armer kleiner Bruder . . ., mein Dimitri . . ., jetzt dürfte ich ihn retten, und nun kann ich es nicht.“

Ein Weinkrampf schüttelte seinen Körper.

Francis sah ihn ernst an. „Ich steuere die ‚Lerche XII‘, ich rette Ihren Bruder.“

„Mit mir Francis! Nur mit mir! Wir zwei . . ., mit Ihnen am Steuer!“

„Die leiseste Anstrengung kann Sie das Leben kosten!“ mahnte der Arzt.

„Ob ich im Lehnstuhl sitze oder in der Pilotenkabine, ist ziemlich gleich. Ich steuere ja nicht.“

Nach einer Stunde schon starteten sie. Der Flug verlief glatt. In nicht viel über drei Stunden erreichten sie die Bennett-Insel.

Gregor hatte immer wieder mit Ohnmachten zu kämpfen, raffte sich doch stets auf, wurde ganz frisch, als die Hütte erkennbar wurde und Francis über sie immer engere Kreise zog.

„Aber es steigt kein Rauch auf!“

„Abwarten, Gregor. Ihr Bruder kann ja zeitweilig den Ofen abgestellt haben, um vor den Rauchgasen gesichert zu sein.“

„Ja, das ist möglich. Sie müssen mehr links steuern, dort auf dem Schneefeld bin ich seinerzeit gelandet. Es ist auch jetzt ganz ohne Spalten.“

Francis setzte vorsichtig die Maschine auf, stieg aus. Gregor mußte er aber aus der Kabine heben, so schwach war er noch, ihn beim Gehen stützen und immer wieder kleine Rasten einschalten.

Aber in der Nähe der Hütte riß sich Gregor los, eilte mit letzter Kraft zur Tür, öffnete sie, tat einen Blick ins Innere, schrak zurück, taumelte, hielt sich an der Klinke fest.

„Zu spät . . ., zu spät . . .“

Es wurde ihm schwarz vor den Augen, er sank um.

Francis mußte über ihn hinwegsteigen, um in die Hütte zu gelangen.

Dimitri lag auf dem Feldbett, in Decken gehüllt. Sein Gesicht war fahl, er atmete nicht mehr, die offenen Augen starrten ins Leere.

Francis riß die Decken weg, öffnete das Gewand, legte das Ohr an die Brust.

Hob sie sich nicht ganz schwach? Schlag nicht das Herz noch?

Er horchte noch genauer. Ja, es schlug noch! Dimitri lebte!

Hastig durchsuchte er den kleinen Medikamentenkasten, den er vom Flugfeld mitgenommen hatte, brach eine Ampulle mit Coramin an, saugte den Inhalt in eine Injektionsspritze, stach ein, beobachtete die Wirkung.

Nach wenigen Minuten wurde der Herzschlag stärker und regelmäßiger.

Francis wartete noch eine kleine Weile, injizierte Koffein und Kampfer.

Der Kranke bewegte zum erstenmal die Augen.

Francis sprang zu Gregor hin, rüttelte ihn.

„Er lebt noch! Wir müssen künstliche Atmung einleiten und ihn massieren!“

Gregor erwachte unter dem Aufruf, richtete sich mühsam auf, starrte Francis an.

„Was sagen Sie?“

„Ihr Bruder lebt! Wir können ihn retten!“

„Mein kleiner Bruder? Wirklich?“

„Ja, aber Sie müssen mithelfen!“

Der Erschöpfte schien wie neu belebt, alle Müdigkeit war gewichen.

Francis leitete die künstliche Atmung ein, Gregor übernahm das Massieren. Nach einer halben Stunde war er schon so weit, daß sie ihm Tee aus der Thermosflasche einflößen konnten.

„Jetzt richte ich aber endlich den Ofen her! Unglaublich, wie ungeschickt Dimitri ist! Vier Konservenbüchsen auseinander-geschnitten, zu einer Manschette zusammengebogen und gelötet, und der ganze Schaden wäre ausgeblieben! Aber das kommt davon, wenn man seinen kleinen Bruder allein läßt!“

„Warum hast du mir das nicht gefunkt?“
„Weil man so primitive Ratschläge nicht funken kann! Die weiß man, die hat man in sich!“

Nach einer Stunde brannte der Ofen.

„So, jetzt gibt es keine Rauchgase mehr!“
Dimitri hatte inzwischen auch Kondensmilch genippt und verlangte nun festere Nahrung.

„Aber flugfähig bin ich noch nicht!“
Gregor lachte. „Jetzt können wir warten! Jetzt haben wir Zeit! Wir sind wohl noch im Dienst, aber wir gehören schon uns — ist das schön!“

Francis nickte ihm zu. „Ja, das ist schön, auch sich selber gehören zu dürfen!“

Gregor wollte ihm erwidern, aber da fiel ihm sein Bruder um den Hals.

„Daß du doch noch zurechtgekommen bist, Gregor! Du warst ja immer wie ein Vater zu mir, und jetzt hast du mir wie ein Vater das Leben gegeben! War je ein Bruder so zum andern?“ Er schüttelte sich in letztem Grauen. „Ich hatte mich schon zum Sterben hingelegt . . ., hoffte ja nicht mehr, daß du noch zur rechten Zeit kommen könntest . . .“

„Wenn du wüßtest, welche Mühe es gekostet hat, zurecht-zukommen . . .“

Francis unterbrach ihn. „Das muß ich schildern. Gregor würde seinen Anteil viel zu bescheiden darstellen. Er will es ja nicht wahrhaben: In seiner Tat ist er schon ein großer Einzelner gewesen!“

Dimitri stellte immer wieder staunende Fragen.

„Den Schlußpunkt haben aber doch Sie gesetzt, Mr. Dobson. Ohne Sie wäre auch das Letzte . . . nicht möglich gewesen . . .“





Die Ziffern bezeichnen folgende Routen der wichtigsten Nordpolexpeditionen:

- 1 = Die Reise Martin Frobishers, 1577
- 2 = Hudson-Expedition, 1610
- 3 = Franklins letzte Reise, 1845—1847
- 4 = Koldeweys Fahrt mit der „Hansa“, 1869/70
- 5 = Erste Nordöstliche Durchfahrt (Nordenskjöld), 1878/79
- 6 = Die Fahrt De Longs mit der „Jeanette“ und sein Todesmarsch, 1879—1881
- 7 = Pearys Weg zum Pol, 1909
- 8 = Nansens Drift mit der „Fram“, 1893—1896
- 9 = Erste Nordwestliche Durchfahrt (Amundsen), 1903—1906
- 10 = Amundsens Polflug mit der „Norge“, 1926
- 11 = Wilkins' Polflug, 1928
- 12 = Route der Nobile-Expedition, 1928
- 13 = Der Polarflug des „Zeppelin“, 1931
- 14 = Verlauf der russischen „Sedow“-Expedition, 1938/39



EXPEDITIONSKARTE DES NORDPOLAR GEBIETES



doch das stille Heldentum der Polarforscher in der Vergangenheit als menschliche Großtat im Dienste wissenschaftlicher Erkenntnis angesehen werden.

In 14 Novellen, Einzelschilderungen, Episoden und Bildern führt uns hier ein Dichter die einzelnen Epochen vor Augen. Das Buch stellt daher auch gleichzeitig eine Geschichte der gesamten Polarforschung in anregender Form dar. Der dichterische Wert und das Bekenntnis zu edelstem Menschentum, das aus jeder Novelle spricht, machen es, auch über das behandelte Thema hinaus, zu einer wertvollen literarischen Neuerscheinung.



U N I V E R S U M
V E R L A G S G E S E L L S C H A F T M. B. H.
W I E N IX/71

20.75
916/54

13773